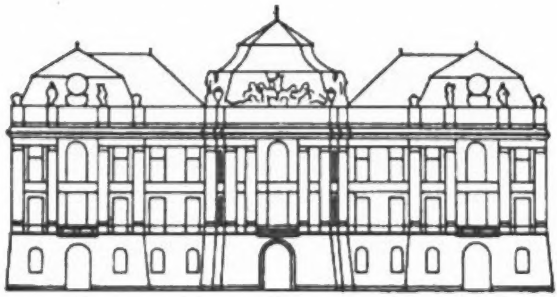
*31. G. 16.
2 Bde.

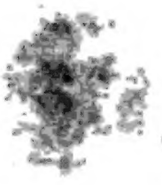
MENTEM ALIT ET EXCOLIT



K.K. HOFBIBLIOTHEK
ÖSTERR. NATIONALBIBLIOTHEK

*31.G.16.
2.Ba.

Digitized by Google



Digitized by Google

Schreyvogl, Joseph

Digitized by Google

Digitized by Google

Thomas und Karl August West's Schriften.

Digitized by Google

Digitized by Google

Gesammelte Schriften

von

Thomas und Karl August West.

Erste Abtheilung.

Bilder aus dem Leben.

Erster Theil.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg.

1829.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt der ersten Abtheilung.

Bilder aus dem Leben.

Erster Theil.

Seite

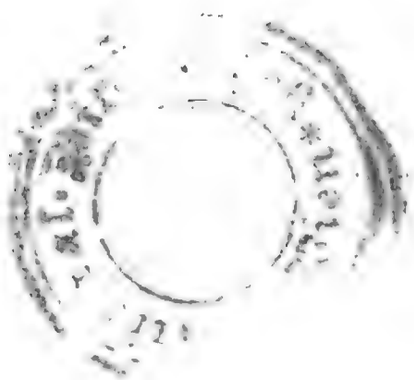
Vorbericht 5

I. Samuel Brink's letzte Liebesgeschichte. Eine Episode aus dem Roman seines Lebens. (1820.)... 7

II. Etienne Durand. Eine wahre Geschichte; mitgetheilt von K. A. West. (1822.)..... 129

III. Die Fingerzeige der Vorsehung. Ein Cyklus moralischer Erzählungen, von Thomas West. (1818.)..... 227

(Die beigesetzten Jahreszahlen zeigen die Jahre an, in welchen die genannten Aufsätze geschrieben wurden.)



Digitized by Google

Bilder aus dem Leben.

Von

Thomas und Karl August West.

Erster Theil.

Digitized by Google

Vorwort.

Oeffentliche Blätter haben eine Sammlung der zum Theil noch ungedruckten Schriften von West angekündigt, ohne zu bemerken, daß der Schriftsteller, welcher sich dieses Namens bedient, eine Art von Doppelgänger ist, und bald Thomas bald Karl August West genannt wird. Thomas West, der ehemahlige Aktuar der stillen Gesellschaft, — eines humoristischen Vereins, dessen sich einige Leser aus der Zeit des Sonntagsblattes vielleicht noch erinnern, — ist seit achtzehn bis zwanzig Jahren nicht mehr öffentlich als Schriftsteller aufgetreten. Dieser Name bezeichnet übrigens einen Charakter, der in den nachfolgenden Le-

bensbildern und satyrischen Streifzügen als handelnde Person erscheint. Dagegen ist der Name Karl August West nicht mehr und nicht weniger, als eine gewöhnliche Schriftsteller-Etiquette, mit welcher der Verfasser seine neueren Druckschriften auf den Büchermarkt schickte, und die er auch bei seinen künftigen beibehalten wird.

Was die nachstehenden: Bilder aus dem Leben insbesondere betrifft, so sollte es kaum nöthig seyn zu bemerken, daß zwar der Stoff derselben aus der Beobachtung der wirklichen Welt genommen ist, daß man aber den Personen und Begebenheiten, welche darin geschildert sind, in der eigenen Geschichte und den Umgebungen des Verfassers vergebens nachspüren würde. Die Wahrheit, welche diese Lebensbilder etwa enthalten mögen, ist die allgemeine

der menschlichen Natur; das Individuelle darin gehört der Dichtung an. Obwohl diese kleinen Gemälde hier nur zufällig an einander gereiht erscheinen, wird man doch einen gewissen Zusammenhang unter ihnen wahrnehmen. Es sind Segmente aus dem Panoram des Lebens, wie sich dasselbe dem Auge des Verfassers in verschiedenen Zeit= und Gesichtspunkten darstellte. Eine andere gegenseitige Beziehung wird man in der Form und dem Inhalte dieser Lebensbilder und der, gleichzeitig erscheinenden, Streifzüge des Verfassers bemerken. In den letzteren hat der Verfasser sein Urtheil über die deutsche Literatur, die er seit dreißig Jahren aus dem Standpunkte eines unparteiischen Zuschauers beobachtet, mit derselben Unbefangenheit dargelegt, wie in den ersteren seine Ansichten des Weltlaufes. Diese beiden Abtheilungen sei=

ner Schriften erklären und ergänzen sich wechselweise; daher er auch wünscht, daß sie als Theile Eines, wiewohl nur fragmentarischen, Werkes betrachtet, und als solche gelesen und beurtheilt werden.

I.

Samuel Brink's letzte Liebesgeschichte.

Eine Episode

aus dem Roman seines Lebens.

(1820.)

Digitized by Google

1.

»Die Achse hält den Weg noch zweimal aus,« schrie Paul, »macht nur den Riemen geschwind zurecht, daß wir fortkommen!« — »Ei, wenn Er's besser versteht,« brummte der Schmied, »meinetwegen!«

»Was gibt's denn, Paul?« sagte ich, aus der Kalesche zurücksehend. — »Unnöthigen Aufenthalt,« erwiederte Paul: »der Schaden könnte längst ausgebessert, und wir schon auf der Station seyn, wenn der wunderliche Mann nicht so viele Bedenklichkeiten hätte.« — »Nun, nun, wir haben so große Eile nicht,« sagte ich, indem ich aus dem Schlage stieg; »mach' Er seine Sache fein ordentlich, Meister Schmied!« — »Das ist etwas anders!« hörte ich jetzt Paul brummen; »sonst währt dem Herrn gleich Alles zu lange.«

Ich ließ meinen Paul stehen, und ging in den Hof der Dorfschenke, wo ich ein hübsches, ziemlich wohlgekleidetes Mädchen mit der Wir-

thin sprechen sah. Das Mädchen trug einen kleinen Bündel unter dem Arme und schien ihren Weg, den sie dem Ansehen nach zu Fuße gemacht hatte, eben fortsetzen zu wollen. »In anderthalb Stunden,« hörte ich die Wirthin zu ihr sagen, »können Sie auf der Station seyn: ob Sie aber den Postwagen noch antreffen werden, weiß ich nicht; er geht gewöhnlich früher durch.« — Das Mädchen erwiederte einige Worte, die ich nicht verstehen konnte, und kehrte sich dann mit dem Gesichte gegen mich. Ich war überrascht, denn jetzt erst sah ich, wie schön sie war. Mehrere junge Leute, die sich an einem Seitentische bei schlechtem Weine lustig machten, schienen, nach ihrer Art, nicht weniger Wohlgefallen an dem Mädchen zu finden. Zwei von ihnen waren aufgestanden, und machten Miene, sich dem schönen Kinde zu nähern. Sie hatte es bemerkt, und suchte ihnen auszuweichen: aber die muthwilligen Bursche vertraten ihr den Weg, und Einer faßte sie ziemlich tölpisch an. Unwillig riß sie sich los, und verdoppelte ihre Schritte, um über den Hofraum zu kommen. Als sie an mir vorbei ging, sah ich Thränen in ihren großen blauen Augen; ihre Wangen

glühten: sie wandte das Gesicht hinweg, als schäme sie sich, einen Zeugen der ihr widerfahrenen Beleidigung zu haben. Unwillkührlich folgte ich der anziehenden Erscheinung, die durch das Thor an meinem Wagen vorbei eilend, meinen Blicken bald entschwand. Paul, als er sie gewahr wurde, stutzte und sah schalkhaft lächelnd nach mir um. »War's das? Ja, dann freilich!« hörte ich ihn murmeln, als ich ihm näher kam.

»Nun, ist der Wagen fertig?« fragte ich. — »Das geht so geschwind nicht, Herr! Aber der Meister macht es recht ordentlich.« — »Sieh, wo der Postillon ist,« erwiederte ich ernsthaft. Paul ging, mit drollig-bedenklichem Kopfschütteln. — Ich sah mich nach den zwei Burschen um, deren ungeschliffenes Betragen das schöne Mädchen erröthen gemacht, und mir, ohne ihr Verdienst und Wissen, einen so reizenden Anblick verschafft hatte. Sie waren zu ihrem Tische zurückgekehrt, und riefen lärmend die Wirthin. Nach kurzem Wortwechsel warfen sie Geld auf den Tisch, und taumelten an mir vorbei, denselben Weg einschlagend, auf dem sich das Mädchen entfernt hatte. Sie schienen ziemlich betrunken; ihre erhitzten Gesichter hatten einen

Ausdruck von Rohheit, der mir sehr widrig auffiel.

»Wo bleibt denn der Postillon?« rief ich meinem Paul entgegen, indem ich in die Kalesche stieg. — »Er kommt schon, Herr! und der Meister Schmied ist auch bald fertig, wie ich sehe. Wir holen die flinke Dirne schon noch ein.« — »Ich glaube, du träumst, Alter?« sagte ich: »aber mach fort! Hier ist Geld; und knickere mit dem Schwager nicht! Er soll fahren, wie recht ist.« — Es war angespannt. Paul schwang sich, mit etwas steifer Hastigkeit, auf den Sitz des Postillons, und fort rollte der Wagen, in der Richtung hin, welche »das flinke Mädchen« und die zwei wilden Bursche genommen hatten.

2.

Es war ein herrlicher Sommerabend. Die untergehende Sonne übermalte den leichtbewölkten Himmel mit ihren schönsten Farben. Die fruchtbare Landschaft, von Hügeln und Thälern durchschnitten, ruhte, wie ihre Bewohner, von dem Geräusch und den Mühen des Tages. An beiden Seiten der Straße lagen, in ziemlicher

Ferne, einige Dörfer, zu denen die Heerden, und hin und wieder einzelne Arbeiter, zurückkehrten. Kein Fuhrwerk war auf der Straße zu sehen, kaum von Zeit zu Zeit ein Fußgänger. Wir fuhren eine Anhöhe hinauf, deren bewachsene Spitze der Anfang eines ziemlich beträchtlichen Waldes ist. Als wir die Höhe erreichten, und die Straße selbst durch das dichter werdende Gehölz bedeckt wurde, sah Paul etwas besorgt zurück. — »Fahr zu, Schwager!« rief ich, Pauls besorgtem Blicke gleichsam antwortend. Die Rosse liefen bergab, was sie konnten.

Jetzt lichtete sich das Gehölz; ein Theil der Straße wurde sichtbar. Mir däuchte, ich erblicke die Gestalt, die mein unruhiges Auge suchte: aber Baumgruppen deckten die flüchtige Erscheinung wieder. Bald schien mir, ich sähe die Gestalt noch einmal, nicht weit von uns, und die zwei rohen Gesellen hinter ihr. — »Sie sind's!« schrie Paul, als wir sie beinahe erreicht hatten. — Die Bursche mochten den Wagen bemerkt haben; sie blieben ein wenig zurück, desto rascher ging das Mädchen vorwärts. Ich rief dem Postillon zu, seine Pferde etwas anzuhalten, was ihm aber nicht sogleich gelang.

Als wir an dem Mädchen vorbeifuhren, schien sie mich und Paul zu erkennen; sie verdoppelte ihre Anstrengung, um uns nachzukommen. Da wendete sich der Weg, und ein Gebüsch verbarg sie uns auf's neue.

Plötzlich vernahmen wir einen Schrei hinter uns. Der Postillon hatte die Pferde eben zum Stillstehen gebracht. Ich sprang aus der Kalesche, und flog dem Orte des Angriffes zu, den mir ein wiederholtes Zuhülferufen bezeichnete. Als ich durch das Gebüsch gedrungen war, sah ich das Mädchen mit den zwei Buben ringen. Meinen Knotenstock in der Faust, stürzte ich auf die Elenden los. Sie wurden mich nicht gewahr, bis meine wiederholten Streiche sie aus ihrer brutalen Zerstreuung aufweckten. Die Schurken waren im Begriff, sich zur Wehre zu setzen, als ich sie plötzlich von einem panischen Schrecken überfallen, und entfliehen sah. Paul, mit meinen Pistolen bewaffnet, und der Postillon, waren mir zur Seite; drohend und lärmend setzten sie den Flüchtigen nach. Das Mädchen, jetzt erst seiner Rettung gewiß, warf sich in heftiger Bewegung an meinen Hals. Wie aufgelöst von Angst und Freude, lag sie einen

Augenblick in meinen Armen; aber schnell schien sie sich zu besinnen, und, indem sie, über und über erröthend, sich aus meiner Umarmung wand, drückte sie meine Hand an ihre glühenden Lippen.

Paul und der Postillon kamen lachend auf uns zu. Sie hatten die Flüchtlinge nicht erreichen können, und mußten sich begnügen, sie waldeinwärts verjagt zu haben. Das Mädchen ward nun erst ihren zerstörten Anzug gewahr; verschämt entfernte sie sich von uns, um ihn ein wenig zu ordnen, und ihren zerstreuten Bündel zu suchen, der etwa funfzig Schritte zurück am Wege lag. Paul sah ihr mit innigem Vergnügen nach, und der Postillon, dessen glotzende Augen der schlanken Gestalt gleichfalls nachstarrten, murmelte schmunzelnd: »Blitz! 's ist eine hübsche Dirne!« — »Ich dächte, Herr!« sagte Paul, »wir hingen dem lieben Kinde Ihren Staubmantel um; sie scheint sehr erhitzt, und könnte, bei dem kühlen Abend, sich im Fahren leicht erkälten.« — »Du meinst also, Paul —?« — »Daß Sie das Mädchen nicht in Nacht und Wald schutzlos zurück lassen werden, wohl mein' ich das, oder ich müßte Herrn

Samuel Brink nicht mehr kennen. Ich will nur gleich vorausgehen, und den Staubmantel aus dem Magazin hervorsuchen.« — »Thu' das, guter Paul! und Du, Schwager, sieh zu deinen Pferden; ich komme gleich nach.« — »Heißa, Schwager!« rief Paul, ihn mit sich fortziehend, »jetzt gibt es eine lustige Fahrt und Extra-Trinkgeld!«

Ich ging dem Mädchen, das sich langsam näherte, einige Schritte entgegen und bot ihr meinen Arm. Sie hatte sich ziemlich gefaßt, und nahm meinen Antrag, sie auf die nächste Station zu führen, mit bescheidenem Danke an. Paul stand schon mit seinem Staubmantel da, als wir zu der Kalesche kamen, und nöthigte ihn meiner Begleiterin ohne Umstände auf. Dafür nahm er ihr das Bündelchen ab, und brachte es in dem Wagensitze unter. Von dem Postillon hörten wir jetzt zum großen Schrecken des Mädchens, daß die Diligence, auf welcher sie einen Platz nach der Hauptstadt hatte nehmen wollen, schon vor mehreren Stunden weiter gefahren sey; sie war um so mehr bestürzt darüber, weil sie ihren Koffer vorausgesendet hatte, und dieser, wie sie fürchtete, verloren seyn möch-

te. — »Das wird sich alles finden,« rief Paul in bester Laune; »wer weiß, Mamsellchen, wozu der kleine Unfall gut ist!« Hierauf hob er sie zierlich in den Schlag, und hüpfte selbst ganz behende auf den Kutscherbock. Der Postillon trieb seine Pferde an, und blies ein munteres Stückchen dazu.

3.

Der Vollmond stieg aus dem Waldesgrund empor, und erhob die Abenddämmerung zu einem zweifelhaften Tageslichte. Ich lehnte behaglich in meiner Wagenecke, aus der ich von Zeit zu Zeit einen Blick auf meine schöne Nachbarin warf, welcher ihr Staubmantel den Reiz einer drolligen Vermummung gab. Da ich darüber scherzte, sah sie sich flüchtig an und lachte sehr anmuthig ein paar Mal auf. Allmälig ward sie heiter und ziemlich gesprächig. Ich erfuhr nun, daß sie Margarethe Berger heiße, und die Tochter eines Forstbeamten auf den Gütern des Grafen von ** sey, wo sie bis in ihr vierzehntes Jahr eine recht glückliche Jugend verlebt habe. In diesem Alter habe sie ihren Vater, und, ein Jahr später auch ihre Mutter

verloren, ohne daß ihre Aeltern ihr einiges Vermögen hinterlassen hätten. Die Schwester ihrer Mutter, selbst Witwe eines herrschaftlichen Rentmeisters, habe sie dann zu sich genommen, und ihre Erziehung mit Liebe und Sorgfalt vollendet. Da jedoch ihre Tante selbst nur von einer geringen Pension gelebt, und mit den Verwandten ihres verstorbenen Mannes in Erbschaftsstreitigkeiten verwickelt worden, habe sie Gretchen, zu ihrem besseren Fortkommen, in einem anständigen Hause der Hauptstadt unterbringen wollen. In dieser Absicht habe die Tante vor vierzehn Tagen mit ihr die Reise nach der Residenz angetreten, sey aber auf halbem Wege in eine gefährliche Krankheit verfallen, und in dem nahen Landstädtchen, wo sie liegen geblieben, am siebenten Tage gestorben.

Ein Strom von Thränen unterbrach hier Gretchens Erzählung. Sie verbarg das Gesicht an der Seite des Wagens, und weinte eine Zeitlang heftig. »Verzeihen Sie, mein Herr!« sagte sie dann; »ich besitze die Kunst noch nicht, mich vor Fremden gehörig zu benehmen. Wiewohl eine vater- und mutterlose Waise, fand ich doch in dem Hause meiner Tante die müt-

terliche Nachsicht und Zärtlichkeit wieder; ich durfte weinen, und mich laut freuen: — unter fremden Menschen, weiß ich wohl, schickt sich das nicht.« — »Was ein so gutgeartetes Geschöpf empfindet,« sagte ich, indem ich Gretchens Hand ergriff, »darf es auch äußern. Und bin ich Ihnen denn fremd, liebes Kind? Mir sind Sie es nicht mehr.« — Mein Ton oder meine Worte mußten Gretchens Herz getroffen haben, denn sie sah mir mit ihren großen blauen Augen so mild und vertrauensvoll in's Gesicht, daß ich versucht war, das holde, hülfebedürfende Wesen an meine Brust zu drücken. Aber ich bezwang mich, indem ich sie fragte, warum sie nach dem Unglücke, das ihr begegnet, nicht in ihre Heimath zurückgekehrt sey, wo sie doch noch einige Bekannte haben müsse? — »Keine, die etwas für mich thun könnten oder wollten,« erwiederte Gretchen. »Die Verwandten meines Oheims kamen, auf die Nachricht von dem wahrscheinlichen Tode der Tante, in dem Städtchen an, wo diese krank geworden, und eben gestorben war. Sie ließen die Leiche schnell begraben, und legten Beschlag auf den Nachlaß der Verstorbenen. Mir wurden meine wenigen

Kleider und ein karges Reisegeld verabfolgt. Was blieb mir übrig, als nun allein den Weg nach der Residenz anzutreten, wo ich einige Hoffnung habe, in dem Hause aufgenommen zu werden, für das meine gute Tante mich bestimmt hatte?«

Ich fragte um den Namen der Familie, an welche sich Gretchen in der Residenz wenden wollte. Sie nannte mir eine Frau v. Reichard, Banquiers-Witwe, welche ich einige Mal gesehen, und von der ich viel Gutes gehört hatte. »Das Haus hat den besten Ruf,« sagte ich; »vielleicht, Gretchen, finden Sie da einen Theil dessen wieder, was Sie verloren haben. Ich will Sie in die Stadt bringen, liebes Kind; seyn Sie guten Muthes!« — Die lebhafteste Freude glänzte in Gretchens Augen; sie drückte fühlbar meine Hand, und war im Begriff, sie noch einmal gegen ihre Lippen zu führen. Das verwirrte mich; mit einiger Hast zog ich meine Hand zurück, so, daß Gretchen mich betroffen ansah. Ich glaube, ich ward roth; unwillkührlich schlug ich die Augen nieder. Zum Glücke fuhr der Wagen eben in das Posthaus, und Paul stand schon vor dem offenen Schlage. —

»Wir bleiben doch hier?« sagte er, indem er mir heraushalf. — »Ja, Paul; besorge ein abgesondertes Zimmer für Mamsell Berger.« — »Kommen Sie, Mamsellchen!« rief der Alte; »wir wollen uns gleich nach Ihrem Koffer umsehen.« — »Sie werden doch nicht böse, Herr,« setzte er leise mit einer Schalksmiene hinzu, »wenn auch ich ein wenig mit dem hübschen Mädchen charmire?« — »Geh, Narr!« sagte ich, ziemlich verdrießlich, daß der Alte meinen Empfindungen so nahe auf der Spur war.

Ich spazierte über den Hof zum Thor hinaus, um mich noch ein wenig im Freien zu ergehen. Es war inzwischen Nacht geworden. Der Arktur stand am nordwestlichen Himmel, im Zenith funkelte die Lyra, und ostwärts strahlte, wie zu ihr aufschwebend, der Adler. Aber vor mein Gemüth traten zwei milde Augensterne, und meine Blicke wandten sich, von dem Glanz der Himmelslichter, dem sanften Scheine des irdischen Gestirnes zu, das mir so unvermuthet aufgegangen war. »Wie steht es mit dir, Samuel?« sagte ich zu mir selbst. »Bist du nicht zu Jahren gekommen, und halb und halb ein Philosoph? Doch hier unten, wie dort oben,

wirkt die Natur nach ihren ewigen, einfachen Gesetzen. Die Bahn der Gestirne altert nicht, eben so wenig der mächtige Trieb der Herzen. Was haben wir voraus mit unserer Erfahrung und Weisheit, als die Fähigkeit, unsere Wünsche und Neigungen früher zu verstehen, und — darüber zu lächeln? — Bedenke deine Jahre, Samuel! bedenke deine Jahre!« —

Als ich langsam gegen das Posthaus zurückging, kam mir Paul daraus entgegen, um mir zu sagen, daß Gretchen mit dem Essen auf mich warte. Sie wendete sich mit großer Heiterkeit zu mir, da ich in's Zimmer trat. Ihr Anblick ergriff mich auf's neue. Das Herz schlug mir merklich; ich winkte Gretchen neben mir Platz zu nehmen, und setzte mich selbst geschwind, um meine Unruhe weniger auffallend zu machen. Das harmlose Mädchen erzählte mir sehr vergnügt, daß sich ihr Koffer gefunden habe, was ihr besonders ihrer Papiere wegen lieb sey. Ueberhaupt sprach sie gern und lebhaft, auch von der Stadt, von deren Verhältnissen sie ziemlich unterrichtet schien, denn ihre Tante war dort geboren und erzogen worden. Ich hörte meist schweigend zu, während ich ziemlich eifrig

aß, und mich mehr und mehr in das Anschauen der lieblichen Gestalt vertiefte. Da ich abgespeist hatte, und Gretchen mich eine Weile still sitzen sah, stand sie auf, um sich zu entfernen. — »Morgen um vier Uhr die Pferde, Paul!« fuhr ich endlich aus meiner Zerstreuung auf. — Mit einem freundlichen: »gute Nacht, lieber Herr!« schlüpfte sie aus der Thür. »Gute Nacht, Gretchen!« rief ich ihr nach.

»Bedenke deine Jahre, Samuel!« sagte ich noch einmal zu mir selbst, nachdem ich meinen Paul stumm verabschiedet, und mich halb ausgekleidet auf das Bett geworfen hatte, worin endlich der Schlaf meinen umherschwärmenden Gedanken ein Ziel setzte.

4.

»Wie viel ist die Uhr, Paul?« fragte ich, indem ich aus dem Bette sprang, so leicht wie ein Fahnenjunker, der die erste Parade beziehen soll. — »Gleich sechs, Herr!« sagte Paul. — »Was?« rief ich. »Und warum hast du mich nicht um vier Uhr geweckt, wie ich dir befahl?« — »Ei, Herr!« erwiederte Paul, »Sie schliefen so wunderfest, daß ich Sie noch vor einer Stunde

nicht wecken mochte, wo ich schon zum zweiten Male hereinkam.« — »Ich glaube, Du treibst deine Kurzweil mit mir, alter Träumer!« — »Ich träume nicht, Herr!« — »Da schläft wol Gretchen auch noch,« fuhr ich nach einer Weile fort, indem ich meine übernächtige Figur im Spiegel betrachtete. — »O!« sagte Paul, »die treibt sich schon seit anderthalb Stunden im Garten, im Hühnerhof, und draußen im Felde herum; das Mädchen ist lauter Leben, und die Wirthschaft scheint recht ihr Element zu seyn. Das wäre ein anderes Ding, Herr, als unsere alte Sibylle im Hause.« — »Meinst Du?« sagte ich zerstreut. »Aber laß das Frühstück bringen, Paul! und bitte Gretchen, dazu herauf zu kommen.«

Ich hatte große Lust, mir selbst in's Gesicht zu lachen, wie ich so vor dem Spiegel da stand, — sobald Paul aus der Thür war. »Das hat ein Liebhaber von zwei und funfzig Jahren vor einem von zwanzig voraus,« sagt' ich, »daß er mit Appetit essen, und, wenn's glückt, seine acht oder neun Stunden schlafen kann. Ich hätte das gestern kaum gedacht, als ich da unten dem Arktur mein Herz eröffnete.«

Das Frühstück kam, und Gretchen trippelte herein, mir einen guten Morgen bietend. Sie sah aus, wie der Morgen selbst nach einer erfrischenden Sommernacht. Fand ich sie gestern lieblich und anziehend, so erschien sie mir heute in dem vollen Glanze des blühendsten Jugendreizes. — »Es ist doch eine köstliche Gottesgabe um ein Alter von achtzehn Jahren!« dacht' ich, oder sagt' es vielmehr laut. »So alt sind Sie wohl eben? Nicht wahr, Gretchen?« — »Bald neunzehn,« erwiederte sie. — »Kommen Sie, Kind! Ich will mir einmal einbilden, ich wäre, was das betrifft, Ihresgleichen. Setzen Sie sich zu mir! Sie müssen die Conversation der Stadtherren doch ertragen lernen; ich will Ihnen eine Probe davon zum Besten geben.«

Das gute Kind wußte nicht, was sie von meiner Laune denken sollte; aber ich ließ mich nicht irre machen. Ich schwatzte, lachte, tändelte, mit so viel Anstand und natürlicher Lebhaftigkeit, daß Gretchen endlich selbst mit fortgerissen wurde. Lachend und schäkernd begleitete sie mich zu dem Wagen, in welchen dießmal ich sie hob, zum sichtbaren Verdrusse Pauls, der sich diese Galanterie nicht wollte nehmen lassen. Meine

Stimmung dauerte die halbe Station über, zu Gretchens nicht geringem Ergetzen. Ein wenig verliebte Geckerei, mit etwas wahrer Empfindung versetzt, unterhält die Weiber immer, die unerfahrensten wie die klügsten; denn sie ist ein Tribut der Ueberlegenheit, welche ihnen die Natur in dem Verhältnisse der Geschlechter über uns einräumte. — »Herr Brink kann recht liebenswürdig seyn,« hörte ich Gretchen mit vieler Unbefangenheit sagen, als mache sie die Bemerkung für sich.

Nach und nach verrauchte indeß der galante Humor, der mir mit Gretchens Eintritt an diesem Morgen, wie ein leichter Champagner-Rausch, zu Kopfe gestiegen war. Ich wurde stiller, bemerkte auch wieder was sonst außer uns vorging, und vertiefte mich endlich in die Betrachtung der herrlichen Landschaft, durch die wir hinfuhren. Gretchen hatte schon früher viel Antheil an den Gegenständen gezeigt, welche uns umgaben. Sie bemerkte die Verschiedenheit des Bodens und der Wirthschaft, in Vergleichung mit denen in ihrer Heimath, und verbreitete sich dabei recht sinnig und lehrreich über die Eigenheiten des Gebirgs- und Forstlebens. Ich fing

an, Intereſſe an dem Geiſte des Mädchens zu nehmen, deſſen Geſtalt und Schickſal mich ſchon ſo ſehr angezogen hatten. Ueberall verrieth ſie eine lebhafte Auffaſſung und eine Reife des Verſtandes, welche ihrem Alter und ihrer einfachen Erziehung vorauszueilen ſchienen. Zwar kannte ſie manches gute Buch, deſſen beiläufig erwähnt wurde, aber ihre Urtheile waren auf eigene Anſicht und Ueberlegung gegründet. Wir unterhielten uns auf ſolche Weiſe ſehr angenehm und ungezwungen von nahen und entfernteren Dingen; ich erfuhr immer mehr von Gretchens früherer Geſchichte, und das Vertrauen, welches mir das liebenswürdige Mädchen bewies, ſchien nach und nach erſt das rechte Verhältniß zwiſchen uns herzuſtellen.

So kam der Mittag heran, den wir in einem wohleingerichteten Gaſthofe, auf dem halben Wege unſerer Fahrt nach der Hauptſtadt, zubrachten. Ich ſpeiſte mit Gretchen an dem Wirthstiſche. Es gefiel mir wohl, die Augen der Gäſte öfters auf meine ſchöne Nachbarin gerichtet zu ſehen, welche in ihrem einfachen, faſt ärmlichen Anzuge, als die Königin der Tafel erſchien. Ein junger Officier, der uns ge-

genüber saß, suchte sie endlich in's Gespräch zu ziehen. Ich bewunderte die Gewandtheit und den feinen Takt, womit Gretchen den nach und nach zudringlich werdenden Fragen und Anspielungen des jungen Kriegsmannes auszuweichen wußte, ohne sich durch ein verlegenes oder auffallend frostiges Betragen zum Augenmerk der Gesellschaft zu machen. Als wir von der Tafel aufstanden, und ich mich nach einem, abseits liegenden Zeitungsblatte umsah, trat der Officier ganz dreist zu Gretchen, und begleitete seine Anrede mit einer ziemlich vertraulichen Geberde, indem er sie zierlich an beiden Ellenbogen anfaßte. Sie zog sich mit einer Achtung fordernden Miene zurück, worüber der junge Herr, leicht auflachend, sich in die Brust warf. Ich war indessen zwischen sie getreten, und sah den Officier ernsthaft an. — »Steht die junge Person vielleicht unter Ihrem Schutze?« fragte er spöttisch, »Ihre Frau oder Tochter scheint sie nach dem Aeußeren nicht zu seyn.« — »Wenn es darauf ankommt, sie gegen Zudringlichkeiten sicher zu stellen,« antwortete ich in entschlossenem Tone, »so steht das junge Frauenzimmer allerdings unter meinem Schutze; das kann erfah-

ren, wer dazu Luſt hat.« — »Gehorſamer Diener!« ſagte er, etwas verblüfft, und wandte mir den Rücken zu. — Ich nahm Gretchen unter den Arm, und ging mit erhobenem Haupte langſam durch den Saal, mich nach beiden Seiten umſehend, ob Jemand hier ſey, der gegen meine Erklärung etwas einzuwenden habe.

5.

Wir ſaßen wieder in unſerem Wagen. Der kleine Aerger hatte mein Blut in Bewegung gebracht, und ich ſah es gern, daß der Schwager, ein munterer Burſch, ſeine Pferde in ſcharfem Trabe laufen ließ. Die Straße zog ſich durch einen üppigen Getreideboden hin, deſſen hochſtehende Saaten von einem friſchen Winde bewegt wurden. Ich überließ mich dem angenehmen Spiele der Vorſtellungen, welches einen ſolchen Anblick gern begleitet, und ſaß längere Zeit ſchweigend neben meiner Reiſegefährtin, die ſeit dem Auftritt in dem Speiſeſaale ſelbſt ſehr ſtill und nachdenkend geworden war. Als ich ſie, aus meiner zurückgelehnten Stellung, ſeitwärts anſah, begegneten ihre Blicke den meinigen. Sie ſchlug die Augen nieder, in denen ich

den Ausdruck einer mehr als gewöhnlichen Aufmerksamkeit gelesen zu haben glaubte. »Woran denken Sie, Gretchen?« fragte ich, mich zu ihr neigend. — »An die großen Verbindlichkeiten, die ich Ihnen habe,« erwiederte sie, nach kurzem Besinnen, leicht erröthend. — »Sie rechnen doch den lächerlichen Auftritt mit dem jungen Bramarbas nicht dazu?« sagt' ich scherzend. — »In der That, das thu' ich,« antwortete sie ernsthaft; »dieser junge Officier hatte etwas unbeschreiblich Beleidigendes in seinem Blick und seinem ganzen Wesen. Mein Innerstes empört sich, wenn ich nur daran denke.« — Ich hielt Gretchens Hand, welche in der meinigen zu zucken schien; über ihre Wangen flog der Wiederschein einer inneren Aufwallung von Scham und Unwillen, der mich auf eine seltsame Weise ergriff. Es war ein Reiz von ganz eigener Art, worin alle Zauber der Weiblichkeit vereinigt schienen.

»Es kann Ihnen,« sagte ich mit merkbarer Beklemmung, »im Guten wie im Schlimmen, nicht an Gelegenheit gefehlt haben, den Eindruck zu beobachten, welchen Sie auf Männer von dem verschiedensten Charakter machen müs-

sen.« — Gretchen hörte mir etwas zerstreut zu; schien aber die Folge meiner Rede zu erwarten. — »Hat man Ihnen nie gesagt,« fuhr ich zögernd fort, »daß Sie — ein schönes Mädchen sind?« — Sie lächelte, als hätte ich etwas sehr gleichgültiges gesagt. »Das wohl,« erwiederte sie; »aber ich habe eben nicht viel darauf gehört.« — »Hatten Sie nie einen Liebhaber, Gretchen?« fragte ich lebhafter. — »Was man eigentlich so nennt, — nein!« — »Gretchen!« sagt' ich, indem ich einen Kuß auf ihren Arm drückte; »Sie wissen nicht, wie unendlich liebenswürdig Sie sind!« — Sie wurde roth, und zog ihren Arm zurück. — »Gretchen!« wiederholt' ich leise, ihr näher rückend —

»Haben Sie donnern gehört?« rief Paul, indem er sich herum wandte; »wir bekommen ein starkes Ungewitter.« — »So wollt' ich —!« — »Wie meinen Sie, Herr?« — »Es ist gut!« fuhr ich ihn an; »Du fürchtest doch den Donner nicht?« — »Ich nicht, aber die Mamsell vielleicht.« — Gretchen versicherte, »daß sie das Gewitter vielmehr liebe.«

In dem Augenblick hörten wir den Donner von ferne rollen. Mächtige Wolkenmassen ent-

wickelten sich auf der ganzen Fläche des Horizontes; der Wind wehte stärker, und jagte Staubwolken über die jetzt lebhaft befahrene Landstraße. In Kurzem war der Himmel ringsum bedeckt, und ein zuckendes Wetterleuchten durchlief das düstere Grau der Wolken. Einzelne Regentropfen fielen auf und neben dem Wagen nieder, da schlängelte sich ein Blitzstrahl weithin durch das Gewölbe des Himmels; rauschend strömte der Regen herab, und ein paar schmetternde Donnerschläge hallten mit dumpfem Gerolle aus weiter Ferne wieder.

»Ist's so recht?« fragte Paul Gretchen. — »Es wird!« erwiederte sie, indem sie mit sinnigem Ernst in die wohlthätig aufgeregte Natur hinausblickte.

Das große, allmälig sich entfaltende, Schauspiel der bewegten Außenwelt brachte den kleinen Aufruhr in meinem Innern zum Stillstand. Als die erste Aufwallung vorüber war, lächelte ich selbst über die seltsame Unterbrechung, die meiner unvorsichtigen Zunge, gerade noch zu rechter Zeit, Schweigen auferlegt hatte. Meiner selbst wieder völlig mächtig, genoß ich ruhig des zwiefachen herrlichen Anblicks, der

vor mir aufgethan war, und beobachtete mit wechselnder Theilnahme bald die prächtige Naturerscheinung außer uns, bald Gretchens liebliches Angesicht, woraus diese in gemildertem Lichte zurückstrahlte.

»Das thut doch nicht gut,« sagte Paul, sich noch einmal zurückwendend; »es regnet gar zu toll! Das Wasser schlägt in die Kalesche. Ich will das Spritzleder herablassen, Herr!« — Er that es, eh' ich es mit Anstand hindern konnte. Es war, als ob mich Paul oder der Zufall necken, und meine Standhaftigkeit auf die Probe setzen wollte.

Die Kalesche war von allen Seiten geschlossen. Das schwache Licht, welches durch ein paar handgroße Fensterchen in den schmalen Raum des Wagens fiel, reichte eben hin, mir Gretchens Gestalt in einem magischen Helldunkel zu zeigen. Der Wiederschein der Blitze erhöhete von Zeit zu Zeit den wunderbaren Reiz dieser Beleuchtung. Wir saßen so enge, daß ich nicht die geringste Bewegung machen konnte, ohne ihren Arm, ihren Fuß, die schwellende Fülle ihres jugendlichen Wuchses zu berühren. Ich glaubte, sie athmen zu hören; die Luft, die ich einsog,

schien von dem Hauche ihres Mundes durchwürzt. Es war, als säh' ich Funken zwischen uns hin und her gehen, den elektrischen Entladungen ähnlich, welche außerhalb unserer kleinen Welt die Atmosphäre erschütterten. — —

»Ich will,« sagte ich, nach einem ziemlich langen Kampfe, zu mir selbst, »ich will dieser reizenden Versuchung nicht unterliegen!« — und indem ich mich in meinem Winkel zusammen schmiegte, schloß ich die Augen, mit dem festen Vorsatze, sie nicht eher wieder zu öffnen, bis sich das Wetter in und außer mir völlig abgekühlt hätte, und ich mich ganz so ruhig fühlte, als in dem Augenblicke, wo Paul das verwünschte Spritzleder herabgelassen hatte.

— »Das thaten Sie wirklich, Herr Samuel Brink?« — »Mit Ihrer Erlaubniß, lieber Leser! ja, das that ich; und wenn Sie in meinen Fall kommen sollten, so rathe ich Ihnen, dasselbe zu thun. Es ist ein einfaches Mittel und hilft gewiß, wenn es Ihr Ernst ist, es zu rechter Zeit anzuwenden.« — »Und was that Gretchen während der angenehmen Unterhaltung, die Sie ihr in der verschlossenen Kalesche machten?« — Vermuthlich das Nämli-

che, wiewohl aus einer anderen Ursache. Denn als Paul, bei unserer Ankunft auf der Station, die Kalesche aufmachte, fand ich sie, in ihre Wagenecke gelehnt, so sanft schlafend, als das liebe Kind, seitdem sie aus der Wiege kam, nur jemals geschlafen haben konnte.

6.

Wer auf einer schlüpfrigen Bahn sich einige Mal glücklich aufrecht erhalten, und an einer besonders gefährlichen Stelle die Besonnenheit nicht verloren hat, setzt endlich seinen Weg mit Zuversicht und sogar behender fort, als wenn er sich auf einem ganz ebenen, sicheren Boden befände. Der Rest unserer Reise ging schnell und ruhig von Statten, ohne solche kleine Unfälle und Fährlichkeiten, als ich bisher zu berichten hatte. Es war beinahe Nacht, da wir bei meinem Hause in der Stadt ankamen. Ich hatte bei mir selbst überlegt, daß es wol schicklicher seyn würde, Gretchen in einem benachbarten Gasthause unterzubringen, als sie in meine Junggesellenwirthschaft aufzunehmen. Gretchen selbst erwartete nichts anderes; denn als wir ausgestiegen waren, dankte sie mir sehr herzlich für

die Güte, sie bis hierher geführt zu haben, und bat Paul, ihr den kleinen Bündel zu geben, den er in Verwahrung genommen; ihren Koffer wolle sie morgen früh abholen lassen.

»Die Mamsell,« sagte Paul, »wird doch nicht in eitler Nacht herumwandern sollen, um eine Schlafstelle in der großen fremden Stadt zu suchen? Da ist ja das ledige Bett in Jungfer Brigittens Zimmer, worin sie die Nacht recht gut zubringen kann.« — »Paul hat Recht,« unterbrach ich Gretchen, die etwas erwiedern wollte; »ich dachte nicht gleich daran. Sie dürfen den Vorschlag nicht ablehnen, Gretchen; die Anständigkeit selbst könnte gegen eine Schlafstelle in dem Zimmer meiner alten Haushälterin nichts einzuwenden haben.« — »Aber —« meinte Gretchen. — »Keine weiteren Umstände, Kind!« sagte ich, und faßte ihre Hand, um sie die Treppe hinauf zu führen: »morgen früh wollen wir dann sehen, wo Sie etwa sonst wohnen können, wenn es Ihnen in dem Hause eines ehrbaren alten Junggesellen nicht länger gefällt.

Jungfer Brigitte machte große Augen, als ich mit Gretchen in die Wohnung trat. »Ich bringe Ihr Gesellschaft, Brigitte,« sagte ich:

»Mamſell Berger wird heute Nacht in Ihrem Zimmer ſchlafen; ſorge Sie für ein reines Bett und eine freundliche Aufnahme.« — Die Alte ſchielte das holde Mädchen von der Seite an, mit einer Miene, die wenigſtens die letztere nicht verſprach: aber Gretchen ſchloß ſich mit einer ſo gemüthlichen Unbefangenheit an die mürriſche Hausregentin an, daß ſich die Wolken auf der runzeligen Stirn nach und nach verzogen. Meine Einladung zum Nachteſſen lehnte Gretchen beſcheiden ab, weil ſie mit Jungfer Brigitten auf ihrer Kammer zu bleiben wünſche. Die Frauenzimmer verließen mich, bald auch mein alter Paul, der noch eine Menge Dinge für unſere ſchöne Hausgenoſſin zu beſorgen hatte.

So hatte ich denn, beinahe ohne mein Zuthun, das liebenswürdige Geſchöpf unter meinem Dache, mit dem ich ſeit zwei Tagen ſo lebhaft beſchäftigt war! Die Vorſtellung hatte etwas überaus Anmuthiges für mich, ungeachtet des kleinen Beiſatzes von Schwermuth, der ſie begleitete. »Morgen,« ſagte ich ſtill zu mir ſelbſt, »morgen geht ſie hin, ſich ihrer künftigen Herrſchaft zu zeigen. Man wird ſie annehmen; wer thät' es nicht mit Freuden? — Gut, dann

ist alles vorbei, — die Erinnerung ausgenommen, die, wie angenehm sie auch ist, mich hoffentlich nicht im Schlafe stören wird.« —

Am andern Morgen erzählte Paul, als er mir das Frühstück brachte, daß Mamsell Gretchen schon ausgegangen sey, ihren Besuch bei Frau von Reichard zu machen. Es verdroß mich fast, daß sie weggegangen war, ohne mir zuvor »guten Morgen« zu sagen: aber ich besann mich, daß dieß jetzt ohnehin aufhören müsse. — Paul störte hier und da in meinem Zimmer herum und konnte nicht fortkommen. Das ist seine Art so, wenn er etwas auf dem Herzen hat.

»Es ist doch Schade,« fing er endlich an, daß so ein liebes, gutes Mädchen bei wildfremden Leuten dienen soll.« — »Man dient meist bei fremden Leuten,« sagte ich; »es ist ein anständiges Haus, und ein ziemlich leichter Dienst, wie ich von Gretchen selbst weiß; sie wird mehr zur Gesellschaft einer schon erwachsenen Tochter, als zur Bedienung, in dem Hause sein.« — »Wer weiß,« fuhr Paul fort, »was für eine widerwärtige Zierpuppe das ist! Sonst freilich könnte sie von Gretchen lernen, wie sich ein junges Mädchen zu betragen habe, um Gott

und aller Welt angenehm zu seyn.« — »Dir wenigstens, Paul,« erwiederte ich lächelnd, »ist das Mädchen wirklich sehr angenehm, wie es scheint.« — »Ei, das gesteh' ich!« war seine Antwort: »Und Ihnen, Herr, ist sie's auch; das merkt man wohl. An Ihrer Stelle ließe ich das liebe Kind gar nicht mehr aus dem Hause.« — »Aber was willst du denn, Paul, daß ich mit dem Mädchen anfange? Ich werde doch in meinen Jahren nicht noch eine Gouvernante für mich aufnehmen sollen?« — »Es wäre vielleicht so übel nicht,« erwiederte er lachend; »so eine hübsche, junge Gouvernante käme mit uns alten Knaben wol auch noch zurecht.« — »Ernsthaft, Monsieur Paul, wenn ich bitten darf!« — »Und die Wirthschaft; fuhr er fort, »versteht sie aus dem Fundament. Fragen Sie nur Jungfer Brigitten, die sonst nicht leicht einem anderen Frauenzimmer, besonders einem so jungen und hübschen, Gerechtigkeit widerfahren läßt.« — »Ich soll doch nicht etwa Brigitten wegschicken, um Gretchen an ihrer Statt zu behalten? Hat das die wackere alte Person um uns verdient, Paul?« — »Das will ich eben nicht sagen,« erwiederte Paul; »aber sehen Sie, Herr! da

hätte ich einen andern Gedanken. Draußen auf Ihrem Gute iſt doch keine rechte Aufſicht, in der inneren Wirthſchaft, meine ich, was Haus, Küche, Milchkammer, Hühnerhof und dergleichen betrifft. Ihr Vetter, der junge Herr Max, den Sie als Oekonomen hinausgeſetzt haben, iſt wol ein tüchtiger Menſch: aber der treibt ſich den ganzen Tag in Feld und Wald herum; da thut denn indeſſen das Geſinde, beſonders das weibliche, eben was es will. Nun meine ich, wenn Sie Gretchen draußen zur Beſchließerin machten, ſo wäre dem Uebel abgeholfen; und wenn wir dann von Zeit zu Zeit hinauskämen, ſo brauchten wir Brigitten nicht mitzunehmen, und hätten dort die angenehme Geſellſchaft noch in den Kauf oben drein.«

»Sieh, ſieh, was der Paul für artige Projekte macht!« ſagte ich, dem Einfall nachſinnend, und ging zur Thür hinaus, um einige Bekannte in der Stadt zu beſuchen.

7.

Als ich an den ausgeſchmückten Kaufmannsbuden vorüberging, fielen mir einige Läden mit

Modewaaren und Stoffen zur weiblichen Kleidung, mehr als sonst, in die Augen. Ich blieb dabei stehen und betrachtete manches Stück genauer, um seine Bestimmung zu errathen, oder seinen Werth näher kennen zu lernen. — Es wäre doch eine Artigkeit, dachte ich, und könnte dem lieben Mädchen gerade jetzt wol auch gelegen kommen, wenn ich einige nützliche und hübsche Sachen für sie einkaufte, und ihr ein Geschenk damit machte. — In dieser Absicht trat ich in ein Gewölbe, und suchte allerlei aus, mit dem Auftrag, es in mein Haus zu bringen. Es war so ziemlich alles, was zu einem vollständigen weiblichen Anzuge gehört; als ich aber gleich darauf an einem eleganten Schuhladen vorbei kam, fiel mir ein, daß ich dieses interessante Kleidungsstück vergessen hatte. Unerwartet machte ich die, mich selbst belustigende Bemerkung, daß ich mir einbildete, das Maß ihrer niedlichen Füßchen, welches ich nur beim Aus- und Einsteigen in den Wagen etwas näher erwogen hatte, bestimmt genug zu kennen, um die passendsten Schuhe für sie herauszufinden. Auf die Gefahr, es recht getroffen zu haben, ließ ich einige Paar Schuhe und das zierlichste Paar

Pantöffelchen zuſammenpacken, und nahm ſie gleich ſelbſt mit mir.

So beladen machte ich geſchwind meine Beſuche, zum Glück nur bei ein paar Männern, denen ſo etwas weniger auffällt. Einer von ihnen, ein Herr, der in der ſchönen Welt gelebt hat, konnte ſich dennoch nicht enthalten, das Packet, welches neben meinem Hute lag, in der Zerſtreuung des Geſpräches etwas näher zu unterſuchen. Er fuhr mit unterdrücktem Lachen zurück, als er den Inhalt gewahr wurde. — »Es iſt richtig!« hörte ich ihn bei Seite murmeln. — »Was iſt richtig?« fragte ich ziemlich barſch; denn ich hatte zugleich ſeine unſchickliche Neugierde bemerkt. — »Daß Sie eine Liebſte von der Reiſe mitgebracht haben,« antwortete er lachend; »man hat mir das heute ſchon am früheſten Morgen erzählt.« — »Ueber die Krähwinkler!« rief ich aus. »Ich wette, es ſteht morgen ſchon in allen Unterhaltungsblättern. Wenn Sie wiſſen wollen, was es mit dieſer Liebſten für eine Bewandtniß hat, ſo ſpeiſen Sie dieſe Tage bei mir; da will ich Ihnen die große Stadtneuigkeit vom Anfang bis zum Ende erzählen.« Mit dieſen Worten nahm ich

mein Packet, und ging unwillig meines Weges.

Ich kam gegen Mittag noch ziemlich ärgerlich nach Hause, und erfuhr, daß Gretchen indessen da gewesen sey, und dem ehrlichen Paul, auf sein Andringen, mit großem Leidwesen entdeckt habe, ihre Hoffnung, bei Frau v. Reichard angenommen zu werden, sey vereitelt. Die näheren Umstände würde sie mir selbst sagen, wenn sie wiederkäme. Jetzt sey sie auf die Polizei gegangen, um ihren Paß vorzuzeigen, und eine Sicherheitskarte zu erhalten, was man ihr als nothwendig zu ihrem längeren Aufenthalt vorgestellt habe. — Paul jubelte beinahe, als er mir Gretchens Unfall erzählte. »Ich wußte ja,« rief er, »daß es so kommen müßte! Gretchen kann gar nirgends bleiben, als bei uns; das war da oben schon vom Anfang her so bestimmt.« — »Seltsam!« sagte ich, halb für mich: »fast möchte ich es selbst glauben. Aber das würde einen schönen Lärm in der Stadt geben!« — »Possen!« fiel mir Paul in's Wort; »was brauchen wir uns um das Gerede der Stadt zu bekümmern? Ist sie etwa kein ehrbares Mädchen? Für die legte ich die Hand in's Feuer.« — »Das thät' ich nöthigen Falls auch, Paul! Nun,

wir wollen sehen! — Da, lege dieß Packet zu den übrigen Sachen, die indessen gekommen seyn müssen.« — »Ja wohl sind sie gekommen,« sagte Paul mit lachendem Munde:« aber wissen Sie, Herr, was geschah? Brigitte hat die schönen Zeuge und Bänder gesehen, und gleich vermuthet, daß sie für Mamsell Gretchen bestimmt wären. Das hat denn gewaltig böses Blut gemacht, wie ich merke. Sie hätte dem Mädchen ihr artiges Gesicht allenfalls verziehen, aber die hübschen Hauben und Bänder verzeiht sie ihr in ihrem Leben nicht.« — »Das mag sie, Paul! Laß es gut seyn.«

Es währte lange, ehe Gretchen zurückkam. Endlich trat sie ein, sichtbar verstört, und bat, mit mir allein reden zu dürfen. — »Was ist geschehen?« fragte ich besorgt, als wir allein waren. — »O, mein Herr!« erwiederte sie, und Thränen stürzten aus ihren Augen, »ich bin sehr unglücklich; — ich muß fort von hier, und weiß nicht, wohin ich mich wenden soll.« — »Wie das? Reden Sie, liebes Gretchen!« — Sie erzählte mir nun, Frau v. Reichard habe sie zwar gütig empfangen, ihr jedoch gesagt, daß der Zweck, zu welchem sie Gretchen hätte in das

Haus nehmen wollen, aufgehört habe, indem ihre Tochter in wenig Wochen heirathen würde, hiervon habe sie auch Gretchens Tante schon vor vierzehn Tagen benachrichtigt, aber der Brief sey während der Reise der letztern wahrscheinlich verloren gegangen. Auf Gretchens Bitte, sie einer anderen Dame zu empfehlen, habe Frau von Reichard sie an eine Madam Miller gewiesen, welche viele Bekanntschaften in der Stadt habe, und sich mit solchen Geschäften abgebe. Mad. Miller habe ihr gerathen, sich für's erste mit einer Aufenthaltskarte zu versehen, und dann wieder bei ihr anzufragen. Sie sey deshalb auf die Polizei gegangen, wo man ihr jedoch erklärt habe, der Aufenthalt in der Stadt könne ihr nur gestattet werden, wenn sie sich über die Mittel ihres Erwerbes und eine anständige Beschäftigung hinlänglich ausweisen könne. Man habe ihr Mißtrauen blicken lassen, und ihr endlich unverholen gesagt, daß sie die Stadt innerhalb dreier Tage längstens wieder verlassen müsse. Sie habe es nicht gewagt, mit dieser Nachricht zu Mad. Miller zurückzukehren, und getraue sich auch nicht, die kleine Stube in der Vorstadt zu beziehen, die ihr Jungfer Bri-

gitte empfohlen habe; denn auf dem Wege hierher sey sie von zwei Männern verfolgt, und sehr zudringlich um ihre Wohnung gefragt worden; sie fürchte sehr, diese Herren führen nichts Gutes gegen sie im Schilde.

»Das wäre leicht möglich,« sagte ich lächelnd. »Sein Sie ruhig, Gretchen! Das Alles hat wenig zu bedeuten. Ihre Sache bei der Polizei nehme ich auf mich. Sie sollen die Stadt nicht verlassen, wenn Sie nicht selbst wollen; dafür steh' ich Ihnen.«

8.

Dießmal mußte Gretchen meinen Willen thun, und tête-à-tête mit mir speisen. Sie war zu muthlos, um auf ihrem Verlangen, bei Brigitten bleiben zu dürfen, lange zu bestehen. Ich that, was ich vermochte, um sie aufzuheitern. Paul, der sich bei'm Aufwarten um uns geschäftig machte, und so einen Theil von Gretchens Besorgnissen erfuhr, unterstützte mein Vorhaben aus allen Kräften. Er spottete gutmüthig über ihre Furchtsamkeit, und machte sich besonders über die Herren von der Polizei lustig, die sich auf der Straße so angelegentlich

um Gretchens Wohnung erkundigt hatten. »Solcher Polizeispione,« sagte er, »haben wir zehn bis zwölf Tausend hier, deren Hauptgeschäft es ist, hübschen Mädchen auf allen Wegen und Stegen nachzuspüren. Ja, Mamsellchen! die machen Ihre Wohnung ausfindig, und wenn sie in einem Winkel der schmutzigsten Vorstadt versteckt wäre.« — Gretchen wurde feuerroth; sie errieth, daß sie die Absicht der beiden Männer mißverstanden habe, und fing an, sich ihrer zu großen Aengstlichkeit überhaupt zu schämen. Allmälig wurde sie ruhiger, doch blieb immer noch eine Spur von Nachdenken und Sorglichkeit auf ihrem schönen Gesichte.

Als uns Paul auf einige Augenblicke verließ, machte ich ihr den bestimmten Antrag, noch einige Tage in meinem Hause zu bleiben, wo sie vollkommen sicher wäre. In der Zwischenzeit fände sich vielleicht eine andere Aussicht, wobei ja auch Mad. Miller zu Rathe gezogen werden könnte. Gretchen hörte mir mit gesenkten Blicken zu; endlich sah sie auf, und mit dem Ausdrucke großer Innigkeit, worin sich einige Wehmuth mischte, sagte sie: »Was soll ich Ihnen antworten, theurer Herr? Ich kann Ihre Güte

nicht entbehren, und ich muß fürchten, sie schon gemißbraucht zu haben. Alles was mir seit Kurzem begegnet, scheint darauf abgesehen, mein ganzes Schicksal in die Hände eines großmüthigen Mannes zu legen, dem ich vor zwei Tagen noch völlig fremd war. In allen Dem ist etwas so Außerordentliches, daß ich mich nicht zu fassen weiß, und vor dem Glücke, welches mich Sie finden ließ, beinahe nicht weniger erschrecke, als vor den Unfällen, die mich betroffen haben.« — »Wie, Gretchen!« sagte ich, »sollten Sie mir mißtrauen?« — »Ich Ihnen mißtrauen?« rief sie. »Wäre ich dann noch Ihres Schutzes und der sichtbaren Vorsorge des Himmels werth, der Sie mir, in meiner größten Trübsal, als einen seiner Engel gesandt hat? Aber ach, mein Herr! es ist ein so drückendes Gefühl, so ohne alle Selbstständigkeit, und bloß von fremder Hülfe abhängig, in der Welt zu seyn!

Ich wollte antworten; da brachte Paul den Kaffee, welchen mir Gretchen einschenkte. Während ich zerstreut da stand, und meine Tasse schlürfte, war sie an das Fortepiano getreten, und machte stehend ein paar Gänge auf den Tasten. »Wie?« rief ich: Sie sind musika-

lisch?« — »Ein wenig,« war ihre Antwort; »meine Tante liebte die Musik, und gab mir selbst Unterricht darin.« — »O, spielen Sie doch dem Herrn etwas vor,« sagte Paul, ihr einen Stuhl setzend; »er hat das gar zu gern.« — Sie spielte einige bekannte Melodieen mit vieler Präcision und Leichtigkeit. Ich schlug eine Sonate auf, die eben auf dem Pulte lag. — »Das ist wol etwas schwer?« sagte sie, lächelnd zu mir aufsehend, »aber ich will versuchen, wie weit ich darin fortkomme.« — Sie machte, vorspielend, einige Passagen, fing dann die Sonate, zuerst etwas unsicher an, kam aber bald in den Gang, und überraschte mich endlich durch die Richtigkeit und den Ausdruck ihres Spieles, das besonders am Ende einige recht glänzende Momente hatte. »Bravissimo!« rief Paul. — »Wirklich, sehr brav!« sagte ich; »aber Sie kannten die Sonate schon früher?« — »Nein,« gab sie zur Antwort; »von neuer Musik bekamen wir selten etwas zu sehen. Meine Tante hielt mich vorzüglich an, die Werke von Bach, Scarlatti und Mozart zu spielen, die sie noch von ihrer Jugend her besaß.« — »Nun, Gretchen,« sagte ich,« mit diesem Talent schon allein

sind Sie hier nicht ohne Stütze. Fassen Sie Muth, liebes Kind! Sie sind nicht so hülflos und abhängig in der Welt, als Sie sich vorstellen.«

Dieser Gedanke schien besonders wohlthätig auf Gretchens Gemüthsstimmung zu wirken. Die letzte Spur von Trübsinn war aus ihren Gesichtszügen verschwunden. Sie blätterte unter meinen Musikalien herum, und legte Einiges davon bei Seite. Wenn ich es erlaube, sagte sie, wolle sie Abends noch ein paar Stücke durchspielen. Darauf machte sie mir ihren anmuthigsten Knix, und hüpfte zur Thür hinaus.

»Charmantes Mädchen!« murmelte Paul, und ich mußte mir Gewalt anthun, um es nicht laut zu wiederholen. — »Wissen Sie, Herr!« fuhr er, sich vertraulich zu mir wendend, fort, »was ich ausgedacht habe?« — »Nun?« — »Ich habe den Frauenschneider aus dem oberen Stockwerk herabbestellt, um die schönen Sachen zu übernehmen, die Sie für Gretchen gekauft haben. Er versprach mir, in der Nacht aufzusitzen, damit der Anzug bis morgen fertig werden könne.« — »Welch ein Einfall!« sagte ich halb unwillig; »es ist jetzt nicht Zeit, von dieser Arm-

seligkeit mit Gretchen zu reden.« — »Sie soll es ja noch gar nicht wissen,« antwortete er hastig; »das ist eben das Feine von der Sache. Ich habe dem Schneider das Kleidchen gewiesen, das Gretchen gestern Abends auszog, er braucht nun weiter kein Maß zu nehmen, wie er sagt.« — »Nun, wenn's so ist!« — »Ja wohl, Herr! Und ich will die Sachen nur gleich selbst hinauftragen, so merkt die Alte nichts davon; die verdürbe uns sonst den ganzen Spaß.«

Ich setzte mich an Gretchens Stelle an das Fortepiano, und durchlief, nicht ohne sympathetische Empfindung, die Tasten, die ihre Finger berührt hatten. Ein Satz aus der Sonate, welche sie gespielt hatte, wurde unvermerkt das Thema, worüber meine Phantasie sich in unregelmäßigen Variationen ergoß. Die Ideen strömten mir in ungewöhnlicher Fülle und Klarheit zu; ich habe vielleicht nie so gut gespielt, wenigstens nicht mit so lebendigem Ausdruck. Als ich von ungefähr aufsah, glaubte ich im Spiegel Gretchens Köpfchen, mit schalkhafter Neugierde durch die Thür horchend, wahrzunehmen. »Warte, Schelm!« rief ich, mich umwendend. Sie war es wirklich, zog sich aber schnell zu-

rück, und ſchlug die Thür zu. Nun war es um mein ruhiges Phantaſieren geſchehen. Ich ſprang auf und ergriff meinen Hut, um meinen aufgeregten Gefühlen durch einen Gang im Freien Luft zu machen.

9.

Es war ein ziemlich heißer Tag. Das Gewühl in den Straßen ſchien mir läſtiger als gewöhnlich. Ich ſtieg in einen Fiaker, der am Wege ſtand. »Wohin, Ew. Gnaden?« fragte freundlich der Kutſcher, den Schlag offen haltend. — »Ja ſo! — Wohin Du willſt. In den S**iſchen Garten meinetwegen!«

»Wohin Du willſt,« ſagte ich, in den ſanft ſchaukelnden Wagen zurückgelehnt, »wohin Du willſt, freundlicher Fährmann, Zufall! Hab' ich denn einen anderen Weg, als den Du mich führteſt bis hierher, und der jetzt lockender als je, durch blumige Auen und friſchbelaubte Hügel ſich hinzieht? Wo das Ziel iſt; ob wir's erreichen: ich weiß es nicht. Aber ihm zu folgen, ſo weit Natur und Unſchuld uns begleiten, — wer könnte ſich's verſagen?«

Der Garten war beinahe leer von Men-

schen. Ich schlenderte, mich meinen Gedanken überlassend, in den schattigen Gängen umher, und setzte mich endlich vor einem blühenden Rosengebüsche, welches ein Kranz von Pinien umfaßte. Die sinnige Zusammenstellung, welche in ihrer symbolischen Bedeutung den Reiz des Lebens durch den Ernst der Betrachtung zu erhöhen schien, machte, wiewohl kein neuer Gedanke der Gartenkunst, Eindruck auf mich, und däuchte mir Beziehung auf meine und Gretchens Lage zu haben.« Die Rosen gedeihen in dieser Nachbarschaft,« sagte ich zu mir selbst; »sie finden Schutz unter dem befreundeten Baume, dessen melancholischen Ernst sie erheitern, und der, nach oben strebend, der Luft und dem Lichte Zugang zu ihnen läßt, aber nicht den Stürmen und der brennenden Hitze des Tages.«

»Warum, wenn ihr unbefangenes Herz der Neigung nicht widerstrebt, die still und mächtig mich zu ihr hinzieht, warum wär' es denn Thorheit, dem süßen Hange zu folgen? Will ich nicht ihr Glück, und besitz' ich nicht, was es ihr sichern kann? — Die Jugend? — Elender Nothbehelf der Gemeinheit! Wird sie vermissen, wovon ihre reine Seele nichts ahnet? — Und

bin ich denn ein Greis? Klopfen dieſe Pulſe nicht oft noch allzu raſch? trag' ich mein ungebleichtes Haupt weniger frei und aufrecht, weil es nicht ſo leer an Urtheil und Erfahrung iſt, als der ſchwindelnde Kopf eines Jünglings? — Laß uns den Zweck der Weisheit nicht verlieren, Samuel, aus eitler Furcht vor der Thorheit! Nicht erzwingen will ich das Glück des Lebens, nicht mit Liſt und Mühe erjagen; aber es fröhlich hinnehmen, wenn es von ſelbſt ſich mir darbietet.«

Raſch erhob ich mich und ging auf das Roſengebüſch zu, um die jüngſte und ſchönſte der erſt entfalteten Knospen zu pflücken, und ſie zum Andenken dieſer Stunde an meine Bruſt zu ſtecken. Mit munteren Schritten durchſtreifte ich noch einmal die verſchiedenen Parthien des Gartens; da ſtieß mir unvermuthet ein alter Bekannter auf, der, wie ich wußte, vor Kurzem eine Frau genommen hatte. Der Mann iſt wenig jünger als ich, und ich habe ihn ſtets für einen recht verſtändigen Menſchen gehalten. Er erzählte mir, wie glücklich er in ſeinem neuen Stande ſey, fragte nach meiner ländlichen Beſitzung, und war ſehr verwundert, daß ich ſo

selten dahin käme; er, seines Theils, versicherte er, habe keinen sehnlicheren Wunsch als den, seine übrigen Tage mit seinem jungen Weibchen auf dem Lande zubringen zu können. — Wir trennten uns nach einer ziemlich langen Unterhaltung, welche für mich mehr Interesse hatte, als mein Gesellschafter wußte, oder vermuthen konnte.

Es war beinahe Abend, als ich nach Hause kam. Paul, der mir in der Thür begegnete, gab mir lächelnd ein Zeichen, daß ich ohne Geräusch in mein Zimmer treten möge. Ich that es, und sah Gretchen an meinem Schreibtische sitzen. Leise näherte ich mich, und faßte sie sanft an den Schultern. Sie sah etwas erschreckt zurück, lächelte aber, als sie mich erkannte, so anmuthig zu mir empor, daß ich nicht umhin konnte, einen flüchtigen Kuß auf ihre Stirn zu drücken. »Darf ich wissen, was Sie schreiben, liebes Kind?« sagte ich. — Sie reichte mir das Blatt hin. Es war ein Brief an den Gerichtshalter ihrer Heimath, der, wie ich erfuhr, zugleich ihr Vormund war, aber sich stets sehr wenig um sie bekümmert hatte. Der Brief betraf die Erbschaftssache ihrer Tante; er war

zweckmäßig und mit einer sehr zierlichen Hand geschrieben. »Sie könnte,« bemerkte ich, »Schreib- und Musikmeisterin seyn, sobald sie wollte.« — »Glauben Sie wirklich,« sagte sie vergnügt, »daß ich geschickt genug wäre, als Lehrerin oder Gouvernante in einem kleinen bürgerlichen Hause einzutreten?« — »Hätten Sie denn Neigung zu einem solchen Geschäfte?« erwiederte ich. »Es ist eben nicht das harmloseste.« — Auf ihre Neigung, meinte sie, komme es hierbei wol nicht an; diese habe sie auch nicht in die Stadt geführt; sie wäre lieber auf dem Lande geblieben: aber sie müsse für ihren Unterhalt sorgen, und man habe ihr gesagt, auf diese Weise könne es hier vielleicht am ehesten geschehen.

„Wie aber,« sagte ich nach einigem Stillschweigen, »wenn sich eine Stelle für Sie fände, frei von den lästigen Rücksichten, welche den Aufenthalt in den sogenannten guten Häusern oft so unangenehm machen, mit einer einfachen, Ihrer ehemaligen Lebensweise angemessenen Beschäftigung, wobei Sie zugleich mehr von sich selbst als von Anderen abhängig wären, nicht in der Stadt, sondern auf dem Lande, und in einer der schönsten Gegenden, die man sehen

kann?« — Gretchen wurde sehr aufmerksam. »Und worin bestände diese Beschäftigung?« fragte sie. — »In der Aufsicht über das Innere einer kleinen Landwirthschaft,« antwortete ich, »die — einem meiner Freunde gehört; einem Manne ungefähr von meiner Art und meinem Alter, der Sie mit der größten Achtung behandeln, und Ihre Einsamkeit selten oder nie durch seine Gegenwart stören würde, es wäre denn, daß Sie es selbst wünschen sollten.« — Das liebe Mädchen ward abwechselnd blaß und roth; sie schien meine Gedanken zu errathen, und auch wieder zweifelhaft darüber zu werden. »Und glauben Sie,« sagte sie, »daß es sich für mich schickte, diese Stelle anzunehmen?« — »Wie ich das Haus und die Gesinnung meines Freundes kenne, allerdings!« war meine Antwort. — Sie sah eine Zeitlang still vor sich hin. — »Nun, Gretchen?« sagte ich, indem ich sie leicht umfaßte. — »Muß ich mich sogleich entschließen, mein väterlicher Freund?« fragte sie, mit kindlichem Vertrauen zu mir aufblickend. — »Nein Liebe! Sie sollen es überlegen.« — »Tausend Dank!« erwiederte sie schnell; »und nun gute Nacht, lieber Herr!« — »Schon fort? und keinen

herzlicheren Abschied von Ihrem — Freund?« — Unbefangen reichte sie mir die Wange hin. Meine Lippen suchten die ihrigen. Es war eine geistige Berührung, rein und innig. — Sanft machte sie sich los, und, mit einem holdseligen Blick auf mich, eilte sie aus dem Zimmer. — »Gute Nacht, Gretchen!« rief ich ihr nach. — »Gute Nacht!« hört' ich, kaum vernehmbar.

10.

»Wo bleibst du, Paul?« rief ich meinem Alten am andern Morgen entgegen; »ich habe schon dreimal geschellt.« — »Herr, es ist noch nicht fünf Uhr; ich bin erst aufgestanden.« — »Warum nicht gar?« sagt' ich, und sah nach meiner Uhr. Sie stand still; ich hatte vergessen sie aufzuziehen. — »Was befehlen Sie, Herr?«

»Nun, wenn es noch so früh ist! — Ich wollte dich fragen, ob der Schneider Gretchens Anzug gebracht hat.« — »Nein, Herr! Doch, ob er fertig ist, kann ich gleich sehen; er ist gewiß wach, und sitzt an seiner Arbeit.« — »Laß seyn, Paul! es könnte Aufsehen im Hause machen.« — »Nicht im geringsten! Brigitte war schon auf den Beinen, und wollte eben ausge-

hen, als ich herein kam. — Hören Sie? Die Hausthür wird auf- und zugeschlossen. — Die Alte ist fort, und Gretchen sitzt vermuthlich bei ihrer Nähterei; die merkt nicht auf uns. — Ich bin gleich wieder da, Herr!«

Ich warf mich geschwind in einen Ueberrock. Die Thurmuhren schlugen fünf. Lächelnd trat ich vor meine Spieluhr, und zog sie auf. »Wenn wir die Zeit vergessen,« sagte ich, »sind wir am glücklichsten. Sollten wir sie aber vergessen?« — Die Rose fiel mir in die Augen, die neben der Uhr in einem Glase Wasser stand; sie war über Nacht frisch aufgeblüht. Unwillkührlich neigte ich mich zu ihr herab. »Es ist der Hauch ihres Mundes,« sagte ich, und meine Lippen berührten leise die zarten Blätter, — »aber es ist nicht ihre Seele, was mir darin begegnet!«

Paul kam voll Freude mit dem fertigen Anzuge. »Soll ich ihn ihr bringen?« fragte er hastig. — »Ja Paul! Aber nimm dort das feinste Paar Schuhe dazu; sie werden ihr passen, denk' ich. Sag' ihr, ich ließe sie bitten, dieß zu meinem Andenken zu tragen, und, wenn es ihr nicht unbequem wäre, die Schuhe sogleich anzu-

ziehen.« — »Das soll sie wohl, Herr!« erwiederte Paul, und eilte davon.

Nach einer kleinen Weile erschien Paul wieder unter der Thür, die er offen ließ, mir heimlich und vergnügt zuwinkend, daß ich herauskommen und ihm folgen möchte. Er ging vor mir her mit großen Schritten, aber auf den Zehen, und gab mir drollig zu verstehen, es ihm nachzuthun. So kamen wir vor Gretchens Kammerthür, welche gleichfalls offen stand. »Sehen Sie einmal,« flüsterte er mir zu, »das liebe Mädchen schläft noch. Ich habe ihre alten Kleider weggenommen und die neuen dafür hingelegt; nun muß sie wol die unsrigen anziehen.« — Sie lag, den schönen Kopf etwas zurückgebeugt, züchtig in ihre Decke eingehüllt, in gerader Stellung, nur das rechte Knie ein wenig heraufgezogen, wodurch, unter der straff anliegenden Hülle, die zierliche Form ihres Beines sichtbar wurde. Ich warf einen fast eifersüchtigen Blick auf den Alten, der das reizende Schauspiel mit mir theilte. — Jetzt schien sie sich zu regen; schnell ergriff ich Pauls Hand, und, indem ich ihn mit mir fortzog, schloß ich die Thür ziemlich laut hinter uns. In dem Au-

genblick hörten wir ein Geräusch in der Kammer, und schlichen auf den Zehen davon, wie wir gekommen waren.

»Du magst sehen,« sagt' ich etwas ernsthaft, »wie du deinen Einfall bei Gretchen gut machst; denn schwerlich wird sie auf eine angenehme Weise davon überrascht seyn. Sobald sie sichtbar ist, melde ihr, welchen Auftrag ich dir gab, und daß alles Uebrige deine eigene Erfindung war.« — »Ei,« erwiederte Paul ziemlich trotzig, »das will ich schon noch ausfechten; war es doch in allen Ehren gemeint.«

»Ob nicht der kleine Teufel Asmodi in den alten Kerl gefahren ist?« sagte ich zu mir selbst, als er fort war. »Was er seit drei Tagen thut, scheint ganz darauf angelegt, mich Hals über Kopf in ein Meer von Liebe hineinzustürzen, während ich nichts anderes im Sinne hatte, als an seinen blumigen Gestaden, in aller Unschuld und Freiheit, zu lustwandeln. Wenn ich dieß unruhige Herzklopfen recht verstehe, so mengt sich etwas in meine Empfindungen, wogegen meine horazische Weisheit schwerlich wird Stand halten können. Nimm dich in Acht, Samuel! nimm dich in Acht! Ich fürchte, du

wirst bald gar nicht mehr wissen, wie es an der Zeit ist; deine Jahre hast du schon halb und halb vergessen.«

»Nun, Herr, alles ist gut!« rief Paul, als er, nach geraumer Zeit, munter hereintrat. »Aber Sie hatten Recht; Gretchen fand meinen Einfall gar nicht fein. Mit genauer Noth hab' ich verhindert, daß sie unsere neuen Kleider wieder ablegte, sobald sie die ihrigen zurück erhalten hatte. Bloß die Vorstellung, welche Freude es Ihnen machen würde, sie in dem Anzuge zu sehen, schien sie nach und nach zu besänftigen. Sie wird kommen, glaub' ich, Ihnen für das Geschenk zu danken. Nu, ich will nichts verrathen: aber sie sieht aus — wunderschön! und die Schuhe passen auf ein Haar; darnach hab' ich gleich geguckt.«

»Asmodi!« murmelte ich zwischen den Zähnen, — »hebe dich hinweg, Versucher!« Da ging die Thür auf, und Gretchen trat mit dem Frühstück herein. Meine unsicheren Blicke glitten von der reizenden Gestalt ab, und blieben am Boden haften, so, daß die netten Füßchen das erste waren, was mir in die Augen fiel. Paul hatte Recht; die Schuhe paßten, wie angegos-

sen. — Gretchen lispelte einige Worte von Dank. Ich sah auf und fühlte, daß mir das Blut in's Gesicht stieg, während sie selbst über und über glühte. »Ich danke Ihnen, Gretchen,« stotterte ich, »daß Sie meinem Wunsche nachgegeben haben; wenn ich jedoch ganz zufrieden seyn soll, so bitte ich Sie, dieser unbedeutenden Sache nicht mehr zwischen uns zu erwähnen.«

»Mamsell Gretchen! Mamsell Gretchen!« rief Brigitte durch die halb geöffnete Thür. — »Was gibt's denn, Jungfer Brigitte?« brummte Paul. — »Es ist ein Frauenzimmer hier,« sagte die Alte gar freundlich, »das mit Mamsell sprechen will. Kommen Sie doch heraus, liebes Kind!«

»Liebes Kind!« äffte Paul der Alten nach, als sie mit Gretchen fort war. »Haben Sie das Fratzengesicht gesehen, Herr, das die alte Trude dazu machte? Ich bin doch begierig, was das für ein Besuch ist.«

Paul ging, und kam nach einiger Zeit sehr übellaunig zurück. Eine Mad. Miller sey da, erzählte er, und schon eine gute Weile mit Gretchen eingeschlossen. Nach Brigittens Aeußerungen, welche sehr vergnügt scheine, vermuthe er,

daß von einem Dienstantrage für Gretchen die Rede sey. Er wolle wetten, die ganze Sache sey von der Alten angestiftet, und stehe mit ihrem heutigen frühen Ausgange in Verbindung. Sie werde auch nicht ruhen, setzte er hinzu, indem er wieder wegging, bis sie das liebe Mädchen aus dem Hause vertrieben habe.

Pauls Vermuthungen schienen nicht ungegründet. Nach einigen Minuten trat Gretchen selbst in mein Zimmer, etwas nachdenklich, und, wie ich mit Verwunderung bemerkte, zum Ausgehen bereitet. Sie bestätigte mir, daß Mad. Miller da gewesen, und ihr einen Dienst angeboten habe; zugleich habe sie ihr gemeldet, daß Frau v. Reichard sie noch diesen Vormittag zu sprechen wünsche. — »Und was werden Sie thun, Gretchen?« fragte ich, nicht ohne Besorgniß. — »Hören, was mir die gnädige Frau zu befehlen hat,« erwiederte sie ganz ruhig. — »Und wegen des Dienstantrages?« — »Ich habe der Mad. Miller gesagt, daß ich ihr noch keine bestimmte Antwort geben könne.« — »Gutes, liebes Gretchen! Sie dachten also meinem Vorschlage nach?« — »War es denn wirklich Ernst damit?« sagte sie, mit lächelnd prü-

fender Miene. — »So vollkommen Ernſt, liebes Kind! daß Sie Ihre Stelle antreten können, ſo bald Sie wollen.« — »Und der Herr, dem die Wirthſchaft gehört, wird er auch ſo viel Vertrauen in mich ſetzen, als Sie, und kann ich es — in ihn?« — »Ich denke, ja!« — »Wenn das iſt,« ſagte ſie nach kurzem Beſinnen; »ſo beſtimmen Sie über mich, wie Ihnen gut däucht,« — und fort war ſie.

»Sie iſt ein Engel!« rief ich, — »und iſt dein, Samuel! dein! Haſt du das verdient, Ungläubiger?« — — Ich klingelte Paul, um mich vollends anzukleiden; denn ich wollte einen Gang durch die Stadt machen. »Gib Acht,« ſagte ich zu ihm, »was Brigitte etwa Neues ausheckt; das Erſte, worüber ſie brütete, waren Windeier.« — »Wiſſen Sie das ſo gewiß, Herr? Die alte Katze ſieht mir ſo lauernd und unheimlich aus; ich glaube, die ärgſten Tücken hat ſie noch im Hinterhalt.« — »Bah! bah! Was können ihre Tücken uns am Ende ſchaden?« — »Uns nicht, aber dem armen Gretchen! Ich bleibe dabei: Sie ſollten die Mamſell auf Ihr Gut ſchicken; da wäre ſie auf einmal geborgen.« — »So! — Höre, Paul, du haſt doch Gret-

chen nicht von deinem Projekte vorgeplaudert?« — »Bewahre! Sie weiß kaum, glaub' ich, daß wir ein Gut haben.« — »Desto beſſer!« ſagt' ich, ihn lächelnd auf die Schulter klopfend. »Adieu, alter Projektmacher!«

11.

Ich trieb mich eine halbe Stunde in der Stadt herum. Als ich wieder zu meinem Hauſe zurückkam, ſah ich den Baron S** im Thore ſtehen, einen alten Wüſtling, der mir zuweilen die Ehre erweiſt, mich »ſeinen lieben Freund« zu nennen. — »Eh, lieber Freund!« rief er mich an, da er mich auf die Treppe zugehen ſah, »ſind Sie in dem Hauſe bekannt?« — »So ziemlich. Was ſteht zu Dienſten, Herr Baron?« — »Sagen Sie mir, liebſter Freund,« erwiederte er mit einem vertraulichen Lächeln, »kennen Sie das wunderhübſche Mädchen, das hier im Hauſe wohnt? Sie iſt, wie ich höre, erſt vor ein paar Tagen angekommen, und ſoll einem alten Grillenfänger Geſellſchaft leiſten, der vermuthlich gar nicht weiß, was er an ihr hat.« — »Wie ſieht das Mädchen ungefähr aus?« fragte ich, an mich haltend. — Er be-

schrieb mir Gretchen ganz genau. — »Und wo haben Sie das Wunderkind gesehen?« fragte ich. — »Hier auf der Straße, Freund! schon zweimal: aber sie ist mir immer so schnell entwischt, daß ich nicht entdecken konnte, in welchem Stockwerke sie wohnt.« — »Ich kenne das Mädchen, Baron,« sagte ich trocken; »und, um es kurz zu machen, der Grillenfänger, dem sie Gesellschaft leisten soll, bin ich. Verlangen Sie sonst noch etwas, mein Herr?« — »Liebster Freund!« rief der Geck mit erzwungenem Lachen, »ich bitte tausendmal um Vergebung! Das war dumm, ich gesteh' es, aber auch drollig; wie? — Ha, ha, ha!« — Ich ließ ihn mit einem verächtlichen Blicke stehen, und ging rasch die Treppe hinauf.

Das Erste, was ich bei'm Eintritte in meine Wohnung hörte, war, daß Herr v. Ebert, derselbe, welcher mir den Possen mit Gretchens Schuhen gespielt hatte, sich zum Mittagsessen habe anmelden lassen. — »Sind denn heute alle Narren und Pflastertreter in Bewegung,« rief ich zornig, »um mich aus den Thoren zu treiben? Geh sogleich hin, Paul, und sage Herrn v. Ebert, daß ich heute unmöglich die Ehre ha-

hen könne, ihn zu bewirthen.« — »Wenn er aber nicht zu finden ist, und geraden Weges herkommt?« — »So — verwünscht! — so — bestelle Pferde, Paul! Pferde! — Wir gehen auf's Land, Alter!« — »Juchhe! So ist's recht!« rief Paul. »Gleich will ich Ihre Aufträge besorgen, die Pferde zuerst. Sehen Sie indeß, Herr, wie Sie das liebe Mädchen trösten können, das in ihrem Kämmerchen sitzt und weint.« — »Sie weint, Paul? Was hat man ihr gethan?« — »Ich weiß nicht; aber ich sagte Ihnen wohl, Herr, daß die alte Katze Brigitte ihre ärgsten Tücke noch im Nacken hätte.«

An Brigitten vorbei, die eben herausging, eilte ich in Gretchens Zimmer. Sie kam mir mit einer freundlichen Begrüßung entgegen; aber ihre Augen und Wangen zeigten die frische Spur von Thränen. »Sie haben geweint, theures Gretchen!« sagte ich. »Verhehlen Sie mir nichts! Was ist geschehen?« — »Nichts, was mich erniedrigen, oder das Vertrauen, das Sie mir einflößen, mindern könnte,« erwiederte sie mit großer Ruhe, — »Also doch etwas, das darauf abgesehen war? Sprechen Sie, liebes Kind; ich beschwöre Sie!« — Sie erzählte mir nun, daß

Frau v. Reichard sie Anfangs mit einer befremdenden Rückhaltung und Feierlichkeit aufgenommen, sie an ihre brave Tante erinnert, und den Antheil, welchen sie an Gretchen nehme, durch die freundschaftliche Verbindung, worin sie mit der Tante gestanden, gerechtfertigt habe. Hierauf habe sie verschiedene Fragen über Gretchens Bekanntschaft mit mir, und über die Verhältnisse meines Hauses, an sie gestellt. Da ihr Gretchen alles umständlich und aufrichtig erzählt, was sie selbst davon wisse, sey Frau von Reichard nach und nach zutraulicher, und endlich recht freundlich und offen geworden. Die Dame habe meinem Rufe und Charakter Gerechtigkeit widerfahren lassen, sie aber doch ermahnt, gegen die Männer überhaupt auf ihrer Huth zu seyn. Zum Schlusse habe ihr Frau v. Reichard unverhohlen gesagt, man habe ihr Gretchens Aufführung verdächtig machen, und sie als Werkzeug zu ihrer Entfernung aus meinem Hause gebrauchen wollen; sie halte es für ihre Pflicht, das allzugünstige Zeugniß zurück zu nehmen, welches sie der Mad. Miller ertheilt habe, auch müsse sie Gretchen vor einer andern Person warnen, die dabei hauptsächlich im Spiele sey.

»Abscheulich!« rief ich: »die boshafte Brigitte!« — »Verzeihen Sie der Verblendeten,« erwiederte Gretchen; »ich habe ihr verziehen. Sie fürchtet wahrscheinlich, durch mich von ihrer Stelle verdrängt zu werden, und fürchtet es vielleicht mehr aus Anhänglichkeit für Ihre Person, als aus Eigennutz.« — »Die Elende!« sagte ich; »was hat ihr Küchenregiment mit Ihnen und mit den Absichten gemein, welche ich in Betracht Ihrer haben kann? Es gibt nur eine Stelle in meinem Hause, die — doch, an diesem Orte nichts davon! Kommen Sie, edles Mädchen! Wenigstens soll der Rang, der Ihnen in meiner Meinung gebührt, nicht länger durch eine niedrige Umgebung zweifelhaft gemacht werden. Sie haben mir Vertrauen bewiesen; ich will zeigen, daß ich dessen werth bin.« — Mit diesen Worten führte ich sie aus Brigittens Zimmer in das meinige, worin ich sie bat, sich bequem zu machen, indessen ich in meinem Cabinette einige Schreibereien zu besorgen hätte.

Paul kam zurück, mir zu melden, daß er meinen Auftrag bei Herrn v. Ebert ausgerichtet habe, und daß der Wagen in einer Stunde längstens hier seyn werde. »Laß geschwind etwas

zum Essen richten,« sagte ich, »dann packe das Nöthigste zusammen, was wir zu einem kurzen Sommeraufenthalte nöthig haben. Den Brief hier trägst du zu meinem Freunde, dem Doctor Morbach; ich werde künftige Woche auf ein paar Tage in die Stadt kommen, um das Weitere mit ihm zu besprechen.« — »Gut, Herr!« — »Heh, Paul! Kein Wort zu Gretchen; und vergiß nicht, ihre übrigen Sachen aus meinem Schranke mitzunehmen, auch — die Pantöffelchen!« — Ich glaube, der alte Kerl lachte, wie mir das Wort entwischte: aber er nickte so treuherzig zurück, daß ich es gut seyn ließ.

Das Mittagsessen war bald vorüber. Ich beschäftigte Gretchen am Klavier, bis Paul mir einen Wink gab, daß angespannt sey. »Liebes Kind,« sagte ich, »wenn Sie es zufrieden sind, so fahren wir jetzt nach dem Landsitze meines Freundes. In dritthalb Stunden sind wir dort. Gefällt es Ihnen nicht, so bringe ich Sie heute noch in die Stadt zurück.« — Sie war überrascht, aber, wie ich zu bemerken glaubte, auf keine unangenehme Weise. »Ich habe mich in Herrn Brinks Hände gegeben,« sagte sie mit Anmuth und Würde, »und will seinen Planen

nicht entgegen seyn.« — In drei Minuten saßen wir in dem Wagen, und fuhren, ohne uns nach Jungfer Brigitten, die ganz bestürzt am Fenster stand, noch nach den Gaffern auf der Straße umzusehen, zu dem Stadtthore hinaus.

12.

Ein froherer Emigrantenzug, als der unsrige, ward nicht leicht gesehen. Mir ging das Herz auf unter dem freien, heiteren Himmel; Gretchens liebliche Gesichtszüge wurden immer sprechender und lebendiger, und Paul lachte, und gesticulirte auf dem Kutscherbock, als ob er unklug werden wollte. — Der Weg wendete sich von der Hauptstraße ab, gegen das Gebirg zu, an dessen Fuße er eine geraume Strecke hinläuft. Zwischen zwei Bergrücken, die von ferne sich zu decken scheinen, öffnet sich seitwärts der Eingang in ein breites Thal, in dessen Tiefe meine kleine Besitzung liegt. Die Landschaft wird, wie man weiter hineinfährt, von hundert zu hundert Schritten romantischer und bilderreicher, bis der Eingang des Thales sich wieder zu schließen scheint, und man sich in einem Kessel von terrassenförmigen Wiesengründen und wal-

digen Gipfeln befangen sieht. Gretchen, mit dem neuen Anblicke beschäftigt, war eine Zeitlang still; jetzt rief sie aus: »o wie schön ist's hier! und die Gegend hat Aehnlichkeit mit meiner Heimath!« — »Wir sind dem Orte unserer Bestimmung nahe,« sagte ich; »das Gebäude am Abhang jenes Birkenwäldchens ist das Haus meines Freundes.« — Gretchen blickte mich mit freudestrahlenden Augen an: sie ließ ihre aufgehobene Hand auf meinen Arm sinken, und ich glaubte einen leisen Druck zu empfinden. Es schien mir die Weihe meines Landhauses zu seyn; jetzt erst hatte sein Besitz einen Werth für mich.

Der Wagen fuhr langsam auf dem nach und nach beschwerlich werdenden Wege hin, durch das kleine Dörfchen, ein paar schöne einzelne Bauernhöfe vorbei, bis an die Mühle, welche hart an meinen Garten stößt. Paul, von mir unterrichtet, stieg ab, und ging voraus, um, wie er sagte, Herrn Max Spohr, dem Verwalter des Gutes, unsern Besuch zu melden. Wir mußten den ziemlich breiten, vom Regen stark angeschwollenen, Waldbach durchfahren, über welchen einige Schritte oberhalb der Mühle ein leichter Steg

für Fußgänger gebaut ist. Als wir am Hausthore hielten, kam uns Paul mit der Nachricht entgegen, Herr Max habe Geschäfte beim Holzrechen, und werde erst morgen wieder kommen; doch seyen die Schlüssel zu den Zimmern vorhanden, und er werde, da er hier Bescheid wisse, schon die Honneurs des Hauses machen. Gretchen sah mich lächelnd an, als ob sie erwartete, daß ich nun das Räthsel lösen würde. Aber ich stieg ganz ernsthaft aus, und hob, eben so ernsthaft, sie aus dem Wagen. »Geh' voran Paul!« sagte ich, »und mache dem Hauswirth Ehre.«

Das Haus ist von meinem Vorgänger in einem launenhaften, aber nicht unangenehmen Geschmacke gebaut, und stellt von außen ein Mittelding von schweizerischer und holländischer Herrenwohnung dar. Das Erdgeschoß hat neben der Küche und den Gesindestuben ein paar artige Zimmer, die mein Vetter Max, der Oekonom des Gütchens, bewohnt. Das obere Stockwerk ist, durch einen gegen den Garten offenen Salon, in zwei Hälften getheilt, wovon die eine für den Eigenthümer, einen alten Junggesellen, wie ich, die andere für eine Freundin bestimmt und eingerichtet war, welche aber nie darin ge-

wohnt hat. Beide Abtheilungen sind bequem und anständig eingerichtet, ohne überflüssigen Aufwand; ich habe sie größtentheils gelassen, wie ich sie fand, sogar das Porträt des ehemaligen Besitzers ist in einem Kabinette hängen geblieben.

Ich führte Gretchen zuerst in die Zimmer, die, wie ich ihr sagte, für sie bestimmt wären. »Das ist viel zu vornehm und weitläufig,« sagte sie, nachdem sie sich ein wenig umgesehen; »hier könnte ja eine kleine Familie Platz finden.« — »Wer weiß, wozu das in der Folge gut ist!« erwiederte ich scherzend. — Gretchen sah fast etwas finster darein, weßhalb ich für gut fand, sie ohne weitere Bemerkungen in den Hof und den Garten zu führen. Was sie dort und in den Wirthschaftsgebäuden sah, hatte ihren ganzen Beifall. »Es ist hier alles im besten Stande,« bemerkte sie; »ich wüßte wenig, was sich anders oder zweckmäßiger einrichten ließe.« — »Das macht alles unser Herr Max,« fuhr Paul heraus — »o, er ist ein tüchtiger Wirthschafter!« — »Wer ist Herr Max?« fragte Gretchen neugierig. — »Ih, der liebe junge Vetter,« erwiederte Paul — »meines Freundes, ja!« fiel ich ihm in's Wort, und nahm Gretchen

unter den Arm, um ihr auch die Wohnung des Hausherrn zu zeigen.

Mit Vergnügen bemerkte ich, daß Gretchen der bequemen und artigen Einrichtung meiner Wohnzimmer eine besondere Aufmerksamkeit widmete, und daß selbst die etwas zu weit getriebene Sorgfalt für die Gesundheit und Bequemlichkeit des Besitzers, welche hin und wieder sichtbar war, ihr nicht mißfiel. Sie schien ganz eingenommen von der Vorstellung einer behaglichen Häuslichkeit, und schwatzte überaus gemüthlich und angenehm von den hundert kleinen Genüssen, welche das Familienleben auf dem Lande darbietet. Nie hatte ich sie offener und liebenswürdiger gesehen; es war das Hausmütterchen, in der Gestalt und mit dem Betragen einer Grazie. — »Nun, Gretchen,« sagte ich, nachdem ich ihr lange zugehört, »darf ich diesem Hause zu Ihrem Besitze Glück wünschen? Werden Sie gerne hier bleiben?« — »Wer sollte das nicht!« erwiederte sie recht freudig. Ich stand neben ihr, den Arm um ihren Leib geschlungen, als sie dieses sagte, und drückte sie mit einer Regung inniger Zärtlichkeit an mich. — Gleichsam um mich zu zerstreuen,

warf sie einen Blick auf das Porträt, dessen ich vorhin erwähnte. »Wessen Bild ist dieß?« fragte sie. — »Das Bild des Besitzers« — erwiederte ich ohne Absicht. — »Wie?« fiel sie mir in's Wort, »so wär' es doch?« — Ihre Verwirrung ergetzte mich; ich wollte sehen, wie weit es damit kommen könnte. — »Allerdings,« sagte ich ernsthaft, »es ist der Freund, von dem ich mit Ihnen sprach; er hat dieses Haus gebaut, und alles, was Sie hier sehen, so eingerichtet.« — Sie schwieg, und schien eine innere Bewegung unterdrücken zu wollen; plötzlich wandte sie sich hinweg, um mir ein paar Thränen zu verbergen, die sich in ihre Augen drängten. — »Nein!« rief ich, meiner selbst nicht mehr mächtig, »es ist nicht ganz so, liebstes Gretchen! Jener Mann lebt nicht mehr, — ich selbst bin der Besitzer!« — Sie sah mich an mit einem Blicke, worin ein Vorwurf mit einer Aufwallung der Freude kämpfte. »Böser Mann!« sagte sie, mit dem Finger drohend, »mich so zu necken!« und als ich sie besänftigend in meine Arme ziehen wollte, machte sie sich, mit einer halb strafenden, halb verzeihenden Miene, los und eilte davon.

»Sie ist dein,« rief ich entzückt; »das liebenswürdige, bezaubernde Geschöpf ist dein! Ihr Herz hat für dich entschieden; es hat sich wider den Gedanken aufgelehnt, diesen Aufenthalt, der ihr so lieb ist, mit einem Andern, als mit dir zu theilen!« — Still, aber selig träumend, ging ich in meinen Zimmern umher, Gretchen erwartend, die zum Nachtessen wieder kommen sollte. — Sie hatte sich bequem gemacht und ein weißes Korsett angezogen, welches ihr ein noch vertraulicheres Ansehen gab. Unwillkührlich schielte ich nach den Pantöffelchen, welche Paul auf mein Geheiß in ihre Schlafkammer gelegt hatte; aber die Füßchen waren mit züchtiger Strenge beschuht. Nie habe ich die Sittsamkeit so liebenswürdig und so entfernt von aller Prüderie gesehen. Gretchen war an dem Abend besonders gesprächig; ich vergaß mich selbst und meine Wünsche, indem ich, ihrem sinnigen Geplauder zuhörend, an ihrer Seite saß. Die kindliche Unbefangenheit ihres Gemüths theilte sich unvermerkt dem meinigen mit, ich genoß das Vergnügen eines freundlichen Beisammenseins, das durch keinen Affekt und keine Regung der Selbstsucht gestört wird. Ruhig sah ich das holde

Mädchen sich in ihr Schlafgemach zurückziehen, und hörte sie nach einer Weile die Thür abschließen, welche von ihrer Seite in den gemeinschaftlichen Salon führt.

»Keine Absicht und keine Befürchtung stört den Frieden dieser reinen Seele,« sagte ich zu mir selbst, als ich allein war. »Wär' es nicht Sünde, sie durch das Geständniß einer Leidenschaft zu beunruhigen, die sie jetzt noch kaum verstehen, gewiß nicht erwiedern kann? Die Zeit mag vollenden, wofür der Zufall in Kurzem beinahe schon zuviel that. Sind wir doch aus dem wilden Treiben der Welt in die stille Befriedigung der Einsamkeit gerettet! Der schöne Baum der Hoffnung, mit seinen Knospen und Blüthen, hat Wurzel in dem Boden deiner Wünsche geschlagen; laß ihn Kraft gewinnen, und zur Zeitigung gelangen! Ist es nicht auch ein Genuß, die goldenen Früchte wachsen und reifen zu sehen, bis sie, in süßer Fülle schwellend, sich selbst von den Zweigen lösen, und uns freiwillig in den Schooß fallen?« — Mit diesen Gedanken legte ich mich zur Ruhe, und mit einem leisen: »gute Nacht, Gretchen!« sank ich dem Schlaf in die Arme.

13.

Die Sonne ſtand ſchon ziemlich hoch, als Paul mich mit der Nachricht weckte, daß Max im Vorzimmer ſei, um mir ſeine Aufwartung zu machen. — »Iſt er da? — Wie ſieht der Junge aus?« ſagt' ich, mich ermunternd. — »Wie die Geſundheit und der Frohſinn ſelbſt, Herr! Er iſt noch etwas männlicher geworden; — man kann wohl ſagen: ein Bild von einem jungen Menſchen! Sie werden eine rechte Freude an ihm haben.« — »So! — Gib mir meinen Schlafrock, Paul, — und laß ihn hereinkommen.« — »Er hat auch unſre Mamſell Gretchen ſchon geſehen,« fuhr Paul fort, »und ein Langes und Breites mit ihr geſprochen. Die jungen Leute, denk' ich, werden ſich gut mit einander vertragen; Herr Max kann nicht Rühmens genug davon machen, wie klug und beſcheiden das Mädchen iſt. Ja, das wußt' ich wohl; alle Welt muß dem lieben Kinde hold ſein!« — »Gut, gut, Paul! Mach' ein Ende, und führe den Max herein.«

»Es iſt doch wunderlich,« ſagt' ich zu mir

selbst, als Paul fort war, »daß mir bis in den Augenblick das gar nicht einfiel!«

Die Thür flog auf, und Max eilte auf mich zu, mich offen und herzlich willkommen heißend. »Ich dachte schon,« sagte er, »wir wären ganz von Ihnen vergessen, so lange ist's, daß Sie uns nicht besucht haben.« — Ich bemerkte, daß ich erst seit ein paar Tagen von der Reise zurück gekommen sey. — »Uebrigens ist hier alles auch ohne mich recht gut gegangen, wie ich sehe; und Du,« — sagte ich, ihn in die rothen Backen kneipend, — »hast dich, Gottlob! auch nicht abgekümmert.« — Dazu, meinte er, habe man auf dem Lande weder Zeit noch Anlaß; zugleich gab er mir mein Kompliment zurück, denn er fand, ich sey während der Zeit um zehn Jahre jünger geworden. — »Findest du das?« sagte ich lächelnd; »halb und halb kommt es mir selbst so vor, Max.«

Ich erklärte ihm nun, daß ich den Rest des Sommers auf dem Gute zubringen würde, worüber er sehr vergnügt schien. »Ich habe auch an Deine Erleichterung gedacht,« fuhr ich fort; »das junge Frauenzimmer, das Du schon kennen gelernt hast, wie ich höre, — wird künftig die

innere Wirthschaft führen. — Du bist es doch zufrieden, Vetter?« — Er habe immer gewünscht, antwortete er, daß eine weibliche Aufsicht im Hause wäre; Mamsell Berger scheine dazu alle Eigenschaften zu besitzen. — »Nicht wahr, Max? — Und wie gefällt sie Dir sonst? Man kann sie wohl in den Augen leiden; nicht?« — »Sie ist ein schönes Mädchen,« sagte der Junge ganz ruhig, und wurde nicht einmal roth. Ich fand aber doch für gut, das Gespräch auf etwas Anderes zu bringen, wozu es nicht an Stoff fehlte, indem mir Max über den Zustand des Gutes und über seine Anstalten zur Verbesserung desselben, umständlich Bericht zu ertheilen hatte.

Marens Ankunft und der neue Wirkungskreis, worin Gretchen von diesem Morgen an trat, machten auch in meiner Tagesordnung und in meinem gewohnten Umgange mit dem lieben Kinde eine bedeutende Veränderung. Ich sah das fleißige Mädchen jetzt beinahe nur an dem gemeinschaftlichen Tische, wo ich mich außerdem, meines jungen Vetters wegen, nicht so frei wie bisher mit ihr unterhalten konnte. Gretchens Betragen gegen Max war natürlich und

offen, so auch das seinige gegen sie; eine besondere Theilnahme, wie man zwischen zwei so jungen und ausgezeichnet hübschen Personen oft schnell genug entstehen sieht, konnte ich nicht wahrnehmen. Gretchen schien bloß für ihr neues Geschäft Sinn und Aufmerksamkeit zu haben, und Max hatte mir so viel zu berichten, zu zeigen und zu erklären, daß auch ihm keine Zeit für seine schöne Hausgenossin übrig blieb. Es war viel Bewegung, aber für's erste noch keine recht gesellige Zusammenstimmung unter uns.

Ich brachte den größten Theil des Tages damit zu, in Maxens Begleitung meine ziemlich weitläufigen Grundstücke in Augenschein zu nehmen, die sich wirklich in einem trefflichen Zustande befanden. Nachmittag ritten wir in den Wald, auf welchen Max sein Hauptaugenmerk bei seinem Wirthschaftsplane gerichtet hatte. Auf dem Wege dahin gesellte sich der landesfürstliche Oberförster zu uns, ein würdiger Mann, den ich schon früher kennen gelernt hatte. Mit Vergnügen bemerkte ich, wie freundschaftlich und achtungsvoll der wackre Mann meinen Vetter behandelte. Er sprach mit Beifall von den Einrichtungen und neuen Anlagen, welche Max in den

Wäldern gemacht, und mit Wärme von den Verdienſten, die er, bei'm Ausbruch der Viehſeuche im vorigen Herbſt, ſich um die ganze Gegend erworben habe. »Ich halte ſonſt nicht viel von gelehrten Oekonomen,« ſagte er, »aber das Geld, Herr Brink, das Sie auf den wiſſenſchaftlichen Unterricht des jungen Mannes da verwendet haben, trägt Ihnen und wird einſt noch dem Lande gute Zinſen tragen. Für die drei Jahre, die er hier iſt, hat er viel geleiſtet. Sehen Sie zu, Herr, wie Sie Ihren Vetter feſt halten; denn ich habe große Luſt, ihn Ihnen für den landesfürſtlichen Dienſt abwendig zu machen.« — »Nun, wenn es zum Glücke meines Vetters ausſchlägt,« — ſagte ich; aber Max unterbrach mich mit einiger Heftigkeit: »Der Herr Oberförſter ſcherzt nur; er weiß recht gut, wie ich in dieſem Punkt denke.« — »Ja, ja, ich weiß es,« ſagte der Alte lächelnd. »Den macht man Ihnen nicht abwendig, Herr Brink! Er hat ein dankbares Gemüth, und mir zu oft ſelbſt geſagt, was er Ihnen ſchuldig iſt.« Damit verließ uns der Oberförſter, und wir ritten tiefer in's Holz.

Alles, was ich in dem Walde ſah, beſtätigte

das rühmliche Zeugniß des Oberförsters. Die Pflanzungen hatten seit einem Jahre beträchtlich gewonnen, der Holzschlag war im besten Gange, und die neue Verbindung mit den Schleusen verdiente musterhaft genannt zu werden. Zugleich war das Nützliche überall mit dem Schönen verbunden; mein kleiner Forst hatte beinahe das Ansehen eines wohlgepflegten Parkes. Um so auffallender war mir eine noch ganz verwilderte Stelle, ungefähr in der Mitte des Waldes. Ich war im Begriff, nach der Ursache dieser Erscheinung zu fragen, als ich Max mit düstern und scheuen Blicken sich hinweg wenden sah, und mich erinnerte, daß dieß der Ort sey, den er sich von mir zu einem Denkmahl für seinen armen Vater erbeten hatte. Der Unglückliche war vor zwölf Jahren verloren gegangen, und hatte, man weiß nicht wo, seinem verworrenen Leben wahrscheinlich selbst ein Ende gemacht. Es scheint, daß Max noch immer nicht mit sich einig werden konnte, auf welche Weise er ein so theures und schmerzliches Andenken, hier, in seiner übrigens so heiteren Schöpfung, erhalten sollte.

Wir fanden am Ausgange des Waldes ei-

nen Knecht, dem wir unsere Pferde übergaben, um den Rückweg zu Fuß über die Wiesen zu nehmen, auf welchen in der künftigen Woche die Heuernte anfangen sollte. Es ward ziemlich spät, bis wir zu unserem Hause kamen; zur Abkürzung des Weges gingen wir daher durch des Müllers Garten über den Steg, dessen ich schon einmal gedacht habe. Nicht ohne ein kleines Grausen und ohne mich an Max zu halten, konnte ich den gefährlichen Steg zurücklegen; denn unter ihm brauste der Waldstrom, und stürzte mit reißender Gewalt auf die Mühlräder, von deren lauten Schlägen der morsche Bau erzitterte.

Eine kurze Abendunterhaltung an dem gemeinschaftlichen Tische beschloß diesen geschäftigen Tag. Die Rede fiel auf die Waldkultur, die mir auf einmal interessant zu werden anfing. Gretchen mischte sich bescheiden in das Gespräch, und überraschte Maxen durch die Richtigkeit ihrer Bemerkungen. »Du weißt noch nicht,« sagte ich, »daß Gretchen eine geborene Forstmännin ist; sie hatte mich schon halb und halb zu deinem Lieblingsfache bekehrt, eh' ich hierher kam.« Diese Entdeckung, so wie man-

cher Zug, den ich von Gretchen erzählt hatte, ſchien einige Annäherung zwiſchen den jungen Leuten zu bewirken, was mir nicht entging, aber bei der Offenheit ihres Benehmens ganz unbedenklich vorkam. Weil am nächſten Tage Sonntag war, erbot ſich Max, Gretchen in die, eine halbe Stunde entfernte, Kirche zu führen; ich verſprach, ihnen dahin zu folgen, und entließ, ziemlich ermüdet und ſchläfrig, meine Geſellſchaft.

14.

Der Kirchgang war belebter und feierlicher, als ich vermuthet hatte; denn als ich den jungen Leuten in meiner Kaleſche nachgefahren kam, zeigte ſich, daß eben Kirchweihe gefeiert wurde. Um ſie dem Gedränge zu entziehen, nahm ich Gretchen auf dem Rückwege in meinen Wagen. Ich war in vier und zwanzig Stunden nicht ſo eng' und vertraulich mit ihr beiſammen geweſen, und fühlte um ſo lebhafter, wie nahe ſie mein Herz anging. Sie war freundlich, beinahe weich, ſchien aber zuweilen zerſtreut, was ich dem uns umgebenden Gewühle zuſchrieb. Auf einige hingeworfene Fragen gab ſie mir

nur halbe oder unpaſſende Antworten; da ich ſie darüber halb ſcherzend zur Rede ſtellte, und dabei tändelnd ihre Hand drückte, entſchuldigte ſie ſich leicht erröthend, und erwiederte, kaum merklich, meinen Händedruck.

»Hat Sie Max ſo ernſthaft geſtimmt?« fragte ich, ohne Arges darin zu ſuchen. — »Ein wenig mag er wol Urſache davon ſeyn,« erwiederte ſie. — »Wie, Kind?« ſagte ich, ziemlich betroffen. — Sie erzählte mir nun ſehr treuherzig, daß ſie auf dem Gange nach der Kirche einen Theil von Marens Jugendgeſchichte erfahren habe: — von dem unglücklichen Ende ſeines Vaters; von der Hülfloſigkeit ſeiner früheren Jahre; von dem, was nachher ich für ſeine Erhaltung und ſeinen Unterricht gethan; von ſeiner Anhänglichkeit an mich, und von ſeinen jetzigen glücklichen Verhältniſſen. Sie ſey durch die Aehnlichkeit ihrer Schickſale innig gerührt worden, und ſie leugne nicht, daß ihr Max durch dieſes alles recht lieb geworden, aber — noch lieber der, dem er und ſie ſo viel zu verdanken hätten. — Sie zog, indem ſie dieſes ſprach, meine Hand an ihr Herz, und aus ihren überquellenden Augen fielen ein paar Thrä-

nen darauf. — »Mein Kind!« ſagte ich, innigſt bewegt, »Sie wiſſen nicht, daß dieſer Augenblick mich reicher belohnt, als Alles werth iſt, was ich je für Sie und ihn thun kann.«

Die Zweifel, welche über Gretchens Geſinnung augenblicklich in mir aufgeſtiegen waren, verſchwanden eben ſo bald wieder; vielmehr glaubte ich meines Glückes mehr als jemals verſichert zu ſeyn. Max ſelbſt war ja ein neues Band zwiſchen uns geworden; und ſo beſtand mein Vertrauen in die beiden Lieblinge meines Herzens neu befeſtigt und völlig hergeſtellt.

Der Mittag gehörte zu den froheſten, welche ich, in lieber, kleiner Geſellſchaft, jemals zugebracht habe. Max war anfangs etwas ſtill, nahm aber bald an meiner und Gretchens aufgeweckten Laune Theil. Ich ſchlug vor, daß wir gegen Abend auf das Kirchweihfeſt fahren, und daß Gretchen mit Max einen ländlichen Tanz machen ſolle. Nach Tiſche ſetzte ſich Gretchen an das Klavier. In meiner humoriſtiſchen Stimmung fiel mir ein, meinem Vetter, der eben kein ſtarker Violinſpieler iſt, zuzumuthen, ſie bei einer Sonate zu accompagniren. Er that es nach einigem Widerſtreben. Es ließen ſich

bald einige falſche Griffe und kratzende Töne vernehmen. Gretchen ſah ein paar Mal gutmüthig verweiſend auf Max zurück; als aber ich und er ſelbſt darüber zu lachen anfingen, ſtimmte ſie munter in unſere Luſtigkeit ein, und ſpielte unbekümmert fort, bis das drollige Koncert unter allgemeinem Gelächter ein Ende nahm. — »Ich habe mich ſelbſt zum Beſten gegeben,« fing Max nach einer Pauſe an, »weil ich ſah, daß meine Ungeſchicklichkeit Sie wirklich beluſtigte; aber von heute an bitte ich, die Violine nicht mehr anrühren zu dürfen.« — »Was fällt dir ein?« ſagte ich. — »Ich würde fürchten,« fuhr er fort, »Mamſell Gretchens ſeelenvolles Spiel mit jedem Striche zu verderben, ja ihr die Muſik ſelbſt zu verleiden, und ſchon dieſe Furcht macht es mir unmöglich, die Geige je wieder in die Hand zu nehmen.« — »Nicht doch!« rief Gretchen lächelnd. — »Ich weiß, was ich ſage!« antwortete Max ſehr beſtimmt; »die disharmoniſchen Töne, die uns heute ſo viel zu lachen machten, werden oft noch recht ernſthaft in mir nachklingen.« — »Sieh, ſieh!« ſagte ich leiſe für mich, »das iſt eine Zartheit,

die ich dem jungen Forſtmanne kaum zugetraut hätte!«

Wir fuhren ſchon frühzeitig zum Kirchweihfeſt. Max hatte ſeine Forſtuniform angezogen, und ſaß, neben unſerer Kaleſche herreitend, recht ſtattlich auf ſeinem Pferde. Auf halbem Wege kam uns ein Zug von Bauernjungen mit einer bunt ausgeſchmückten Kirchweihſtange entgegen, um welche ſie fröhlich herumſprangen, lärmten und muſicirten. Der Weg war nicht der beſte und verengte ſich gerade, wo wir mit dem Zuge zuſammentrafen. Max wollte ausweichen und über einen Graben am Fahrwege ſetzen. Da wurde ſein Roß ſcheu, und machte einen falſchen Sprung, ſo, daß er zu ſtürzen drohte. — »Ach!« hörte ich Gretchen erſchreckt ausrufen; aber der Angſtſchrei löſ'te ſich in ein Lächeln der Zufriedenheit auf, denn der junge Mann ſaß feſt und ſicher, und ſah von ſeinem beruhigten Gaule munter nach uns zurück. — »Er iſt ein geſchickter Reiter,« ſagte ſie mit merklichem Wohlgefallen. — »Und ſieht recht gut aus,« ſetzt' ich hinzu; »nicht wahr, Gretchen?« — Sie wurde roth, oder ich bildete es mir wenigſtens ein. — »Paul hat Recht,« dachte ich;

»der verdammte Junge ist wirklich bildschön!«

Max hob Gretchen, und dann auch mich aus dem Wagen, als wir vor dem Wirthshause ankamen. Aus dem geräumigen, festlich verzierten Hofe schallte uns die Tanzmusik und das frohe Getümmel der Landleute entgegen. Unser Eintritt erregte Aufmerksamkeit, denn wir waren die ersten Städter, die bei dem Feste erschienen. Aber noch mehr Bewegung entstand, als Max von einigen der Umstehenden erkannt wurde. »Herr Max ist hier. — Willkommen Herr Max!« hörte ich von mehreren Seiten rufen. Alte und junge Leute kamen auf ihn zu und schüttelten ihm treuherzig die Hände. Mir und meiner Begleiterin ward viele Ehre erwiesen, als er uns den Leuten vorstellte; Gretchen besonders gewann bald die allgemeine Theilnahme, denn man schien sie für Maxens Geliebte zu halten.

Es half kein Weigern, Max mußte die erste Menuet mit ihr eröffnen. Alles stand umher, »das schöne Paar« tanzen zu sehen; ich selbst mußte gestehen, daß Max, auch seiner reizenden Tänzerin gegenüber, sich noch ganz wohl ausnahm. Die Musik ging in das Tempo der

Deutschen über, und Max flog mit Gretchen an mir vorbei unter dem lauten Jubel der Zuschauer. Die jungen Paare schlossen sich an, bald war die Lust und die wirbelnde Bewegung allgemein. Nach einigen Touren, welche Gretchen mit Max gemacht hatte, gab sie einem jungen Bauernburschen die Hand, der jauchzend nach Ländlerart mit ihr zu drehen anfing. Es war der Lieblingstanz ihrer Heimath; mit grazienhafter Leichtigkeit führte sie die kühnen, oft muthwilligen Figuren und Wendungen aus, aber die Sittsamkeit schien jede ihrer Bewegungen, und selbst den Faltenwurf ihrer Kleidung zu bewachen, indeß der kindlichste Frohsinn aus ihrem offenen Gesichte lachte. Ich war in den Anblick verzückt; ungern sah ich, daß Max mit ernstem Lächeln sie anhielt, indem er sagte: »es ist zu viel!« — Gretchen kam, von der Bewegung und von Freude glühend, auf mich zu, und hing sich an meinen Arm. Das Herz schlug mir mächtig; ich führte sie aus dem Gedränge, um mich und sie durch einige Züge frischer Luft in dem Garten zu erquicken.

Max war uns gefolgt. Er scherzte über Gretchens übertriebene Neigung zum Tanze,

konnte aber, als wir uns der Muſik wieder näherten, ſich dennoch nicht enthalten, ſie noch zu einem Walzer mit ihm aufzufordern. Lachend gab ſie ihm die Hand, und hüpfte in die Reihen. Nach wenig Augenblicken ſah ich ſie, von Max umſchlungen, unter den Tanzenden dahin ſchweben. Sie ſchienen beide von der Muſik getragen zu werden; Gretchens Auge hing an den Feuerblicken des kräftigen Jünglings, der, ſich ſelbſt und ſeine Umgebung vergeſſend, fünf bis ſechs Mal die ganze Länge des Tanzbodens mit ihr durchflog.

»Es iſt genug, Kinder!« rief ich ihnen zu, als ſie an mir vorbei kamen; und, wie aus einem tiefen Traume geweckt, traten ſie ſchnell und etwas betroffen aus dem Kreiſe. — »Es wird dunkel,« fuhr ich fort; »wir wollen nach Hauſe, Max!« — Ohne Widerrede ging er, unſern Kutſcher zu ſuchen, und ließ ſein Pferd vorführen. Ich ſtieg mit Gretchen in die Kaleſche, und ſtiller, als nach ſo lebhaften Eindrücken zu vermuthen war, kamen wir vom Kirchweihfeſte wieder auf meinem Landhauſe an.

15.

„Es ist natürlich,“ sagte ich mir selbst, als ich Nachts allein auf meinem Zimmer war, „daß die jungen Leute Gefallen an einander finden. Liebe kann noch nicht im Spiele seyn, aber es würde geschehen, wenn es so fortginge; auch das ist natürlich. — Du mußt ein Ende machen, Samuel, ohne weitern Verzug. Die Unbestimmtheit der Verhältnisse taugt überall nicht. — Sie ist dir gut; Dankbarkeit und Pflicht werden der Neigung zu Hülfe kommen, und gegen diese dreifache Schutzwehr wird ein flüchtiger Geschmack, eine Regung der unverwahrten Sinne kaum anzukämpfen wagen. — Mach' ein Ende, Samuel! du hast dich lange genug besonnen.“

Am andern Morgen befahl ich Paul, Anstalt zu machen, daß wir gleich nach Tische in die Stadt fahren könnten. Ich sah Gretchen den ganzen Vormittag nicht; sie hatte in der Wirthschaft zu thun. Max war auf dem Felde, wo der Anfang mit der Heuernte gemacht wurde. Bei Tisch erschien Gretchen allein. Ich fand sie so unbefangen als jemals, und vergaß über

ihren heiteren Gesprächen beinahe den ernsthaften Zweck, der mich auf einen oder zwei Tage von ihr trennen sollte. Als sie hörte, daß ich in die Stadt ginge, bat sie mich, ihr, nebst ihren übrigen Kleidern, die Papiere zu bringen, die sie in ihrem Koffer zurückgelassen hätte. — »Was für Papiere sind das?« fragte ich. — Einige Schriften, welche zum Proceß ihrer Tante gehörten, war die Antwort, mehrere Briefe, die ihr besonders interessant wären, und ihr Taufschein. — »Ihr Taufschein?« rief ich; »das ist mir lieb!« aber ich faßte mich schnell, und setzte lächelnd hinzu: »Soll ich das Alles durchstöbern? Fürchten Sie nicht, Gretchen, mir Ihre Geheimnisse zu verrathen?« — »Ich habe keine Geheimnisse vor Ihnen,« erwiederte sie mit dem Tone des herzlichsten Vertrauens, indem sie mir die Schlüssel zu ihrem Koffer übergab. — Ich war innig gerührt. »Möge es immer so bleiben, liebes, liebes Kind!« sagte ich, indem ich ihre Hand an meine Lippen drückte, und ging schnell fort, um mich in meinen Wagen zu werfen.

Ich stieg in der Stadt bei meinem Freunde, dem Doktor Morbach ab, den ich ersucht hatte, Brigitten in meiner Abwesenheit zu verabschie-

den, und ihr einen Jahreslohn unter der Bedingung auszuzahlen, daß sie sogleich auf vierzehn Tage in ihre Heimath reis'te, und vor ihrer Zurückkunft weder meinen noch Gretchens Namen vor einem Menschen ausspräche. Er lachte, als ich zu ihm kam, und versicherte, mein Auftrag sey pünktlich vollzogen. — »So ist die Luft in meinem Hause rein,« sagte ich, »und ich kann meine Braut in die Stadt bringen, wann ich will.« — »Ihre Braut?« rief der Doktor im höchsten Erstaunen; »Braut! Ist's möglich?« — »Keine Ausrufungen, lieber Doktor, wenn ich bitten darf, und keine juristische Schwierigkeiten! Seyen Sie so gut, mir einen bündigen Ehe-Kontrakt aufzusetzen. Hier sind die Hauptpunkte, Heirathsgut und Witthum betreffend. Der Name der Braut ist Margarethe Berger.« — »Berger? Margarethe Berger? Derselbe Name, den Jungfer Brigitte nicht nennen sollte?« — »Derselbe! Und den ich auch Sie bitte nicht zu nennen, so wenig als meiner Heirath Erwähnung zu thun, bis sie vorbei ist.« — »Brink! Lieber Freund Brink!« sagte Morbach, den Kopf schüttelnd — »Liebster Doktor!« war meine Antwort, »ich

weiß, was Sie ſagen wollen. Ich habe mir die Sache überlegt; vielleicht hätte ich beſſer gethan, vor fünf und zwanzig Jahren daran zu denken: aber damals kannte ich Gretchen Berger nicht, oder vielmehr ſie war noch nicht in der Welt.« — »Eben deßwegen, Freund!« — »Genug,« fiel ich ihm in's Wort, und wandte mich zum Weggehen; »wenn Sie den Kontrakt nicht aufſetzen wollen, ſo thut es ein Anderer; auf Ihre Verſchwiegenheit rechne ich.« — »Warten Sie doch, Freund! Sie vergeſſen die Schlüſſel zu Ihrer Wohnung, die ich Brigitten abforderte.

Morbach brachte mir lächelnd die Schlüſſel; zugleich erklärte er ſich bereit, die Eheſtiftung zu entwerfen. »Wann ſoll denn die Trauung ſeyn?« fragte er. — »In acht Tagen, Herzensdoktor!« — »Da brauchen wir Dispenſation wegen des Aufgebots; die Einwilligung des Vormunds muß ſchriftlich vorliegen.« — »Ich ſchreibe ihm heute noch. Einwendungen ſind nicht zu erwarten; in vier Tagen kann die Antwort hier ſeyn.« — »Gut!« ſagte Morbach ziemlich ernſthaft; »den Taufſchein der Braut, und was ſonſt noch nöthig iſt, hole ich mir morgen ſelbſt bei Ihnen ab.«

Ich verließ den Doktor sehr vergnügt, und fuhr eiligst nach Hause, um sogleich an Gretchens Vormund zu schreiben. Paul war seit dem frühen Morgen in einer drolligen Unruhe. Er hätte gern gewußt, was ich vorhatte, scheute sich aber doch, mich danach zu fragen. Als er indeß sah, daß Brigitte abgezogen sey, wurde er sehr aufgeräumt, und that unverlangt, was er mir nur an den Augen abzusehen glaubte. »Soll ich nicht die Stube gleich scheuern, und ein wenig hübscher ausmalen lassen?« fragte er; »es kann ein recht artiges Zimmer für das liebe Mädchen werden, wenn sie zuweilen zu uns in die Stadt kommt.« — »Laß das noch, Paul!« sagte ich; »es wird sich schon ein Zimmer für Greichen finden.«

Den Abend brachte ich sehr angenehm mit Gretchens Papieren zu, welche ich aus ihrem Koffer zu mir genommen hatte. Ich fand mehrere Briefe ihrer Tante, und drei oder vier von ihrem verstorbenen Lehrer darunter, einem alten Geistlichen, von welchem sie mir einige Mal mit großer Liebe und Dankbarkeit gesprochen hatte. Beide schienen treffliche Menschen gewesen zu seyn; ich erkannte nun um so deutli-

cher, wie das seltene Mädchen in solcher Umgebung werden konnte, was sie war. Endlich fiel mir auch der Taufschein in die Hände; er war in weißes Papier eingeschlagen und mit Gretchens Namen, von ihrer eigenen zierlichen Hand, überschrieben. Nie habe ich eine Urkunde mit größerer Theilnahme, ja mit einer so andächtigen Empfindung, betrachtet. Es schien mir eine Anweisung auf meinen Antheil irdischen Glückes. »Als sie in's Dasein trat,« sagte ich zu mir selbst, »erneuerte und verjüngte sich das meinige; sie ward geboren, damit ich nicht umsonst gelebt hätte.«

Am andern Morgen währte es mir zu lange, bis der Doktor kam. Ich ging also, ihn in seiner Wohnung aufzusuchen, wodurch es geschah, daß wir einander verfehlten. Als ich wieder nach Hause kam, hörte ich, er sey inzwischen da gewesen und habe die Nachricht hinterlassen, daß ein dringendes Geschäft ihn auf das Land rufe, von wo er nicht vor dem nächsten Mittage zurückkehren werde. — Was blieb mir zu thun übrig, als mich in Geduld zu fassen, so schwer es mir auch fiel? Paul konnte nicht begreifen, worüber ich so übellaunig war, und

warum ich nicht geraden Weges auf unser Gut zurückfuhr, nach welchem ich einige Mal überlaut geseufzt hatte. Damit nur die Zeit verginge, trieb ich mich in zwanzig Fabriken und Kaufläden herum, ließ mir eine Menge Dinge zeigen, die ich nicht nöthig hatte, und kaufte Manches, mitunter auch Unnützes, zu Gretchens Ausstattung. »Mein Seel, Herr!« sagte Paul, als ich mit der dritten Ladung angefahren kam, »ich glaube, Sie wollen eine Krambude oder eine Lotterie von Putzsachen anlegen; das kann ja Mamsell Gretchen in zehn Jahren nicht gebrauchen.« — »Schweig, Paul!« sagte ich kurz und verdrießlich; denn ich fühlte, daß ich dem Alten nicht viel Kluges zu antworten hätte.

Der sehnlich erwartete Mittag kam, und Morbach brachte den Entwurf der Ehestiftung, in bester Rechtsform aufgesetzt. Nun gab es aber neue Schwierigkeiten wegen der Dispensation. Ich mußte mich entschließen, noch einen Tag in der Stadt zu bleiben. Meine Ungeduld stieg auf's Aeußerste. Am dritten Nachmittage, seit meiner Trennung von Gretchen, ward endlich die Bewilligung zur Trauung ausgefertigt; ich nahm von meinem Freunde Mor-

bach Abschied, und fuhr, mit Allem versehen, was meinen Wünschen günstig seyn konnte, wieder zu den Thoren der Stadt hinaus.

16.

Das Dach meines Landhauses blinkte mir im Strahl der Abendsonne entgegen. Ein armer Hirtenknabe blies, so gut er konnte, den Kuhreihen, indem ich vorbeifuhr, und wiederholte sein Kunststück, zum Dank für die Scheidemünze, welche Paul ihm zuwarf. Aus der Ferne klang die Weise ziemlich angenehm, und stimmte harmonisch zu den Gefühlen der Sehnsucht, die meine Brust bewegten. Als wir zu der Wasserfuhrt nah an meinem Hause kamen, sahen wir Bauersleute aufwärts am Bache stehen, noch mehrere am Steg oberhalb der Mühle. Der Steg, wie wir bemerken konnten, war zur Hälfte eingebrochen. Ich erinnerte mich augenblicklich an den gefährlichen Gang, den ich vor ein paar Tagen darüber gemacht hatte. Vor meinem Hause, in dessen Thor wir eben fahren wollten, standen auch Landleute, meist Weiber und Kinder. Eine meiner Mägde kam weinend zu ihnen heraus.

»Da ist ein Unglück geschehen!« rief Paul; und ich, von einer plötzlichen Ahnung ergriffen, sprang aus dem Wagen, eh' er noch still hielt. »Was ist's? Was ist's?« rief ich, mich durch die Leute drängend. — »Ach!« hört' ich Jemand sagen, »Mamsell Gretchen ist mit dem Steg in den Bach gestürzt.« — »Und ist doch gerettet?« stammelte ich; — meine Knie brachen mir, ich war auf dem Punkt niederzusinken. — »Herr Max,« sagte die Magd weinend, »hat sie mit Gefahr seines Lebens herausgezogen, eh' der Schwall des Wassers sie in die Mühlräder riß. Wir haben sie hinauf, in ihr Bett gebracht, aber sie gibt kein Lebenszeichen seit einer Viertelstunde schon.«

Paul und ein junger Bauer führten, oder trugen mich vielmehr, über die Treppe nach Gretchens Zimmer, wohin ich verlangte. Sie lag ausgestreckt auf ihrem Bette, in warme Tücher eingeschlagen, farblos und ohne sichtbares Lebenszeichen. Max stand am Haupt des Bettes, ihre Gesichtszüge mit gespannnter Aufmerksamkeit betrachtend und ihre Schläfe sanft streichelnd, während zwei Mägde damit beschäftigt waren, ihr die Füße zu reiben. — »Sie ist

nicht todt,« sagte Max, da er mich, auf Paul gestützt, leichenblaß vor sich stehen sah. »Sie kann nicht todt seyn,« setzte er leiser hinzu; »ihre Hände und Schläfe sind warm, und ich glaube von Zeit zu Zeit eine leise Regung ihres Pulses zu fühlen.«

In dem Augenblicke trat der Arzt aus dem nächsten Marktflecken in das Zimmer. Er bestätigte, nach der ersten Untersuchung, Maxens Vermuthung, und ordnete Einiges zur weiteren Behandlung der Scheintodten an. Ich hatte mich auf einen Stuhl niederlassen müssen, und erwartete mit unbeschreiblicher Bangigkeit den Ausgang der Sache. Plötzlich hörte ich Max aufschreien: »Sie lebt! Sie schlägt die Augen auf!« — Ich stürzte auf ihn zu, und drückte ihn sprachlos in meine Arme.

Der Arzt bedeutete uns, still zu seyn, weil die Kranke noch nicht ganz zur Besinnung gekommen wäre. Wir zogen uns behutsam zurück, indem wir unsere Freude, so viel als möglich, unterdrückten. Gretchen lag eine Weile mit offenen, gerade aufwärts sehenden Augen; ihre Wangen fingen an, sich zu färben; endlich wandte sie Gesicht und Blicke nach unserer

Seite. — »Max!« rief sie, ihm ihre Hand freundlich entgegenstreckend. Der junge Mensch eilte auf sie zu, und küßte die ihm dargebotene Hand mit großer Innigkeit. Auch ich war näher getreten; sie wurde mich gewahr und reichte mir die andere Hand hin. »Er hat mir das Leben gerettet,« sagte sie, mit dem Kopf gegen Max nickend; »es war ein grauser Tod, der mir drohte, lieber Herr Brink!« — »Sie leben,« sagte ich, ihre Hand an meine Lippen drückend, »Sie sind uns wiedergegeben, theures Gretchen! Er hat Anspruch auf Alles, was ich besitze; nie kann ich ihm lohnen, was er heute that.« — Gretchen wurde wieder bläſſer; ihr Athem schien noch nicht frei. Der Arzt verlangte, daß wir uns entfernten; eine Stunde Ruhe sey für Gretchen nun das Nöthigste. Ich nahm Maxen mit mir, und ließ den Arzt mit den Mägden bei der Kranken zurück.

Von Max erfuhr ich jetzt, wie der Unfall begegnet, und durch welches Wunder er selbst im Stande gewesen sey, das holde Geschöpf zu retten. Die Mäher waren seit Tagesanbruch auf der großen Wiese beschäftigt, welche jenseits des Baches, ein paar hundert Schritte über der

Mühle liegt. Max hatte den Arbeitern verboten, über den Steg zu gehen, von dessen gebrechlichem Stande er neuerdings überzeugt worden, und hatte dem Müller, wie vorher schon oft, noch heute früh dringend angelegen, den gefährlichen Bau sogleich abtragen zu lassen. Nach Mittag war Gretchen über die obere Brücke auf die Wiese gekommen, und dort geblieben. Später hatte indessen Max, von einer unerklärbaren Unruhe getrieben, die Wiese verlassen, und war noch einmal in die Mühle gegangen, wo er den fahrlässigen Mann endlich vermochte, ihm zu folgen, um den Schaden selbst in Augenschein zu nehmen. Als sie aus der Mühle traten, erblickte Max zu seinem Schrecken Gretchen auf dem schwankenden Steg, und einen Moment nachher sah er sie mit den morschen Bretern in die Tiefe stürzen. Einige Augenblicke war Gretchen, welche Maxen noch im Fallen bemerkt zu haben schien, und der er, nur den Rock von sich werfend, schnell nachsprang, über dem Wasser sichtbar: aber bald riß der Strudel sie hinab, so, daß sie Max, der sich selbst nur mit großer Anstrengung über dem Strom erhielt, ein paar Minuten gar nicht sah, und schon verloren

glaubte. Endlich tauchte, unfern von ihm, eine Hand empor; mit Mühe erreichte er sie, und seine letzten Kräfte aufbietend, gelang es ihm, sie schwimmend an's Ufer zu ziehen. Hier halfen ihm die Knechte des Müllers, dessen Geschrei sein ganzes Haus um ihn versammelt hatte, Gretchen auf einen nahen Rasenplatz bringen, bis sie später, noch ganz leblos, von Max und den herbeieilenden Mägden, auf ihr Zimmer getragen wurde.

Ich fiel dem wackeren Jungen noch einmal um den Hals, und überhäufte ihn mit Lobsprüchen und Liebkosungen. Aber meine eigenen Kräfte waren durch die furchtbare Gemüthsbewegung erschöpft; ich mußte mich auf mein Ruhebett legen, um mich zu erholen. Nach einer Stunde ungefähr, sagte man mir, daß Gretchen nach mir und Max verlangt habe. Ich traf den letztern schon an ihrer Seite, ihre Hand in der seinigen haltend. Gretchen rief mir zu, als sie mich eintreten sah, und nöthigte mich freundlich, auf ihrer anderen Seite Platz zu nehmen. Die ganze Heiterkeit und Energie ihrer himmlischen Seele waren zurückgekehrt, aber ihre körperlichen Kräfte schienen noch etwas schwach

und niedergedrückt, was besonders an dem öfteren Wechsel ihrer zarten Gesichtsfarbe merkbar wurde. Mit großer Ruhe sprach sie von dem erlittenen Unfalle, und entwickelte sehr deutlich den Gang ihrer Vorstellungen und Empfindungen, so weit sie sich derselben bewußt war. Sie glaubte, ihre volle Besinnung erst verloren zu haben, als sie an das Ufer gebracht wurde. »Ich war gewiß,« sagte sie, »daß mir Max nahe sey, und daß er mich retten würde.« Das furchtbare Brausen der Mühlräder habe sie übrigens auch unter dem Wasser vernommen, und dieß sey der letzte Eindruck vor ihrer Ohnmacht, dessen sie sich erinnere. Ehe sie ihrer äußeren Sinne wieder mächtig gewesen, sey sie sich bewußt geworden, daß sie gerettet sey und in ihrem Bette liege; es sey ihr vorgekommen, Max stehe über ihrem Haupte, und sie höre ihn von Zeit zu Zeit sprechen; auch meinen Eintritt habe sie bemerkt, und sey durch meinen stummen Schmerz sehr geängstigt worden, aber sie habe sich weder regen, noch ihre inneren Anschauungen mit Worten oder Zeichen ausdrücken können. — »Lieber Herr Brink,« sagte sie, indem sie meine Hand ergriff, »ich habe auch nachher gesehen,

wie tief Sie von meinem Unfalle ergriffen waren. Sie sind so gut; bin ich denn Ihrer Theilnahme werth?« — Ich konnte nicht sprechen, sondern ließ mein Angesicht auf ihren Arm sinken, den ich unbemerkt mit zärtlichen Küssen bedeckte.

Nach einer Weile stand ich auf. »Das Alles,« sagte ich, »greift Sie zu sehr an, liebes Gretchen! Wir wollen Sie für heute der Ruhe überlassen. Morgen früh, wenn Sie gut geschlafen und sich ganz erholt haben, werde ich Sie besuchen. Ich habe Allerlei für Sie aus der Stadt mitgebracht, was ich Ihnen zeigen will. Gute Nacht, liebes Kind!« Zugleich gab ich Max einen Wink, mir zu folgen, und verließ mit ihm Gretchens Schlafgemach.

17.

»Ist deine Mamsell aufgestanden?« fragte ich die Magd, die eben aus Gretchens Zimmer kam, da ich früh am Morgen über den Vorsaal ging. »O ja, Herr!« war die Antwort; »und sie befindet sich recht wohl.« — Ich pochte leise an der Thür, und trat hinein, da ich nicht antworten hörte. Gretchen stand in ihrem Nacht-

Korsett am offenen Fenster, mit dem Rücken gegen den Eingang gekehrt, und trillerte ein Liedchen in den Garten hinaus. Sie hatte mich nicht kommen hören, sondern blieb nachlässig im Fenster gelehnt, indem sie mit dem einen Fuße den Takt zu ihrer Melodie leise anschlug. Ich sah, daß es meine Pantöffelchen waren, mit denen sie auf dem Boden klapperte. Alle meine heitersten Gedanken und Wünsche wurden in dem Augenblick rege, und indem ich mich ihr unbemerkt genähert hatte, umfaßte ich ihren schlanken Leib, so, daß sie, sich umwendend, gerade in meinen Armen lag. — »Sie haben mich wirklich erschreckt,« sagte sie, über und über erröthend, indem sie sich von mir losmachte; »ich bin noch kaum angezogen.« — »Kein Anzug kleidet sie besser als dieser, Gretchen!« erwiederte ich, »und glücklich der, welcher ein Recht hat, Sie immer so zu sehen.« — Sie ging vom Fenster weg, und bat mich, zu sitzen, während sie selbst in einiger Entfernung von mir stehen blieb. — »Wissen Sie,« fing sie nach einer Weile an, »daß mir heute Nacht von Ihnen geträumt hat? Wir machten wieder eine Reise mit einander, und zwar eine sehr weite, denn

wir gingen ſogar über See, und fuhren durch Klippen und Stürme hin; aber am Ende war alles gar ſtill und freundlich, und wir kamen in ein ſchöneres Land, als ich mir je eines vorgeſtellt habe.« — »Dieſer Traum,« erwiederte ich, »könnte erfüllt werden; ja, ich hoffe gewiß, er wird es, und ich nehme ihn als eine gute Vorbedeutung an. — Setzen Sie ſich zu mir, liebes Gretchen!« — Sie that es. »Ich möchte doch nicht,« ſagte ſie, »daß der Traum in Erfüllung ginge; denn ich bin gerne hier, wo ich Alles um mich habe, was mir lieb iſt.« — »Deſto beſſer, mein Kind! Auch brauchen Sie Ihre Stelle nicht zu verlaſſen; die Reiſe, die Ihnen im Traume vorkam, iſt — die Lebensreiſe, und hier können Sie ſie vollenden. — Wollen Sie mich heirathen, liebes Gretchen? — »Ach Gott!« rief ſie, — »darauf war ich nicht gefaßt, mein theurer Herr!«

Sie wurde abwechſelnd blaß und roth, und ſah mich mit ſcheuen, aber nicht untheilnehmenden Blicken an. Eine mächtige Empfindung ſchien ihr Inneres zu bewegen; ſie wollte einige Mal ſprechen, vermochte es aber nicht. Nach einer längeren Stille ſagte ich: »Geliebtes Mäd-

chen! Ich wollte Sie nicht überraschen; eben so wenig möcht' ich Sie zu etwas überreden, was nur das Werk Ihrer freien Entschließung seyn darf. Wie ich bin, haben Sie gesehen; was ich Ihnen seyn kann, muß Ihnen Ihr Herz sagen. Gehen Sie mit sich selbst zu Rathe; in einigen Tagen geben Sie mir Antwort.« — »Nehmen Sie dieß,« setzte ich hinzu, indem ich einen Ring mit einem einfachen Smaragde hervorzog, »zum Andenken dieser Stunde. Er trägt die Farbe der Hoffnung, aber er verbindet Sie zu nichts. Sie werden diesen Ring, der nun der Ihrige ist, einst mir, oder — einem Andern geben; wer ihn von Ihnen erhält, wird glücklich seyn.« — Mit diesen Worten stand ich auf und ging fort, ohne eine Antwort abzuwarten.

Paul sah mich forschend an, als ich auf mein Zimmer zurückkam. Die heftige Erschütterung, worin er mich bei Gretchens Gefahr erblickt hatte, schien ihm unerwartet Aufschluß über Alles, was um ihn vorging, gegeben zu haben. Er errieth meine Absicht, und schien selbst nicht ruhig dabei zu seyn. Obgleich ich nicht gern beobachtet bin, war mir Pauls Zuthätig-

keit doch nicht unangenehm, denn ich glaubte, ihn milder und theilnehmender zu finden, als sonst. »Wollen Sie nicht ein wenig um die Felder reiten, Herr?« sagte er, da er mich unbeschäftigt, und ziemlich ernst in meinem Zimmer herumgehen sah; »es ist ein herrlicher Morgen, und die Leute sind recht fröhlich draußen beim Heumachen.« — »Du hast Recht, Paul; laß mir den Braunen satteln.« — Als ich in den Hof hinabstieg, kam mir Max entgegen, der schon vom Felde zurückkehrte. Er grüßte mich recht munter, und da ich fragte, wo er hingehe, antwortete er offen, er wolle sehen, wie Gretchen geschlafen habe. — »O, sehr gut,« erwiederte ich, »grüße sie von mir;« und nachdem ich mich auf meinen Gaul geschwungen, ritt ich zum Thore hinaus.

Der schöne Morgen und die Heuernte, obschon sich das Volk rüstig genug dazu anstellte, wollten keine rechte Wirkung auf mich thun. Ich ließ mein Roß ziemlich zerstreut und nachlässig gegen den Wald hinschlendern, als mir der Oberförster aufstieß, und mich durch einen wackeren Weidmannsgruß aus meiner Träumerei weckte. Er fragte mich nach Gretchens Be-

finden; denn er hatte das Mädchen während meiner Abwesenheit kennen gelernt, und ihren gestrigen Unfall erfahren. »Der gute Max,« sagte er, »muß außer sich gewesen seyn; denn ich habe wol gemerkt, daß die jungen Leute einander lieb haben.« — »Das ist natürlich!« erwiederte ich schnell. — »Ja wohl!« war seine Antwort. »Da sollten Sie ein Einsehen haben, Herr Brink, und ein Paar aus den hübschen Kindern machen. Mamsell Berger ist ganz dazu geschaffen, die Frau eines braven Forstmannes zu werden.« — »So?« sagt' ich. — »Ja, ja!« erwiederte er lachend; »ich habe sie vorgestern Abends eine ganze Stunde examinirt, und mich an ihren kunstfertigen Antworten recht ergetzt. Sie könnte zur Noth selbst einem kleinen Forste vorstehen. Und das Mädchen ist guter Leute Kind, Herr! Ich habe ihren Vater in jüngeren Jahren gekannt; er war ein Ehrenmann.« — »Das freut mich, Herr Oberförster!« — »Nun, wie gesagt, Herr Brink! Sie sollten das Mädchen Ihrem Max zur Frau geben. Heirathen muß er doch bei Zeiten; das geht auf dem Lande nicht anders.« — »Hat Max mit Ihnen von der Sache gesprochen,

Herr Oberförſter?« — »Kein Wort; es war bloß mein Einfall, aber er däucht mir gut, und Sie ſollten im Ernſte daran denken, Herr Brink!« — »Gut, gut; ich will mir's überlegen. Adieu, Herr Oberförſter!« — Ich lenkte um, und gab meinem Braunen die Sporen, um geſchwind nach Hauſe zu kommen.

»Iſt Max noch bei Mamſell Gretchen?« fragte ich Paul, als ich ihm auf der Treppe begegnete. — »Er verließ ſie vor einer kleinen Weile, Herr! und iſt eben wieder auf's Feld gegangen.« — »Und wie ſah er aus, Paul? Sage mir's ehrlich!« — Paul ſchüttelte den Kopf. »Nicht wie ſonſt, Herr! Seit einer Stunde haben ſich alle Geſichter im Hauſe verändert; auch Gretchen ſieht ganz traurig aus, und hat ſogar geweint, glaub' ich.« — »Bring' mir eine geſtopfte Pfeife in mein Kabinet, Paul, und laß Niemand zu mir; ich will allein ſeyn, Alter!«

Ich hatte Stoff genug zum Nachdenken, aber die Ruhe der Ueberlegung fehlte mir. Die Pfeife war verdampft, ohne daß ich mehr wußte, als zuvor. Es war etwas von ſchlimmer Vorbedeutung im Hintergrunde meiner Seele, aber

ich ſcheute mich, das Dunkel aufzuhellen. »Am Ende ſind es Vermuthungen und Einfälle von Leuten,« ſagte ich zu mir ſelbſt, »die von der eigentlichen Lage der Sachen weniger wiſſen, als nichts.« — Da kam Paul, mich zum Eſſen zu rufen.

Gretchen ſtand bei ihrem Stuhle, Max, ein wenig abgewandt, bei dem ſeinigen. Wir ſetzten uns ſchweigend. Ich warf einen Blick auf Gretchen, die, mit dem Vorlegen beſchäftigt, ziemlich ernſt, aber ruhig ſchien. Max ſah auf ſeinen Teller, und mußte ſich anreden laſſen, um Gretchen ſeine Suppe abzunehmen. Ich ſelbſt war wenig geſtimmt, die Unterhaltung anzufangen, doch that ich einige Fragen an Max, die er beantwortete, ohne aufzuſehen. Gretchen ſuchte öfters ein Geſpräch in Gang zu bringen, aber die Worte wollten ihr nicht fließen, und der Verſuch hatte keine Folge. Sie vermied es ſichtbar, die Rede an Max zu richten. Dagegen ließ dieſer zuweilen einen Blick auf ſie fallen, worin ich die Gluth einer mühſam verhehlten Leidenſchaft zu erkennen glaubte. — »Er liebt ſie,« ſagte ich zu mir ſelbſt, »und weiß, was zwiſchen ihr und mir vorgegangen iſt!« — Die

unerfreuliche Tischgesellschaft ward endlich aufgehoben; wir verließen alle drei fast zugleich das Speisezimmer.

Meine Unruhe trieb mich bald wieder in's Freie. Dießmal wollte ich meiner Stimmung Meister werden; ich machte einen weiten Spaziergang, von dem ich erst Abends ziemlich ermüdet zurückkehrte. Als ich in mein Zimmer treten wollte, öffnete sich die Thür auf Gretchens Seite, und Max kam heraus. Er war bestürzt, und blieb stehen, als wollte er abwarten, bis ich wegginge. — »Max!« sagte ich, mich zu ihm wendend, »du bist jetzt oft hier oben.« — Er näherte sich mir einige Schritte. — »Du hast dir gestern,« fuhr ich mit gemäßigtem Ernste fort, »große Ansprüche auf meine Dankbarkeit erworben. Was ich für deine Erziehung gethan habe, ist kein Ersatz dafür; — ich möchte nicht, lieber Max, daß etwas zwischen uns träte.« — Seine Blicke, welche bisher am Boden gehaftet, erhoben sich jetzt, und begegneten den meinigen. Ich sah Thränen darin; er ergriff meine Hände, drückte sie gegen seine Brust, und entfernte sich schnell.

Einen Augenblick stand ich, ihm nachsehend,

dann ging ich in Gretchens Zimmer. Ich ſah ſie am Fenſter ſitzen, den Kopf in die Hand geſtützt. Sie ſtand auf, und kam mir langſam entgegen; ihre Augen waren verweint. — »Max ging eben von Ihnen?« ſagte ich, in möglichſt ruhigem Tone. — »Ja!« war ihre Antwort. — »Er ſchien ſehr bewegt, — und auch Sie haben geweint.« — Sie ſchwieg. Ich ſetzte mich, und winkte ihr, es auch zu thun. — »Es iſt nicht mehr, wie es war,« ſagte ich nach einer Pauſe; »während meiner kurzen Abweſenheit hat ſich viel verändert.« — Sie wollte reden, ſchlug aber die Augen nieder, und ſchwieg. — »Max liebt Sie —« — »Es iſt ſo,« antwortete ſie, vor ſich hinſehend. — »Und Sie lieben ihn!« — Sie zögerte. — »Reden Sie, Gretchen!« — »Ich glaub' es faſt,« ſagte ſie, mit kaum vernehmbarer Stimme. — Ich ſtand auf, und ging ein paar Mal auf und ab. — »Gute Nacht!« ſagte ich, und ging gegen die Thür. — »Herr Brink!« rief ſie mir nach. — »Was verlangen Sie, Gretchen?« — »Er hat mir entſagt, und ich ihm,« ſagte ſie, ſtill weinend. — »Gute Nacht, Gretchen!«

18.

Still ging ich an Paul vorbei, in mein Kabinet. Der Alte kam in einer Weile nach, und da er sah, daß ich in der Abendkühle ausgekleidet da stand, nöthigte er mir schweigend meinen Schlafrock auf. — »Soll ich Ihnen Ihre Pfeife bringen, Herr?« — »Nein, Paul!« — »Ist Ihnen nicht wohl, lieber Herr?« — »Ich bin nicht krank, Paul; aber bringe mir ein Glas Wein, und sage den Kindern, wenn sie in's Speisezimmer kommen, sie möchten nur allein essen.« — »Ach, Gott!« seufzte Paul, fortgehend; »ich dachte wol, daß es nicht gut enden würde.«

»Er hat ihr das Leben gerettet,« sagte ich zu mir selbst; »und doch ist's nicht das, wodurch er sie mir abgewann: seine Jugend ist's, und eine Entfernung von drei Tagen! — So wenig gilt der Mensch, der innere. — Deine Jahre, Samuel, — warum vergaßest du deine Jahre!« — Ich setzte mich an mein Schreibepult. Gretchens Papiere fielen mir in die Hände; ihr Taufschein, — die Eheverschreibung,

und die Dispenſe. Ich ſchämte mich vor mir ſelbſt. — »Was man ein Kind iſt!« ſagte ich, »und wie die Natur uns verlockt und täuſcht, bis an den Rand des Grabes!«

Paul brachte mir Wein und Brod. Gretchen ſey ſehr bekümmert, erzählte er, daß ich nicht zum Nachteſſen käme, und Max hab' es ſich gleichfalls verbeten. Er ſey unten in ſeiner Stube und arbeite an ſeinen Wirthſchaftsbüchern; nach meinem Befinden habe er ſehr theilnehmend gefragt, Gretchens aber nicht erwähnt. — »Ich laſſe den Kindern eine gute Nacht wünſchen,« ſagte ich nach einer Weile; — »und geh' du nun auch, Paul, heute bedarf ich nichts mehr.«

Ich ſchlief wenig, fühlte mich aber ziemlich geſtärkt und beruhigt, als ich am andern Morgen aufſtand. Da trat Paul herein, und übergab mir einen Brief. — »Von wem?« — »Ach, von dem armen Max! Er iſt fort, Herr, und ich glaube, wir ſehen ihn nicht wieder.« — »Was ſagſt du, Alter?« — Ich erbrach ſchnell den Brief, und las einen förmlichen Abſchied, voll von Ausdrücken der wärmſten Dankbarkeit. Er hoffe, ſchrieb er, ſeine Entfernung

werde für die Wirthschaft keinen bedeutenden Nachtheil haben, da alles in guter Ordnung sey, und Mamsell Berger die Oberaufsicht recht wohl führen könne; auch empfehle er mir den Oberknecht als einen sehr brauchbaren Menschen. Er bat mich um Verzeihung, daß er, unbekannt mit meinen Absichten, dem Wunsche meines Herzens einen Augenblick entgegen getreten sey; mit der innigsten Theilnahme werde er in der Ferne von meinem Glücke hören. Wegen seines Fortkommens bitte er mich, außer Sorgen zu seyn; er habe durch meine Unterstützung genug gelernt, um überall sein Brod zu finden. Uebrigens denke er sich, wegen einer Anstellung in den landesfürstlichen Forsten, an seinen Freund, den Oberförster, zu wenden, an welchen er mich auch bitte, ihm von seinen Sachen nachzusenden, was ich selbst für gut finde, vor allem aber ein Zeichen der Vergebung und der Fortdauer meines Wohlwollens. — »Braver Junge!« rief ich aus; »er hat sie mit Gefahr seines Lebens dem Tod in den Mühlrädern entrissen, und geht in die weite Welt, um meinem Glücke mit ihr nicht im Wege zu stehen! — Laß dir sogleich einen Klepper satteln, Paul, und reite hinüber,

zum Oberförster. Ich lasse ihn bitten, heute Mittag zum Essen zu kommen, und den Max mitzubringen! — Warte! — Nein; besorge schnell das Pferd, und komm dann wieder. Ich will dir ein paar Zeilen mitgeben. Aber verrathe nicht im Hause, am wenigsten vor Gretchen, wo du hin reitest.«

Ich schrieb das Billet an den Oberförster, und schärfte Paul, der es abholte, ein, sich gegen Max nicht merken zu lassen, was ich zu seinem Briefe gesagt habe. Der Alte war schwindelig vor Freude, und schwur, entweder gar nicht, oder mit Max wieder zu kommen. — Mit leichterem Herzen und freieren Blick, als ich seit zehn Tagen gehabt hatte, trat ich an's Fenster, von welchem ich Gretchen eben aus dem Garten kommen sah. Sie bemerkte mich nicht, sondern ging ernst und sinnvoll mit ihrem Körbchen voll Kirschen über den Hof, die Treppe herauf, und erschrak, als ich ihr unvermuthet aus meiner Thür entgegen trat, und ihr einen guten Morgen bot.

»Sind es saure Kirschen?« fragte ich, mich ihr nähernd. Sie reichte mir das Körbchen her. »Alles ist süß, was von Ihnen kommt,«

sagte ich, nachdem ich ein paar Kirschen gekostet hatte, — »selbst ein Korb.« — Gretchen war so verlegen, daß mich mein ungeschickter Scherz bald reute. Ich fragte nun ernsthaft, ob sie um die Flucht unsers Max gewußt habe? Sie nickte: ja! — »Und wozu soll das führen?« sagte ich. — »Zu Ihrer Ruhe und der seinigen,« antwortete sie mit bescheidener Würde. — »Sie trauen mir also wenigstens zu,« erwiederte ich, »daß ich mich des Vortheils nicht überheben werde, den mir seine Entfernung zu geben scheint.« — »Ich traue Ihnen Alles zu,« sagte Gretchen, »dessen ein edles Herz fähig ist. Aber es ziemt mir nicht, von dem zu reden, was Sie zu thun oder zu lassen für gut finden werden.« — »Haben Sie keinen Wunsch für sich, Gretchen?« — »Zu bleiben, wie ich bin,« erwiederte sie mit großer Milde, »und in dem harmlosen Geschäfte, für das Sie mich anfangs bestimmten, so nützlich zu seyn, als es mir möglich ist.« — Ich unterdrückte die Antwort, die mir auf den Lippen schwebte, und indem ich Gretchen freundlich zuwinkte, ging ich in mein Zimmer zurück.

»Es war eine schöne Phantasie,« sagte ich

zu mir selbst; »der Fehler war nur, daß ich sie für Ernst nahm. Fahre hin, holder Traum meines Nachsommers! Ward ich doch in früherer Zeit oft unfreundlicher geweckt, und nicht immer, wie jetzt, ohne Reue!« — Mit voller Heiterkeit setzte ich mich an meinen Schreibtisch und nahm Gretchens Papiere wieder zur Hand. Ohne Beimischung einer bitteren Empfindung blätterte ich nur darin, und legte die Stücke bei Seite, von denen ich Gebrauch zu machen dachte. »Der Taufschein des lieben Kindes,« sagte ich, indem ich lächelnd das Datum betrachtete, »kam zwar um zwanzig Jahre zu spät, aber nur für mich; — den haben wir nöthig. Die Dispensation, — lachen wirst du, ehrlicher Morbach! — ist jetzt überflüssig; aber die Eheverschreibung, — mit einigen Abänderungen kann sie auch so noch ihre Dienste thun.« — Ich machte diese Abänderungen, und legte den Kontrakt zu Gretchens Geburtsschein. — »Glückliche machen zu können,« sagte ich, indem ich aufstand, »ist ja doch das reinste Glück; und wie sollten wir verstehen, es Anderen zu bereiten, wenn wir nicht selbst dafür empfänglich wären? Habe Dank, gütige Natur, für diesen

letzten Frühlingsschein in meinem herbstlichen Leben! Dem sanften Zuge der Neigung glaubte ich zu folgen, und es war eine höhere Hand, die zwei schuldlose Wesen durch mich vereinigen wollte.«

Ich machte einen Gang durch die Felder, um die Zeit bis zum Mittagsessen hinzubringen. Kaum war ich zurück, so traten der Oberförster und Max herein. Mit treuherziger Munterkeit führte jener den sehr verlegenen jungen Menschen auf mich zu, indem er sprach: »Hier haben Sie den Ausreißer.« — »Ist es recht, Max,« sagte ich, »daß du auf und davon gehst, ehe du mir einen Nachfolger gestellt hast, und sogar, ehe wir noch Gretchens wunderbare Erhaltung gefeiert haben? — Richte den Tisch drüben, Paul, in Mamsell Gretchens Zimmer; wir sind heut' ihre Gäste.«

»Was meinen Sie, Herr Oberförster,« redete ich nun diesen an, »da mich der Junge mit der Wirthschaft sitzen läßt, wenn ich mein Gütchen in Pacht gäbe?« — »Dazu rath' ich nicht,« erwiederte der Oberförster schnell.« — »Aber der Mann ist tüchtig,« gab ich zur Antwort, »und hat selbst Ihren Beifall. Denn, kurz,

weil Max das Gut nicht mehr für meine Rechnung verwalten will, mag er's für seine thun; ich geb' es ihm für einen billigen Pachtzins, jedoch unter einer Bedingung.« — »Die wäre?« fragte der Oberförster aufhorchend. — »Daß er die Ansprüche befriedige, die ich einer gewissen Person auf mich und einen Theil meines Eigenthums eingeräumt habe. Die Sache ist hier schriftlich aufgesetzt; sieh selbst, Max, ob du die Bedingung erfüllen kannst.« — Max starrte mich und die Ehestiftung an, die ich ihm hinreichte. — »Wahrhaftig,« rief der Oberförster, der einen Blick in die Schrift that, »das ist ein Heiraths-Kontrakt, und Ihr Name, Max, steht hier neben Gretchens Namen.« — Max war noch immer wie ohne Bewußtsein. — »Nimm doch, Max!« sagte ich, ihm das Papier aufdringend; »du hast dich nicht so lange besonnen, als du das Mädchen aus dem Wasser zogst.« — »O mein Wohlthäter! mein Vater!« rief er nun, und lag an meinem Hals. — »Geh' hin, Glücklicher!« unterbrach ich seinen Freudentaumel, »und hole dir ihr Jawort selbst. Ich will es ihr ersparen, vor meinen Augen roth zu wer-

den, so gern ich sie auch erröthen sehe.« — Er flog zur Thür hinaus.

»Das ist brav, Herr Brink!« sprach der Oberförster, »und wahrlich noch mehr, als ich von Ihnen erwartete, was doch nicht wenig gesagt ist.« — »Loben Sie mich nicht, Freund!« erwiederte ich; »er wollte für mich viel mehr thun. Was ist der Wunsch eines Mannes, der von dem Leben beinahe schon Abschied nimmt, gegen die erste Liebe zwei solcher Herzen?«

Gretchen kam, an Marens Arm geschmiegt, zur Thür herein. Es war, als sollte ich für meine Selbstverleugnung durch den lieblichsten Anblick belohnt werden, denn ihre ganze Gestalt glühte von dem Ausdruck der holdesten Schamhaftigkeit. »Die Farbe Ihrer Wangen,« rief ich ihr entgegen, »gibt mir Antwort auf Marens Werbung. Ich habe nur noch Eins beizusetzen: in drei Wochen muß Hochzeit seyn; Alles ist vorbereitet, sogar die Einwilligung Ihres Vormundes. — Und nun, Gretchen, geben Sie mir den Arm als Brautvater, weil es nicht als Bräutigam geschehen konnte. Wir wollen heute Ihre jungfräuliche Wohnung zu dem glücklichen Aufenthalt einer kleinen Familie

einweihen. Sie schien Ihnen zu weitläufig; hatte ich nicht Recht, als ich sagte: »wer weiß, wozu das in der Folge gut ist?«

II.

Etienne Durand.

Eine wahre Geschichte.

Mitgetheilt von K. A. West.

(1822.)

Digitized by Google

Herr Etienne Durand galt für den reichsten Mann in dem Bezirke von Beaune, einem der schönsten Landstriche Burgunds, wo er sich bald nach der Schreckenszeit der französischen Revolution angekauft hatte. Auch kannte man weit und breit keinen wohlthätigeren Mann als ihn, weßhalb er von seinen Nachbaren, meist armen, fröhlichen Winzern, gewöhnlich nur Vater Durand genannt wurde. In der That schien Herr Durand seinen Reichthum mehr für Andere, als für sich selbst, zu besitzen. Er lebte mäßig, beinahe karg, bewohnte die schlechtesten Zimmer seines Schlosses, und kleidete sich wie ein gemeiner Bürger von Paris, welcher gewesen zu seyn er nicht verhehlte. Dagegen scheute er keinen Aufwand, wenn es darauf ankam, einen dürftigen und zugleich rechtschaffenen Mann zu unterstützen, oder ihm einen guten Tag zu machen. Bei solchen Anlässen gab es nur eine Gränze, welche seine Freigebigkeit nie überschritt: er hatte es sich, wie man bemerken konnte, zum

Grundsatze gemacht, seine Besitzungen stets in dem Umfang und Werthe zu erhalten, die sie zu der Zeit, da er sie kaufte, gehabt hatten. Dieses Stammvermögen bewahrte Herr Durand wie ein Heiligthum: aber er zeigte sich eben so abgeneigt, dasselbe zu vermehren, als es zu vermindern; ja er schien, seitdem er jene Besitzungen erworben, jeden Zuwachs seines Wohlstandes als eine Last zu betrachten, deren er sich so bald als möglich wieder entledigen müßte.

Auf welche Weise Vater Durand zu seinem großen Vermögen gekommen, war in der Gegend nicht bekannt. Man vermuthete, daß der Weinhandel, welchen er früher betrieben, den Grund dazu gelegt, und daß ihn dann mehrere glückliche Unternehmungen im Kauf und Verkauf von Nationalgütern in den Stand gesetzt hätten, die weitläufigen Ländereien an sich zu bringen, in deren Besitz er sich gegenwärtig befand. Diese Ländereien hatten ehemals den Herren von Sorville angehört, einem altadeligen Geschlechte, dessen letzter Stammhalter, unter der Herrschaft des Wohlfahrtsausschusses, das Opfer seiner Anhänglichkeit an die königliche Regierung geworden war. Es ging das Ge-

rücht, Durand habe, als Mitglied der Pariser Nationalgarde, den unglücklichen Marquis von Sorville auf dem Wege zur Guillotine begleitet, und der Eindruck, welchen die Hinrichtung dieses edlen Mannes auf ihn gemacht, sey vornehmlich Ursache gewesen, warum er einige Zeit nachher sein Gewerbe in der Vorstadt St. Martin aufgegeben, und Paris selbst verlassen habe.

Wirklich schien Vater Durand der unglücklichen Familie, in deren Besitzthum er eingetreten, eine mehr als gewöhnliche Theilnahme zu widmen. Man wußte, daß er sich viele Mühe gegeben, den Aufenthalt von Sorville's kranker Gemahlin und dessen unmündigem Söhnlein auszuforschen, welche nach der Verhaftnehmung des Marquis die Flucht ergriffen und, nachdem sie einige Monate hülflos umhergeirrt, in einem kleinen Gränzorte Deutschlands, wie spätere Nachrichten versicherten, bald nach einander gestorben waren. Auch lange nach dieser Zeit bemerkte man, daß sich Durand bei Reisenden und zurückgekommenen Ausgewanderten oft sehr angelegentlich um nähere Auskunft über das Schicksal jener unglücklichen Flüchtlinge erkundigte. Wenn er dann entweder keine, oder nur

die Bestätigung der früheren Nachrichten von ihrem beklagenswerthen Tode erhielt, fand man ihn stets tiefsinniger und stärker gerührt, als man es von seiner heiteren Gemüthsart bei anderen Anlässen gewohnt war; daher sich Manche nicht enthalten konnten, zwischen Durand und dem verstorbenen Marquis irgend ein geheimes Verhältniß anzunehmen, über dessen eigentliche Beschaffenheit jedoch Niemand eine wahrscheinliche Vermuthung aufzustellen wußte.

Ungefähr zwei Jahre nach dem Ankaufe seiner großen Besitzungen, schloß Herr Durand, der seit längerer Zeit Witwer gewesen, eine zweite Heirath mit einer jungen Person von angenehmer Gestalt und lebhaftem Charakter, die er vor Kurzem kennen gelernt hatte. Der schon ziemlich bejahrte, aber noch rüstige Mann liebte seine junge Frau ungemein, und auch sie war ihrem Gatten herzlich zugethan, obwohl ihre Ansichten und Neigungen nicht immer mit den seinigen übereinstimmten. So war sie, zum Beispiel, mit seiner allzugroßen Freigebigkeit gegen Nachbaren und Fremde keineswegs einverstanden, wogegen sie ihn beschuldigte, in seinem

eigenen Hause es nicht selten an dem schicklichen Aufwande fehlen zu lassen. Nicht weniger hatte sie gegen Durand's altfränkische Manieren und gegen die Treuherzigkeit einzuwenden, womit er seines ehemahligen Gewerbes in Paris und seiner guten Nachbaren in der Vorstadt St. Martin noch öfters erwähnte. Man brauche es, meinte sie, eben nicht zu wissen, daß der reiche Gutsbesitzer Durand, und Meister Etienne, der Böttcher am Thore St. Martin, eine und dieselbe Person seyen. Dagegen hielt es Frau Susanne — dieß war ihr Name — nicht für überflüssig, ihrer eigenen guten Herkunft gelegentlich zu gedenken; denn sie hatte die Ehre, eine geborne Pariserin aus dem gebildeten Mittelstande zu seyn, und unter ihren Verwandten Leute in Aemtern und Würden zu zählen.

Madame Durand gebar ihrem Gatten eine Tochter, welche bald der Augapfel des Vaters, und der Stolz der Mutter ward. In der That konnte man kein schöneres, anmuthigeres Kind sehen, als die kleine Adele, wie Frau Suson ihr Töchterchen, nicht eben zur Zufriedenheit ihres Mannes, genannt hatte. Er fand den Namen zu vornehm für die Tochter eines ehrlichen

Bürgers aus der Vorstadt St. Martin, den ein glückliches Ungefähr doch zu weiter nichts, als zu dem ersten Winzer des Bezirkes von Beaune gemacht habe. Aber Frau Susanne lachte über diese Bedenklichkeiten ihres Eheherrn; sie meinte, der beste Mann in Frankreich solle sich einst nicht zu vornehm dünken, um ihre Adele zu werben, die so hübsch sey, wie eine Prinzessin, und, wenn Durand es darnach anstelle, wol auch so reich werden könne. Deßhalb eben war sie mit seiner gutherzigen Verschwendung, wie sie ihres Mannes Mildthätigkeit nannte, oft recht unzufrieden; denn Adele konnte, ihrer Meinung nach, des Geldes gar nicht zu viel haben, um des Eidams werth zu seyn, welchen sich Frau Suson künftig einmal unter den Würdenträgern des Reiches auszuwählen gedachte.

Adele wuchs indessen heran, so zierlich und fein gebildet als die Mutter, und so verständig und gut geartet, als der Vater es wünschte. Der ehrliche Mann konnte, oder wollte es nicht hindern, daß seine Tochter in allerlei Künsten und Fertigkeiten unterrichtet wurde, die er zwar für überflüssig hielt, worauf aber seine Frau einen ungemein hohen Werth setzte. Adele tanzte

und ſang, zeichnete ein wenig, plauderte italieniſch und engliſch, und benahm ſich bei dem allen mit ſo viel natürlicher Grazie und Beſcheidenheit, daß alle Welt von ihr entzückt war. Durand ſelbſt, vor deſſen Augen die Liebenswürdigkeit ſeiner Tochter ſich täglich mehr entwickelte, fing nach und nach an, ſich mit der Erziehungsweiſe ſeiner Gattin auszuſöhnen. Er widerſetzte ſich ihren Anordnungen immer weniger, zahlte ohne Murren die theuren Meiſter, Bücher, Inſtrumente u. ſ. w., welche Frau Suſanne von allen Seiten zu Adelens Unterrichte herbeizuſchaffen wußte, und ließ es geſchehen, daß die ganze Einrichtung des Hauſes nach und nach ein feineres und vornehmeres Anſehen erhielt. Während er ſelbſt ſeiner einfachen Lebensart getreu blieb, ward die Umgebung ſeiner Frau und Tochter zuſehends reicher und glänzender; und indem er ſeine Geſchäfte noch fortwährend in einer Hinterſtube des Wirthſchaftsgebäudes abmachte, verwandelten ſich die großen Gemächer des Schloſſes, welche bisher leer geſtanden, allmälig in geſchmackvoll verzierte Koncert- und Geſellſchaftsſäle, worin die ſchöne Welt der umliegenden Gegend an beſtimmten

Tagen zusammenkam, um Adelens Talente zu bewundern, und nebenbei der guten Küche der Hausfrau und Herrn Durand's trefflichen Weinen zuzusprechen. Madame Durand bewies bei solchen Gelegenheiten, daß eine Pariserin, von welchem Stande sie auch sey, in der Provinz wenigstens, eine Dame von Rang vorstellen könne, sobald es ihr beliebe; denn nichts übertraf die ungezwungene Artigkeit, womit sie ihre Gesellschaft empfing, es müßte denn die treuherzige Unbefangenheit gewesen seyn, mit welcher Durand selbst sich unter seine Gäste mischte, ohne im geringsten etwas von seinem altfränkischen Wesen abzulegen.

Durand's Tochter näherte sich jetzt dem Alter, wo die persönliche Anmuth durch den Reiz des Geschlechtes erhöht wird. Ihre üppiger aufblühende Gestalt fing an, sich mit dem Schleier jungfräulicher Scham zu umziehen; ihre kindliche Lebhaftigkeit ging zuweilen in Ernst und Nachdenken über; sie bewegte sich und sprach gemessener; wenn sie sang oder las, schien die Empfindung über ihre Kunstfertigkeit vorzuherrschen: — in ihrem ganzen Wesen war mehr Innigkeit und Seele. Die Frauen bemerkten

diese Veränderung mit Lächeln, wol auch mit aufkeimender Eifersucht; in den Blicken der Männer verrieth sich eine wärmere Theilnahme, als sie dem schönen Kinde bisher bewiesen hatten. Madame Durand war schon zuweilen mit dem Gedanken an die Wahl eines Eidams beschäftigt; aber bei weiterer Ueberlegung fand sich, daß noch Niemand die Eigenschaften vereinigte, welche ihre Ansprüche in dieser Hinsicht befriedigen konnten. Ihr Mann, mit dem sie über diesen Gegenstand einmal sprach, nahm eine ernsthafte Miene an, und brach die Unterredung mit der Bemerkung ab: »Es sey wol noch zu früh, an Adelens Verheirathung zu denken; übrigens halte er es für's Beste, das kluge Mädchen dereinst selbst wählen zu lassen; denn am Ende hätten die Töchter in diesen Dingen nicht nur einen besseren Geschmack, sondern nicht selten auch mehr Verstand, als Vater und Mutter zusammengenommen.«

In der That war es die Ueberzeugung von der natürlichen Unbefangenheit und dem guten Verstande seiner Tochter, was Herrn Durand gegen die ehrsüchtigen Plane seiner Frau gleichgültiger machte, als er es wol sonst gewesen

seyn würde. Adele hatte, ungeachtet ihrer geselligen Neigungen und Vorzüge, wenig Hang, eine auffallende Rolle in der Welt zu spielen. Sie liebte die Beschäftigung mit den schönen Künsten aus Geschmack, nicht aus Eitelkeit. Die Ausbildung ihrer Talente war ihr so leicht geworden, und sie fand so viel Vergnügen darin, sie auszuüben, daß es ihr eben so wenig einfiel, auf diese Talente stolz zu seyn, als der Vogel darauf stolz ist, wenn er die Flügel erhebt, um sich in die Luft zu schwingen. Die Lobsprüche, die man ihrer Gestalt und ihren Geistesgaben ertheilte, waren zu alltäglich und zum Theil zu übertrieben, um einen besondern Eindruck auf sie zu machen; die Männer, deren Huldigungen sie empfing, hatten zu wenig ausgezeichneten Werth, um ihr gefährlich zu werden. Noch immer hatte sie keinen Mann kennen gelernt, der nach ihrem Gefühl, an Adel der Gesinnung und Liebenswürdigkeit des Charakters, sich mit ihrem guten alten Vater vergleichen ließ; und so war es eigentlich die schmucklose Tugend dieses trefflichen Mannes, deren bloßer Anblick seine ihm gleich geartete Tochter, mitten in dem Glanz und Flitter der sogenannten schönen

Welt, vor den Verirrungen der Künstelei und der Eitelkeit bewahrte.

So viel Ursache Herr Durand indessen hatte, mit dem Betragen seiner Tochter zufrieden zu seyn, so war doch nicht zu verkennen, daß ihn öfters geheime Sorgen beunruhigten, deren Gegenstand Adelens Zukunft zu seyn schien, und daß seine Unruhe größer ward, je näher der Zeitpunkt kam, wo er billiger Weise auf ihre Verheirathung bedacht seyn mußte. Es war, als ob er irgend ein Ereigniß befürchte, das der Zufriedenheit und dem Glücke des theuern Kindes drohe, und welches abzuwenden nicht in seiner Macht stehe. Bei allen Tugenden, welche Adelen schmückten, mußte man gestehen, daß ihr eine gewisse Weichlichkeit und Verzärtelung des Gefühles anhing, die es ihr schwer gemacht haben würde, die Entbehrungen der Armuth, oder auch nur die Beschränktheit mittelmäßiger Umstände zu ertragen. Diese Vorstellung schien die Einbildungskraft des redlichen Mannes jetzt oft zu beschäftigen; er machte sich nun seine Nachgiebigkeit gegen das eitle Erziehungssystem seiner Frau ernstlich zum Vorwurfe, und tadelte es manchmal laut, daß Adele dadurch an

Bequemlichkeiten und Genüsse gewöhnt worden, welche sie vielleicht einst schmerzlich vermissen werde. In solchen Augenblicken sprach er so seltsam von der Unsicherheit des Reichthums, und der Glücksgüter überhaupt, als ob er sein ganzes Vermögen auf eine falsche Karte gesetzt, oder auf schwanken Bretern den Winden und Wellen Preis gegeben hätte.

Frau Susanne hielt diese Aeußerungen anfangs bloß für hypochondrische Einfälle, von denen sie ihren Mann überhaupt nicht frei sprach, und achtete deßhalb wenig darauf. Indessen fand sie in der damaligen Lage Frankreichs doch unvermuthet Anlaß, der mißmuthigen Stimmung ihres Gatten noch eine andere, tiefer begründete Deutung zu geben. Die Schlacht bei Leipzig hatte den Militärdespotismus und den kaiserlichen Thron gestürzt. Die Ausgewanderten waren mit den Bourbons zurückgekehrt; allen Verhältnissen des Landes und der Bürger schienen große Veränderungen bevorzustehen, und besonders erwartete man, die Käufer der Nationalgüter von allen Seiten bedroht und angefochten zu sehen. Obgleich die Familie, welche ehemals Durand's Güter besessen hatte, in

den Stürmen der Revolution untergegangen, und wie man gewiß zu seyn glaubte, gänzlich erloschen war, so wußte man doch nicht, welche Ansprüche vielleicht der Staat auf Besitzungen machen dürfte, die zur Zeit der Gesetzlosigkeit weit unter ihrem Werthe erkauft worden waren. Dieß, meinte Frau Susanne, müsse der Grund von der zunehmenden Unruhe, und den mitunter seltsamen Reden ihres Gatten seyn. Es schien ihr daher nothwendig, das Interesse ihres Hauses ungesäumt durch eine staatskluge Verbindung zu sichern, und die Wahl ihres Eidams nicht länger zu verschieben, der, wie es sich von selbst verstand, nur einer der ersten und einflußreichsten Familien des Departements angehören konnte. Sie beschloß, dieses Vorhaben in aller Stille und ohne Wissen ihres Mannes einzuleiten, da seine Geradheit, und das, was sie seine Vorurtheile nannte, dem Gelingen eines solchen Unternehmens eher hinderlich als zuträglich seyn mußten.

Unter Durand's Nachbaren war der Baron von St. Flour einer der bedeutendsten. Seine Familie gehörte zum alten Adel, und war mit dem ehemaligen Besitzer von Durand's Gütern

in entferntem Grade verwandt. Der Baron hatte den Ruf, ein Mann von Welt und großer politischer Gewandtheit zu seyn. Er war gleich im Anfange der Revolution zur Demokratie übergegangen, und hatte bei allen Veränderungen der Gewalt sich immer folgerecht derjenigen Partei angeschlossen, welche die stärkste zu seyn schien. Mit seinem Vetter und Nachbar, dem Marquis von Sorville, stand der Baron in einem Verhältnisse, worüber die Welt nicht sehr günstig urtheilte. Einige behaupteten geradezu, der Angeber, welcher den Marquis der Blutgier des Wohlfahrtsausschusses ausgeliefert, sey kein Anderer, als sein Vetter St. Flour gewesen. Wenigstens glaubte man ziemlich allgemein, daß es nicht des Barons Schuld war, wenn sein Anschlag, sich in den Besitz von Sorville's Gütern einzudrängen, ihm nicht gelungen. Ueberhaupt hatte Herr von St. Flour, seiner wetterwendischen Politik ungeachtet, wenig Fortgang in seinen Unternehmungen. Sein Witz und sein Vermögen erschöpften sich in Entwürfen des Ehrgeizes und der Habsucht, ohne daß er bisher seine selbstsüchtigen Zwecke erreicht hätte. Indessen verstand er es mindestens, durch seine

unermüdete Thätigkeit die Aufmerksamkeit der Menge auf sich zu ziehen, und durch die Zuversicht, womit er in entscheidenden Augenblicken sich in die Nähe der Mächtigen drängte, von Zeit zu Zeit den Glauben zu erwecken, daß er im Begriffe sey, eine wichtige Person vorzustellen. So hatte sich auch jetzt die Meinung verbreitet, daß er unter den Häuptern der Royalisten sehr warme Freunde habe, und nächstens selbst eine der ersten Stellen in der Verwaltung des Departements antreten werde.

Auf diesen Mann und dessen Familie richtete Madame Durand nun ihr Augenmerk, um ihrem Hause eine Schutzwehr gegen die Gefahren der Zeit zu verschaffen. Zwar wußte sie, daß Durand einen alten Groll gegen den Baron hatte, und daß beide Männer sich selten oder nie sahen; doch diese Schwierigkeit, die auf Mißverständnissen und längst vergessenen Zwistigkeiten zu beruhen schien, hoffte sie zu überwinden. Herr von St. Flour hatte einen Sohn, der nach seinem Alter und Aeußeren ganz dazu geeignet war, mit der reizenden Adele das schönste Ehepaar in dem Departement der Goldküste zu machen. Der junge Herr hatte eine Figur

zum Malen, saß zu Pferde wie angegossen, schwebte oder tanzte mehr, als er ging, und galt unter den Artistes tailleurs des Bezirkes von Beaune für das vollkommenste Muster eines jungen Mannes nach der Mode, die Musterbilder in dem Pariser Damen-Journal nicht ausgenommen. Einige bejahrte Prüden rühmten seinen Witz, und von seinen Sitten sagte man, daß sie nicht schlimmer seyen, als es von einem liebenswürdigen Wildfang seiner Art billiger Weise zu verlangen wäre. Der junge Baron war nach einer längeren Abwesenheit so eben von Paris zurück gekommen; der Zeitpunkt konnte daher, nach der Meinung der Frau Durand, nicht günstiger seyn, das spröde Herz ihrer Tochter durch die Erscheinung dieses sieggewohnten Liebesritters zu überraschen.

Madame Durand hatte mit der Mutter des Glücklichen, den sie sich zu ihrem Schwiegersohne ersehen, alles auf's beste abgekartet. Frau von St. Flour war ihrem verdeckten Antrage mehr als auf halbem Wege entgegen gekommen; denn die Baronin, eine Dame von großem Scharfsinne, hatte die wichtigen Vortheile auf den ersten Blick erkannt, welche von einer Ver-

bindung ihres Sohnes mit der Erbin des reichen Durand, für die verfallenen Finanzen des Hauses St. Flour zu erwarten waren. Ihr Gemahl sollte für's Erste noch aus dem Spiele gelassen werden, um Durand's zu besorgenden Widerstand nicht gleich anfangs aufzuregen. Dagegen unterließ die Baronin nicht, ihrem Sohne Victor den von beiden Müttern entworfenen Heirathsplan, als eine Sache von größtem Belang für das Interesse der Familie, an's Herz zu legen. Dieser fand seiner Seits recht viel Geschmack an der kleinen niedlichen Bäuerin, wie seine Mutter Adelen unter vier Augen genannt hatte. Er versicherte, in Paris wenige Opernmädchen gekannt zu haben, die sich einer eleganteren Tournüre rühmen könnten, als seine reizende Nachbarin. Des Eindruckes zum Voraus gewiß, den seine Vorzüge auf Adelens unerfahrenes Herz machen müßten, erklärte er sich bereit, die Wünsche der beiden guten Damen auf's wirksamste zu unterstützen. Der Tag wurde festgesetzt, an welchem er, von seiner Mutter begleitet, der schönen Adele den ersten Besuch an ihrer Toilette machen sollte. Die verbündeten Mächte hofften durch diesen kühnen Ueberfall

den verliebten Krieg gleich anfangs in die Mitte des feindlichen Landes zu verſetzen, und durch die entſchiedene Ueberlegenheit eines allgemeinen Angriffs dem Feinde die Mittel und den Willen zu ſeiner Vertheidigung zugleich zu benehmen.

Durand, der ſich eben bei ſeiner Tochter befand, war ſehr erſtaunt, den größten Gecken auf zwanzig Meilen in der Runde, an der Seite ſeiner ſtolzen Mutter, in der Morgenſtunde in Adelens Zimmer treten zu ſehen. Er warf einen finſtern Blick auf ſeine Hausfrau, deren unruhige Geſchäftigkeit, ihn zu entfernen, ihm nun auf einmal erklärt war. Das Betragen der Angekommenen, und die Art, wie es von Frau Suſon erwiedert wurde, ließen ihn über die Abſicht dieſes Beſuches keinen Augenblick zweifelhaft. Da er indeß in dem Benehmen ſeiner Tochter nichts entdeckte, was jener Abſicht günſtig ſchien, erheiterte ſich ſeine düſtere Stirne unvermerkt, und er ward allmälig ſo treuherzig, offen und munter, daß Frau Suſanne und ihre Gäſte ihn ſchon halb und halb für ihren Plan gewonnen glaubten. Mit ſeiner gewohnten altfränkiſchen Höflichkeit erwies er der Baronin alle Auszeichnung und Ehre, worauf ihr Stand

Anſpruch zu haben ſchien, und ſprach dabei ſo viel von ſeinem ehemahligen Gewerbe zu Paris, von ſeinen bürgerlichen Obliegenheiten, Gewöhnungen und Anſichten, als ob es darauf ankäme, den Abſtand recht auffallend zu machen, der ihn und die Seinigen von ihren vornehmen Nachbaren trennte. Einige Bemerkungen, welche die Baronin von St. Flour über die ausgleichende Macht des Geldes vorbrachte, ließ er unbeachtet fallen; ſeine Frau aber, die dem Geſpräche gern eine andere Wendung gegeben hätte, neckte er gutmüthig über ihre weltkluge Vorſicht und Politeſſe, die doch nicht immer gut machen könnten, was ſeine plumpe Aufrichtigkeit verderbe. — Dieß Alles geſchah mit ſo viel gutem Humor, und mit ſo wenig Schein von Abſicht, daß Keines eigentlich wußte, woran es mit ihm ſey; und da er am Ende die Baronin und ihren Sohn bis an das Thor des Hauſes begleitete, fuhren Beide hinweg, zwar nicht ſo triumphirend als ſie erwartet hatten, aber doch nicht ohne Hoffnung, dem Zwecke ihres Beſuches ein andermal näher zu rücken.

Als Madame Durand mit ihrem Manne und ihrer Tochter allein war, glaubte ſie nicht

länger anstehen zu dürfen, ihren bisher geheim gehaltenen Plan mit gehöriger Vorsicht aufzudecken. Durand hörte sie ruhig an; und fragte dann Adelen, wie ihr der junge Herr gefiele? — Sie zögerte einen Augenblick. »Wenn meine gute Mutter nicht ungehalten werden will,« sagte sie dann mit bescheidener Fassung »ganz und gar nicht!« — »Das hab' ich vermuthet,« erwiederte Durand, »und somit weißt du, Frau, was aus deinem Projekte werden wird.« — »Eine Heirath!« rief Frau Susanne lebhaft, »und zwar eine der besten, die es geben kann, oder ich müßte noch weniger von der Sache verstehen, als das kleine Ding hier. — Es kommt dabei auf mehr an, als auf das, was so einem kindischen Mädchen gefällt. Ich habe Gründe — Gründe.« — »Politische,« fiel Durand ein; »ich weiß, Mütterchen, ich weiß! Aber nimm dich in Acht, daß deine Klugheit dich nicht weiter vom Ziele abführt, als es die redliche Einfalt thun könnte.. Diese St. Flour's zum Beispiel dünken sich mächtig fein und klug; aber ich setze meine alte Böttcherkappe, mit vollwichtigen Louisd'ors gefüllt, an des windigen Junkers neuen Federhut, sie bringen es auch jetzt

nicht weiter, als es der politiſche Freiherr, mit aller ſeiner Staatskunſt und Niederträchtigkeit, nach dem Tode ſeines unglücklichen Vetters gebracht hat. Er denkt jetzt von dem ehrlichen Etienne zu erhalten, was er von den Blutmenſchen und Schelmen, ſeinen Spießgeſellen, nicht erlangen konnte. Doch wiſſe, Frau, und merk' es wohl," ſetzte er hinzu, indem er aufſtand, um hinweg zu gehen, "daß ich dieſes Schloß mit allem Zubehör eher dem erſten Straßenbettler, der mich um ein Almoſen anſpricht, erb- und eigenthümlich überlaſſe, als ich es zugebe und mit anſehe, daß die treuloſen Verwandten des rechtſchaffenen Sorville ihren Sitz darin aufſchlagen."

Frau Suſon war äußerſt betroffen, als ſie ihren Eheherrn ſo ſprechen hörte, und mit ernſter, aber ruhiger Miene aus dem Zimmer gehen ſah. Sie wußte, daß, wenn er in dieſem Tone ſprach, eine Aenderung ſeines Entſchluſſes kaum mehr zu erwarten war. Die Vorſtellung, daß ſie ihren Plan würde aufgeben müſſen, nachdem ſie ihn mit der Baronin ſchon völlig in's Reine gebracht, griff ſie ſo heftig an, daß ſie vor den Augen ihrer Tochter in einen Strom

von Thränen ausbrach. Adele that, was sie konnte, um ihre Mutter zu beruhigen, welches ihr nach und nach auch gelang. Die lebhafte Frau fing an, neue Hoffnungen zu schöpfen, wobei sie vorzüglich auf die kindliche Liebe »ihrer guten, guten Tochter« rechnete, wie sie Adelen unter vielen Liebkosungen versicherte. In der That war diese durch den außerordentlichen Antheil, den ihre Mutter an der vorgeschlagenen Verbindung zu nehmen schien, in ihrem Widerwillen gegen diesen Heirathsplan etwas wankend geworden. Die Gründe, welche ihre Mutter dafür anführte, kamen ihr allerdings wichtig vor. Die Abneigung des Vaters gegen den alten Baron wußte Frau Susanne als die Folge früherer Mißverständnisse vorzustellen, von deren Ungrunde sich Durand selbst überzeugen werde, wenn er den Baron näher kennen lerne. Uebrigens betheuerte die Mutter, sie selbst würde nie zugeben, daß man ihr liebes Kind in einer so wichtigen Sache übereilte, oder es zwänge, einem Manne, den es nicht lieben könne, die Hand zu reichen. Alles, was sie verlange, bestehe darin, daß der Umgang mit der Familie St. Flour nicht abgebrochen werde, und daß

Adele sich die Mühe nehme, den Charakter des jungen Mannes zu prüfen, den sie ihr in mütterlicher Wohlmeinung zugedacht habe.

Gegen so bescheidene Forderungen war nichts einzuwenden, und da nun Adele selbst ihre Bitten mit den Wünschen ihrer Mutter vereinigte, ließ es auch Durand geschehen, daß der Umgang mit der Familie seines Nachbars, auf einem äußerlich freundschaftlichen Fuße fortgesetzt wurde. Schon bei dem zweiten Besuche, den Baron Victor und seine gnädige Mama in Durand's Schlosse ablegten, zeigte es sich, daß sie, aus eigenem Antrieb, oder gewarnt von Frau Susanne, ihre Absichten auf Eroberung entweder aufzugeben, oder darin nach einem ganz veränderten Operationsplane vorzugehen Willens waren. Ihre Ankunft schien zufällig; sie hatten ein Geschäft in dem nahen Dorfe gehabt, und waren nur im Vorbeigehen heraufgekommen, um den Damen einen guten Morgen zu sagen. Das Gespräch blieb in den Gränzen der gewöhnlichsten Unterhaltung; kein Wort, keine Miene, die auf einen vorbedachten Zweck bezogen werden konnten! Nach einem kurzen Verweilen empfahlen sie sich, beinahe eben so un-

vermuthet, als ſie gekommen waren. — Das nächſte Mal erſchien Frau von St. Flour allein; es war eine kleine Wirthſchaftsangelegenheit, die ſie mit ihrer Frau Nachbarin zu beſprechen hatte. Wieder ein anderes Mal kam Baron Victor, um bei Herrn Durand ein Vorwort für einen jungen Winzer einzulegen, der ein Dienſtmädchen aus Durand's Hauſe zu heirathen wünſchte; und ſo fehlte es nie an Anläſſen, wodurch unvermerkt ein nachbarlich freundliches Verhältniß herbeigeführt wurde, das keinen anderen Zweck zu haben ſchien, als durch wechſelſeitige Rückſichten und Dienſtleiſtungen das Nebeneinanderſeyn zweier Familien angenehmer und für beide Theile nützlicher zu machen.

Zugleich hatte es völlig das Anſehen, als ob der achtungswerthe Charakter des alten Durand und der unſchuldige Liebreiz ſeiner Tochter, eine eben ſo ſchnelle als heilſame Veränderung in der ganzen Denkart und Handlungsweiſe des jungen St. Flour hervorgebracht hätte. Die geckenhafte Zuverſicht des jungen Menſchen war gleichſam verſchwunden, als er das zweite oder dritte Mal vor Adelens Augen erſchien. Er bewies ihr große Aufmerkſamkeit, doch war

mehr Achtung und zarte Theilnahme, als selbstgefällige Zudringlichkeit in seinem Benehmen sichtbar. Er lobte sie mit Feinheit; wenn er scherzte, vermied sein Witz die Bitterkeit des Spottes. In seinen Gesprächen mit Herrn und Madame Durand war er überlegt und bescheiden. Sogar sein schwebender Gang erhielt mehr männliche Festigkeit; nur der modische, immer sehr gewählte Anzug, und der lispelnde Ton der Sprache verriethen noch den Pariser-Stutzer. — Madame Durand ermangelte nicht, ihre Tochter und auch ihren Mann auf diese Veränderung aufmerksam zu machen, welche nach ihrer Behauptung ein eben so schöner Beweis von Victors trefflichen Naturanlagen sey, als von der Stärke seiner Liebe zu Adelen. Da weder ihre Tochter, noch Vater Durand dieser Behauptung geradezu widersprachen, so glaubte die gute Frau der Erfüllung ihres Lieblingswunsches schon ziemlich nahe zu seyn, und sie nahm sich vor, nächstens einen entscheidenden Schritt zu thun, um ihr lange genährtes Heirathsprojekt endlich in Ausführung zu bringen.

Es ist zweifelhaft, ob und wie bald Frau Suson ihre Absicht erreicht hätte, wenn der ein-

fache Gang dieſer häuslichen Begebenheiten nicht plötzlich durch Ereigniſſe von ungleich gröſſerem Belange wäre unterbrochen worden. Die Nachricht, daß Napoleon die Inſel Elba verlaſſen habe, und auf franzöſiſchem Boden gelandet ſey, erreichte die Gegend von Beaune. Die allgemeine Bewegung, welche dieſe außerordentliche Begebenheit in Frankreich hervorbrachte, wurde in den öſtlichen Departements mit am ſtärkſten empfunden. Die Keime der Zwietracht, welche ſeit einem Jahre unter der Nation ausgeſtreut worden, hatten ſich in dieſen Gegenden vorzüglich angehäuft; die Nähe bedeutender Militärcorps nährte den Geiſt der Unruhe, der unter dem Volke verbreitet war, und in der letzten Zeit hatte der wiederholte Wechſel der Departements-Verwaltung die Maſſe der Mißvergnügten nach einer Veränderung im Ganzen begierig gemacht. Die Anhänger des alten und des neuen Syſtems ſahen ſich nach Häuptern um; der Ehrgeiz der Führer drängte ſich, hier im Kleinen, wie dort im Groſſen, an die Spitze der ungeduldigen Parteien. Auf die Nachricht von der Landung und dem herannahenden Zuge des ehemaligen Kaiſers ſtockten alle Geſchäfte; die

Straßen waren mit unruhigen Volkshaufen, und kleinen, sich in allen Richtungen durchkreuzenden Truppenabtheilungen bedeckt; man erwartete in jedem Augenblick den Ausbruch des Bürgerkrieges, dem ein neuer allgemeiner Krieg mit dem Auslande unverzüglich folgen zu müssen schien.

In solchen Umständen glaubte der alte Baron von St. Flour nicht müßig bleiben zu dürfen. Ein falsches Gerücht, welchem seine Eitelkeit Glauben zu verschaffen suchte, verbreitete die Meinung unter dem Volke, daß er zum Präfekten des Departements der Goldküste ernannt sey. Der Baron erschien, als ob er die öffentliche Huldigung zum Voraus empfangen wolle, mit ungewöhnlichem Prunke unter den bewegten Volksmassen. Die vermeinte Ernennung eines so wenig beliebten Mannes zur ersten Würde des Departements, machte unter der Mehrheit der Einwohner einen sehr unangenehmen Eindruck. Die Ostentation, womit er sich überall zeigte, schien das unwillkommene Gerücht zu bestätigen, und zugleich der allgemeinen Stimmung Hohn zu sprechen. Der bessere Theil des Volkes entfernte sich, wo die

Staats-Karosse des Barons sichtbar ward; derjenige Theil, dessen Aufmerksamkeit mit ihm beschäftigt war, schien von sehr zweideutigen Empfindungen beseelt, welche aber von der Eigenliebe des Barons ganz zu seinem Vortheile ausgelegt wurden.

Während dieses vorging, wurde das Haus des Herrn Durand durch einen Vorfall anderer Art in Unruhe und Betrübniß versetzt. Eine Anfangs unbedeutend scheinende Krankheit der Frau Susanne nahm plötzlich eine sehr bedenkliche Wendung, und seit zwei Tagen erklärten die Aerzte, daß ihr Leben in Gefahr sey. Die ungemeine Liebe, welche Durand für seine gute Susanne fühlte, machte ihn jetzt nicht nur ihre kleinen häuslichen Zwistigkeiten, sondern auch den mächtigen Streit vergessen, von dem außer seinem Hause Land und Volk bewegt wurden. Seit drei Tagen hatten er und seine Tochter das Krankenbett seiner Frau nicht mehr verlassen. Die verflossene Nacht war eine der unruhigsten gewesen; jetzt schien die Heftigkeit des Fiebers etwas nachzulassen. Herr Durand und Adele saßen schweigend an der Seite der Kranken, als plötzlich ein dumpfes Geräusch, und

bald darauf das wilde Geschrei einer bewegten Volksmenge sie und die Kranke aus ihrer Stille aufschreckten. Der Lärm, der anfangs von der Straße kam, näherte sich, vom Hof und der Treppe her, der Thür des Zimmers. — Frau von St. Flour stürzte leichenblaß herein, auf das Bett der Kranken zu, und warf sich in ihre Arme, indem sie rief: »Retten Sie uns, um Gottes willen! retten Sie uns!« — Ihr Sohn folgte ihr bleich und zitternd. — »Ach Gott, mein Mann!« rief die Baronin, noch einmal sich aufraffend; »o theurer Herr Durand, retten Sie meinen Mann! die Wüthenden ermorden ihn!« — Ein Blick aus den Fenstern hatte Durand schon über die Ursache dieses furchtbaren Auftrittes belehrt. Die Kutsche des Barons stand auf dem Schloßhofe, von einem Haufen lärmender Landleute umringt, von denen einige den Schlag der Kutsche öffnen wollten, andere den, vor Entsetzen bebenden St. Flour drohend abhielten, herauszusteigen. Durand eilte aus der Thür, nachdem er Adelen mit zwei Worten ihre Mutter zu verdoppelter Sorgfalt empfohlen hatte.

Der Eindruck, welchen dieser außerordentli-

che Auftritt auf die Kranke machte, war überaus erschütternd. Sie schien dadurch im ersten Augenblicke ganz zur Besinnung gebracht, und mit wunderbarer Geistesgegenwart bloß mit der Gefahr beschäftigt, worin Frau von St. Flour und ihre Angehörigen schwebten. Die Baronin und deren Sohn hatten sich inzwischen etwas von ihrem Schrecken erholt; sie fingen an, sich zu schämen, daß sie über ihr eigenes Mißgeschick den Zustand ihrer todeskranken Wirthin so ganz vergessen hatten. Desto eifriger zeigten sich nun Beide um die gute Frau Durand bemüht, bei welcher auf die kurze unnatürliche Kraftanstrengung eben so schnell die äußerste Abspannung gefolgt war. Schon verdunkelten sich ihre Vorstellungen wieder, und sie versank in völlige Bewußtlosigkeit, bevor ihr Mann, dessen Abgang sie noch bemerkt, und um den sie einige Male gefragt hatte, wieder zurückkam.

Durand war kaum auf der Terrasse des Schloßhofes erschienen, als der Lärm und die Wildheit des Volkshaufens sich legten. Er rief den Landleuten zu: ob sie sein Haus nicht kennten? und ob das Unglück selbst bei ihm keine Freistatt mehr finden sollte? — Die Bauern

näherten sich Herrn Durand, um ihm zu erklären, daß der ganze Auflauf von einigen muthwilligen jungen Leuten verursacht worden, welche hinter dem Wagen hergelaufen, denen Andere aus Neugierde, sie selbst aber nur in der Absicht gefolgt wären, um einen größeren Unfug zu verhindern. Die Ungestümsten hätten sich bereits entfernt, da sie gehört, daß dieses das Schloß des Herrn Durand sey, und Alles wäre schon früher zur Ordnung zurückgekehrt, wenn die Dame und der junge Herr durch ihr Geschrei und ihre übereilte Flucht die müßige Menge nicht selbst dem Wagen nachgezogen hätten. — Durand war indessen an den Schlag der Kutsche gekommen, und streckte dem Baron seine Hand entgegen, welche dieser scheu und zitternd ergriff. — »Ich nehme diesen Herrn in meinen Schutz,« rief er den Bauern zu, »und bitte Euch nun, gute Leute, mein Haus in aller Stille zu verlassen; denn meine Ehefrau, die Ihr kennt, ist schwer krank, und bedarf der Ruhe, so wie dieser Herr und seine Familie, die Ihr über Gebühr erschreckt habt.« — Nach diesen Worten führte er den Baron über die Terrasse in seine Wohnung, während

die Landleute geräuschlos den Hof verließen, wie Vater Durand es von ihnen verlangt hatte.

Die Kranke lag noch in einem matten, dem Schlummer ähnlichen Zustande, ohne sichtbare Theilnahme an dem, was um sie vorging. Auf einmal richtete sie sich auf, und fragte, ob ihr Mann zurück und der Baron gerettet sey. In demselben Augenblicke traten Beide in das Zimmer. Frau Susanne hatte den Baron nicht so nahe vermuthet, noch weniger gehofft, ihn an ihres Mannes Seite zu sehen. Ungeachtet ihrer körperlichen Schwäche konnte sie einen Ausruf der Freude nicht unterdrücken. — Nach einer Weile winkte sie die zwei Männer an ihr Bett, und legte schweigend ihre Hände in einander. Frau von St. Flour, von diesem Augenblicke ergriffen, zog Adelen in einer Aufwallung wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit an ihre Brust; Victor, nicht weniger gerührt, näherte sich mit ehrerbietiger Theilnahme dieser Gruppe. Selbst der Baron, der mit sichtbarer Verlegenheit eingetreten war, schien von der Macht dieses schönen Augenblickes auf eine ihm ungewohnte Weise bewegt und erhoben. Vielleicht sind so verschiedenartige Menschen in demselben Mo-

mente nie von so übereinstimmenden und edlen Gefühlen durchdrungen gewesen.

Durand war der erste, der seine ruhige Fassung wieder erhielt, und die Uebrigen, seine Frau zuerst, erinnerte, daß solche Gemüthsbewegungen ihrem Gesundheitszustande nicht zuträglich seyen. Frau von St. Flour stimmte dieser Bemerkung lebhaft bei, indem sie ihren Gemahl und ihren Sohn antrieb, sich für jetzt zu entfernen, und die theure Kranke der Ruhe zu überlassen. Sie selbst erklärte, die Nacht bei Madame Durand zubringen zu wollen, was nach einigen Einwendungen auch zugestanden werden mußte. Der Baron und Victor verließen das Haus, ungewöhnlich gerührt, und voll aufrichtiger Bewunderung für den edlen Charakter ihres großmüthigen Nachbars. Auch Durand fühlte sich der ganzen Familie weniger abgeneigt, als er es sonst gewesen; und so schien der Zusammenfluß widriger Umstände unvermuthet eine Annäherung zwischen Personen bewirkt zu haben, welche noch vor Kurzem einander fremd, ja feindlich gegenüber gestanden.

Die gute Frau Suson sah sich auf solche Weise der Erfüllung ihrer Wünsche in einem

Zeitpunkte nahe gebracht, wo die Hoffnung verschwand, daß sie dieses Triumphes lange würde genießen können. Ihre Krankheit verschlimmerte sich, aller angewandten Mittel ungeachtet, von Tag zu Tage; die Aerzte erklärten endlich, daß ihr Leben nicht mehr zu retten sey. Adele war außer sich; Durand selbst, dessen Gleichmuth sonst jede Probe bestand, hatte alle Fassung verloren. In diesen Umständen war die Gegenwart der Frau von St. Flour, welche die Kranke nicht mehr verließ, eine große Stütze und ein wahrer Trost für die Familie. Frau Susanne betrachtete sie als ihre zärtlichste Freundin; bis zu den letzten Augenblicken ihres Lebens waren die Gespräche mit der Baronin über die nahe Verbindung ihrer Kinder die angenehmste Erheiterung der Sterbenden. Als sie sich plötzlich sehr schwach fühlte, empfahl sie derselben noch einmal ihre Tochter und ihren alten Freund Etienne, der, wie sie schmerzlich lächelnd sagte, zwar manchmal etwas wunderlich, aber dennoch die beste Seele auf Erden sey. Nach diesen Worten sank sie in den Arm ihrer neuen Freundin zurück, und verschied, ohne die lächelnde Miene zu verändern, mit der sie

ihrem Gatten und dem Glück ihrer Ehe die ſchönſte und zugleich kürzeſte Lobrede gehalten hatte, welche ein Ehemann, in einer ſo ernſten Stunde von ſeiner Frau zu hören, billigerweiſe erwarten kann.

Der harte Schlag, welchen Herr Durand und ſeine Tochter durch dieſen Todesfall erlitten, war um ſo betäubender, je unerwarteter er ſie traf, und je verworrener die äußeren Umſtände waren, unter denen er erfolgte. Adele beſonders war in einem Gemüthszuſtande, der ſie unfähig machte, ſich in ſich ſelbſt und in das, was um ſie vorging, zu finden. Alles, was in der letzten Zeit geſchehen, kam ihr wie ein ſeltſam ängſtigender Traum vor: — die außerordentlichen Begebenheiten, deren Kunde ſie vernommen, die Volksbewegungen, von denen ſie Zeuge war, die plötzliche Erkrankung und Gefahr ihrer Mutter, das Erſcheinen der Familie St. Flour an deren Sterbebette, endlich ihrer Mutter Tod und die ſonderbaren Verhältniſſe, in welche ſie und ihr Vater durch alles dieſes mit jener Familie gekommen waren! Die tiefſte Traurigkeit bemächtigte ſich ihrer, als ſie ſich nach dieſen Tagen der Unruhe und des Schreckens mit ihrem gu-

ten alten Vater allein ſah. Die Baronin hatte nach dem Leichenbegängniß, dem auch ihr Gemahl und ihr Sohn beigewohnt, das Haus verlaſſen, aber nur, wie ſie ſagte, um bald wieder zu kommen. Adele hatte kein Herz zu dieſer vornehmen neuen Mutter, die ſich ihr an der Stelle der Verſtorbenen aufdrang, und der ſie ſich doch durch ſo Manches, was in der letzten Zeit geſchehen, ſehr verpflichtet glaubte. An Victor, und an das, was er ihr nach dem Willen ihrer Mutter werden ſollte, dachte ſie jetzt noch nicht. Er hatte ſich ſeither, ſo wie ſein Vater, in einer beſcheidenen Entfernung gehalten, wahrſcheinlich, weil Beide keinen Verdacht gegen die Uneigennützigkeit ihrer Abſichten erregen wollten, und weil ſie das Intereſſe ihres Hauſes in den geſchickten Händen der Frau von St. Flour allein ſchon für hinlänglich geſichert hielten.

Als Durand anfing, ſich von ſeinem Schmerze zu erholen, entging es ſeinem natürlichen Scharfblicke nicht, mit welchem feinen und zugleich ſtarken Gewebe die Schlauheit der Baronin ſeine gute Suſon, ſeine Tochter und ihn ſelbſt umſtrickt hatte. Er ſah, daß man Adelens Verbindung mit dem jungen St. Flour für eine

ausgemachte Sache hielt, und was das Schlimmste war, er konnte sich nicht verbergen, daß er durch sein Stillschweigen zu den letzten Reden und Handlungen seiner Frau gewissermaßen selbst seine Einwilligung zu dieser Verbindung gegeben hatte. Zugleich bemerkte er die innere Unruhe und Befangenheit seiner Tochter; er kannte ihre kindliche Zärtlichkeit, und hielt sie des Entschlusses wohl für fähig, ihre eigene Ueberzeugung und Zufriedenheit den letzten Wünschen einer geliebten Mutter aufzuopfern. Jetzt bedauerte er ernstlich, daß ihr Herz noch frei war, und daß er nicht schon früher irgend einen Heirathsplan seiner Gattin begünstigt habe; denn der bloße Gedanke, daß sein einziges Kind eine Beute der listigen St. Flour's werden könnte, war ihm ein Gräuel und Abscheu. Seine tiefgegründete Abneigung gegen diese Familie war seit dem Tode seiner Frau in ihrer ganzen Stärke wieder erwacht; und nur mit Mühe erhielt er es von sich selbst, nicht unversehends und auf einmal den nachbarlichen Umgang abzubrechen, welcher von Seite der St. Flour's mit allem Anschein uneigennütziger Anhänglichkeit fortgesetzt wurde. Die eingetretene Trauer-

zeit ſchien von den Mitgliedern dieſer Familie als ein vollgültiger Grund betrachtet zu werden, gegenwärtig jede Erklärung über die beabſichtigte Verbindung zu vermeiden, deren nicht ſehr entfernte Vollziehung ſie übrigens als unbezweifelt vorausſetzten.

Die öffentlichen Angelegenheiten Frankreichs hatten inzwiſchen eine entſcheidende Wendung genommen. Napoleon war in Paris eingezogen, und von allen Seiten erhielt man Nachricht, daß ſeine Herrſchaft auf's Neue befeſtigt ſey. Der laute Kampf der Parteien ging in eine dumpfe Stille über; Alles war in geſpannter Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten. Die Erneuerung des allgemeinen Krieges ſchien unvermeidlich. Noch einmal ward die Bewaffnung der ganzen Nation in Anſpruch genommen. Baron St. Flour, den Grundſätzen ſeiner Politik getreu, ſäumte nicht, der Macht, für welche ſich das Glück erklärt hatte, ſeine Huldigung zu leiſten; vor Kurzem noch ein eifriger Royaliſt, war er in dem Departement der Goldküſte einer der erſten, welche ſich und die Ihri-

gen zur Vertheidigung des Landes unter die kaiſerlichen Adler reiheten. Sein Sohn Victor erſchien in der geſchmackvollſten Kapitänsuniform, die man unter der Nationalgarde des Bezirkes von Beaune bisher geſehen hatte. Der militäriſche Befehlshaber des Departements betrieb die Volksbewaffnung mit großer Thätigkeit; am Ende glaubte auch Durand dem allgemeinen Aufrufe ſich nicht entziehen zu dürfen. Er war, ſeines Alters ungeachtet, ein rüſtiger Mann, und ſeine alte Uniform von der Pariſer Nationalgarde gab ihm ſogar noch ein recht kriegeriſches Anſehen. So ſtellte er ſich an die Spitze ſeiner wackeren Nachbaren, nicht unzufrieden, in den Gefahren der Zeit ſeine häuslichen Sorgen vergeſſen zu können.

Die Feindſeligkeiten hatten angefangen. Die franzöſiſche Hauptarmee war über die Sambre gegangen. Nach ein paar günſtigen Armeeberichten erfolgte eine kurze Stille; und nun verbreitete ſich, zuerſt dumpf und unbeſtimmt, dann mit ſteigender Gewißheit und Ausführlichkeit, die Schreckensnachricht von Napoleons Niederlage bei Waterloo, von ſeiner Flucht und der gänzlichen Auflöſung der Armee. Beinahe mit glei-

cher Schnelligkeit, wie dieſe Nachrichten, breiteten ſich die zahlloſen Heereshaufen der Verbündeten über Frankreichs Boden aus, ohne irgendwo einen ernſthaften Widerſtand zu finden. Ein bedeutendes Corps, von ſeltſamer Zuſammenſetzung, näherte ſich in Eilmärſchen dem Departement der Goldküſte, um die Verbindung mit den Militärſtraßen des Südens zu gewinnen. Widerſprechende Gerüchte aller Art ſetzten die Einwohner in Unruhe und Schrecken; man ſprach von Eroberungsplanen der Alliirten, von der Brandſchatzung und Theilung Frankreichs. Der Kommandant der Militärdiviſion hatte einige zerſtreute Truppenabtheilungen an ſich gezogen, und ſtellte ſie in Verbindung mit den Nationalgarden auf, um eine ihm wichtig ſcheinende Poſition zu behaupten. Der Uebergang über die Saone ſollte hartnäckig vertheidigt werden. Einen der vorzüglichſten Punkte der Vertheidigungslinie machte Durand's Schloß, welches, auf einer Anhöhe gelegen, die beiden Ufer des Fluſſes beherrſchte.

Ein Trupp von Koſaken zeigte ſich am jenſeitigen Ufer, ihm folgte in einiger Entfernung eine Abtheilung von deutſchen berittenen Jägern

und leichtem Fußvolk. Die Brücken über den ziemlich breiten und tiefen Strom waren abgebrochen, am diesseitigen, höher liegenden Ufer einige kleine Batterien zweckmäßig aufgestellt, und die Anhöhen mit französischen Truppen und Nationalgarden zahlreich besetzt. Ein Parlamentär des deutschen Anführers verlangte die Entwaffnung des Landvolkes, welches durch einen strengen Armeebefehl außer Kriegsrecht gesetzt worden. Der französische Kommandant antwortete, daß die Nationalgarden zu dem Militärsystem Frankreichs gehörten, und daß er Verletzungen der Kriegsgesetze, ohne Unterschied der Waffen, auf gleiche Art vergelten würde. Die Verbündeten ruhten einen Tag, um ihre Pontons zu erwarten, und alle ihre Verstärkungen an sich zu ziehen. Am nächsten Morgen geschah der Angriff mit überlegener Macht und taktischer Geschicklichkeit; der Uebergang über den Fluß wurde erzwungen, und die Vertheidigungslinie getrennt, mit bedeutendem Verlust von beiden Seiten. Das Corps, bei dem sich Durand befand, ward von seinem Schlosse abgeschnitten, und mußte sich in entgegengesetzter Richtung zurückziehen. Ein zweiter, nicht minder lebhafter,

Angriff zerstreute den Rest der französischen Milizen, und die Orte, worein sie sich zum Theil noch fechtend warfen, fielen in die Gewalt der Sieger. Die durch den Widerstand des Landvolkes gereizten Truppen begingen einige Unordnungen; die Anführer selbst glaubten, durch ein Beispiel der Strenge die Einwohner von der Theilnahme an dem Kriege abschrecken zu müssen. Man sah einige Dörfer brennen; auch Durand's Schloß, vor dessen Thoren noch bis zuletzt gefochten wurde, schien in Flammen zu stehen.

Der alte Durand sah aus der Ferne diesem furchtbaren Schauspiele zu. Seine Tochter war in dem Schlosse; sie hatte es, seiner dringenden Ermahnung ungeachtet, nicht verlassen wollen. Ihr Vater war um sie in unaussprechlicher Beängstigung. Zum Glücke wurde der Abschluß eines Waffenstillstandes angekündigt, der ihm erlaubte, seine peinliche Stellung zu verlassen, und Adelen zu Hülfe zu eilen. Auf dem Wege schon hörte er, daß sein Schloß von russischem Militär besetzt sey, und daß man den Anführer, der bei dem Angriffe gefallen, schwer verwundet in dasselbe gebracht habe. In seinem Hause an-

gelangt, wies man ihn in eines der obern Zimmer, wo seine Tochter sich bei dem verwundeten Officier befände. Als er in das Zimmer trat, sah er Adelen an der Seite des Verwundeten stehen, mit dem Verbande seines rechten Armes beschäftigt. Der junge Mann lag auf einem Ruhebette, blaß und erschöpft von dem erlittenen Blutverluste; er hatte seinen Blick, worin sich Verwunderung und zunehmendes Wohlwollen ausdrückten, auf Adelen gerichtet, welche, ohne auf ihn zu achten, bloß in ihr Geschäft vertieft war. In der edlen Gesichtsbildung des verwundeten Officiers war etwas, das den alten Durand unwillkührlich anzog; er glaubte, diese Züge, oder ähnliche, schon einmal gesehen zu haben, und trat näher, seinen interessanten Gast zu begrüßen. — Adele, die nun ihren Vater erblickte, flog an seinen Hals. Von ihr erfuhr er, daß er die Rettung seines Schlosses und vielleicht die ihrige, dem Edelmuthe des fremden Officiers zu danken habe, der, selbst schwer verwundet, die ergrimmten Soldaten zurückgehalten, für den Widerstand, welchen sie vor Durand's Schlosse gefunden, an seinem Eigenthum und Blute Rache zu nehmen.

Während Adele noch sprach, trat ein vornehmer Officier, von seinen Adjutanten und dem Wundarzte begleitet, in das Zimmer. Er näherte sich dem Verwundeten, den er mit dem Namen Fedor begrüßte, mit vieler Theilnahme, und befahl dem Arzte, die Wunde des Lieutenants zu untersuchen, und alle seine Kunst zu dessen Heilung aufzubieten. Fedor machte eine abwehrende Bewegung, als sich der Wundarzt seines verbundenen Armes bemächtigen wollte, indem er einen Blick voll Innigkeit auf Adelen warf, welche, dieß bemerkend und hoch darüber erröthend, an ihres Vaters Seite stand. Durand und der fremde General, deren Beachtung dieses stumme Spiel nicht entgangen war, schienen die Bedeutung desselben fast zu gleicher Zeit zu errathen. Der General wendete sich zu dem Hausherrn, und sagte scherzend: »Mein junger Freund scheint hier einen Arzt gefunden zu haben, in den er mehr Vertrauen setzt, als in den Feldscheer. Indessen kann ich unsern Chirurg zur Beihülfe empfehlen; er ist ein geschickter Mann, und wird den Anordnungen des schönen Doktors nicht im Wege seyn.« — Durand stimmte in den aufgeweckten Ton des Generals

mit seiner gewöhnlichen Treuherzigkeit ein; die ganze Gesellschaft ward in Kurzem so vertraut und frohen Muthes, als ob hier lauter Freunde und alte Bekannte versammelt wären. Ehe sich der General mit seinen Begleitern entfernte, empfahl er Herrn Durand, und besonders der schönen Adele, seinen jungen Freund auf's dringendste. »Sie würden einen Mann in ihm kennen lernen,« sagte er, »den es mehr koste, ein Feind der Franzosen zu seyn, als es Sie kosten würde, ihn sich zum Freunde zu machen; der es nicht nur werth sey, in diesem Lande gastfrei und milde behandelt zu werden, sondern der auch ein Recht dazu habe; einen Mann, brav wie sein Degen und treu wie Gold, den er, der General, aber halb und halb schon als einen Ausreißer betrachte, und welchen er nicht einmal darum schelten könne, so leid es ihm auch thun würde, einen seiner besten Officiere und seiner liebsten Freunde zu verlieren.«

Adele war in großer Verlegenheit während dieser räthselhaften Standrede, deren Sinn Fedor's feurige Blicke deutlich genug zu erklären schienen. Dennoch lag etwas so ungemein Zartes in dem Betragen des jungen Officiers, und

besonders hatten seine Worte einen so edlen Ausdruck von Bescheidenheit und Sanftmuth, daß sie von der raschen Liebesbewerbung, wofür sie die Rede des Generals und Fedor's bedeutungsvolle Blicke halten mußte, unmöglich verletzt werden konnte. Herrn Durand schien die Verwirrung, worin er seine Tochter sah, so wenig zu mißfallen, daß er es sogar darauf anlegte, dieselbe noch zu vermehren. Als der General fort war, und der Wundarzt Anstalt machte, Fedor's Verband noch einmal genauer zu untersuchen, ermahnte er seine Tochter, mit Hand an's Werk zu legen, indem er sich selbst schnell entfernte, damit die Kunstverständigen, wie er sagte, mit dem Patienten allein und ungestört wären.

Fedor's Wunde war nicht gefährlich, aber doch bedeutend genug, um eine sorgsame, vielleicht ziemlich lange Behandlung zu fordern. Das Corps, zu dem er gehörte, sollte schon am nächsten Tage den Marsch fortsetzen; es ward daher ausgemacht, daß Fedor in Durand's Schlosse zurückbleiben, und daselbst seine Genesung abwarten solle. Durand zeigte sich sehr erfreut über diese Entscheidung; denn seine Theil-

nahme an dem jungen Fremdling war durch Alles, was er von den andern Officieren zu deſſen Lobe gehört hatte, ungemein erhöht worden, und er hoffte nun Gelegenheit zu finden, dem edlen Manne einen Theil des Dankes abzutragen, zu dem er ſich gegen ihn verpflichtet fühlte. Adele hingegen war ungewöhnlich ſtill, als ſie ſich mit ihrem Vater allein befand, nachdem ſie einen Theil des Abends, in Geſellſchaft des Chirurgs und ihres Kammermädchens, bei dem Verwundeten zugebracht hatte. Sie zog ſich bald in ihr Schlafgemach zurück, ohne mehrere Fragen und Bemerkungen ihres Vaters, deſſen Lebhaftigkeit mit ihrem Ernſte ſeltſam abſtach, recht gehört, oder beſonders paſſend darauf geantwortet zu haben.

Am andern Morgen war es ſchon ziemlich ſpät, als Adele in Fedor's Zimmer trat, um ihre übernommene Krankenpflege zu verrichten. Der Verwundete hatte eine unruhige Nacht gehabt, und ſchien heute ſchwächer als geſtern. Bei Adelens Eintritt flog eine leichte Röthe über ſeine blaſſen Wangen. Seine großen, dunkeln Augen hafteten einige Sekunden unbeweglich auf ihr; es war, als ob er ſich von der Ge-

wißheit ihrer Gegenwart überzeugen wollte. Sie näherte ſich ihm ſchweigend, mit einem etwas verſchämten Gruße, und fragte dann: ob der Wundarzt ſchon hier geweſen? Er bejahte es, indem er den neuen Verband ſeines Armes zeigte, von dem er ſagte, er drücke ihn ein wenig. Adele lockerte die Schleife, und indem ihre Hand, den kranken Arm unterſuchend, ſanft herabglitt, faßte ſie die ſeinige, um den Puls zu fühlen. Ihre Blicke begegneten einander. Der anfangs ſchwache Puls erhob ſich in ſtarken, ungleichen Schlägen. Adele zog ihre Hand zurück, und ſchlug die Augen nieder. — »Sie ſcheinen etwas Fieber zu haben,« ſagte ſie nach einer Pauſe; »hat der Arzt Ihnen nichts zum Trinken verordnet?" — Fedor deutete auf eine Flaſche Limonade, die auf dem Tiſche ſtand. Adele ſchenkte ein, und nachdem ſie, den Trank verſuchend, ein wenig davon genippt, reichte ſie ihm das Glas hin. Er ſetzte es begierig an ſeine Lippen, und ſog in langſamen Zügen den erquickenden Trank, bis das Glas geleert war. — »Ich fühle mich unausſprechlich wohl,« ſagte Fedor, als ihm Adele das Glas wieder abnahm; »nie ahnete ich, welche Genüſſe ſelbſt

das Krankſeyn hat!« — »Man iſt genügſamer,« erwiederte Adele lächelnd, »wenn man krank und ſchwach iſt; darum erfreut uns dann auch der kleinſte Genuß.« — Fedor warf einen glühenden Blick auf Adelen; aber, plötzlich in ſich zurückkehrend, ſagte er traurig, beinahe düſter: »Genügſam — ja, Mademoiſelle! das ziemt mir zu ſeyn. Ich bin es nicht immer; krank wie geſund. Erinnern Sie mich ja daran, wenn ich es vergeſſe!«

In dem Augenblicke trat Durand herein. Der Abzug der fremden Truppen, den er mit angeſehen, machte ihn ſehr heiter. Seine muntere Laune ließ ihn nicht bemerken, daß ſeine Ankunft die jungen Leute in einige Verlegenheit ſetzte. Die Unterredung, die er unterbrach, hatte eben angefangen, einen Gang zu nehmen, welcher Beiden das Bedürfniß fühlbar machte, einander mehr zu ſagen. Der Alte ſcherzte bloß über die ernſthafte Miene ſeiner Tochter. Er fragte ſie: ob ſich etwa bedenkliche Symptome bei dem Kranken zeigten? Er hoffe das Beſte von ihren Heilmitteln, und denke ſchon daran, welchen Lohn ſie etwa von dem Geneſenen für ihre Bemühung verlangen könnte. — Nachdem

er sich übrigens sehr theilnehmend um Fedor's Befinden erkundigt hatte, forderte er seine Tochter auf, wenn ihr Pflegling versorgt sey, mit ihm die Runde bei ihren armen Nachbaren zu machen, unter denen es auch manche Verwundete gebe. »Der Herr Lieutenant,« setzte er hinzu, »sey, wie er hoffe, nicht so sehr der Feind ihres Landes, um es ihnen zu verdenken, wenn sie die Pflichten der Menschlichkeit auch an denen übten, welche Er und die Seinigen in die Lage versetzt hätten, Hülfe zu bedürfen.« — Diese Worte schienen auf Fedor einen tiefen, beinahe erschütternden Eindruck zu machen. »Eilen Sie,« rief er nach einem kurzen, finsteren Schweigen, »eilen Sie, mein Herr! ich beschwöre Sie! Sie wissen nicht, welche Wohlthat Sie mir erzeigen, wenn Sie sich Ihren guten Landsleuten nicht länger um meinetwillen entziehen!«

Nach einigen Tagen aufmerksamer Behandlung, während welcher Fedor zu größerer Ruhe und strenger Abgezogenheit angewiesen war, und daher auch von Adelen und ihrem Vater seltener besucht wurde, erklärte der Arzt, daß sein Kranker frei von Fieber, und die Heilung der Wunde im besten Gange sey. In Fedor's Be-

nehmen gegen Adelen war seit dem kurzen, aber bedeutungsvollen Auftritte, den er am zweiten Morgen seines Hierseyns mit ihr allein gehabt hatte, ungleich mehr Zurückhaltung sichtbar. Jetzt, da der Wundarzt seine baldige Herstellung angekündigt, sprach er, wiewohl mit einer gewissen Scheu, von seiner nahen Abreise. Adele erschrak merkbar, und wurde glühendroth, als sie sich ihrer Bewegung bewußt ward. Doch Durand, welcher ihr zur Seite stand, machte ihrer Bestürzung mit kurzen Worten ein Ende. Der Herr Lieutenant, sagte er, sey ihm von dessen General zur Obhut übergeben, und dürfe sein Haus nicht eher verlassen, bis er und seine Tochter ihn freisprächen. — Fedor wollte etwas einwenden; aber der Alte ließ ihn nicht zur Rede kommen, und da Adele mit liebenswürdiger Zuthätigkeit sich seines kranken Armes bemächtigte, um etwas an seinem Verbande zu verbessern, ergab er sich der freundlichen Gewalt, indem er sagte; »Wohlan, ich bleibe! Mög' es Sie nie gereuen, den Heimathlosen festgehalten zu haben, als er noch fähig war, sich von Ihnen loszureißen.«

Es wurden nun alle Anstalten zu einem län-

geren Anfenthalte Fedor's in Durand's Hauſe getroffen. Die Zurückhaltung, welche bisher in ſeinem Benehmen zu bemerken war, verlor ſich allgemach; ein von allen Seiten natürliches, freies, anſtändiges Verhältniß bildete ſich zwiſchen der kleinen Geſellſchaft, und wenn hier und da eine zärtlichere Empfindung ſich offenbarte, ſo geſchah es auf die angenehmſte Weiſe, von gefallſüchtiger Berechnung und leidenſchaftlicher Heftigkeit gleich weit entfernt. Dem Lieutenant erlaubte die zunehmende Beſſerung ſeiner Wunde, das Zimmer zu verlaſſen, und ſich in Schloß und Garten nach Wunſche zu ergehen. Er that es oft allein, zuweilen auch in Adelens Begleitung. Wenn er ſo in den Gängen des wohlgepflegten Gartens, oder auf der Terraſſe des Schloſſes, welche die Ausſicht über die ganze maleriſche Landſchaft beherrſchte, neben ſeiner lieblichen Wirthin ging oder ſaß, bemächtigte ſich ſeiner wol manchmal eine unbeſtimmte Sehnſucht. Sein Auge ruhte abwechſelnd auf den heiteren Weinhügeln, den fruchtbaren Flächen und buſchigen Thälern, die ihn umgaben; dann fiel zuweilen ſein Blick auf ſeine reizende Gefährtin, die ihm als die Göttin dieſer Fluren

erſchienen ſeyn würde, wäre ſie auch nicht die Erbin, und im Grunde jetzt ſchon die Gebieterin, derſelben geweſen. — Hier zu leben in harmloſer, nützlicher Thätigkeit, mit einem Weibe, wie dieß, beglückt und beglückend, — welch ein Loos, wenn der Himmel es ihm beſchieden hätte! — Da fragte etwa Adele nach anderen Ländern, die er geſehen; ob ſie ſchön wären, wie Frankreich; nach ſeiner Heimath, ſeinen Aeltern, den Jahren ſeiner Kindheit, die ihr ſelbſt ſo heiter vorübergegangen. Er antwortete mit kurzen, zweideutigen Worten. Doch einmal, als wieder ſeiner Heimath und Frankreichs erwähnt wurde, ſprach er bewegt: »Ich habe keine Heimath; meine Aeltern kannte ich nicht. Das Land aber, das ſie bewohnten, iſt ſchön wie Frankreich, und man ſagte mir, ſie ſeyen einſt reich und glücklich geweſen. Ich war Erbe mehrerer Güter, dieſem vielleicht ähnlich, und beſtimmt, ein ruhmwürdiges Geſchlecht fortzuſetzen. Jetzt diene ich einem fremden Herrn, und einer unwillkommenen Rache; ich weiß nicht, wohin das Schickſal mich führt, und ob meine reiferen Jahre glücklicher ſeyn werden, als meine unerfreuliche Jugend.« — Adele hörte ihm mit inniger Theil-

nahme zu. Er schien ihr so edel, so liebenswürdig; sie meinte, sie müsse ihm sagen: »warum bleibst du nicht hier, und theilest mit uns, was wir haben?« — Da kam ihr Vater. — Fedor's Stirn entwölkte sich; die Unterhaltung wendete sich zu allgemeinen Gegenständen. Die muntere Laune des gutherzigen Alten wußte den Empfindungen der Liebenden die Farbe des Scherzes zu geben, und in dem Genusse einer heiteren Gegenwart vergaßen sie, daß zu ihrer vollen Zufriedenheit noch etwas zu wünschen übrig sey.

Vater Durand hatte indessen die Beobachtungen geendigt, von deren Resultat er die Ausführung eines Entschlusses wollte abhängen lassen, der nach und nach in ihm zur Reife gekommen war. Vom ersten Augenblicke an hatte ihm der junge Fremde ein großes Interesse und das herzlichste Wohlwollen eingeflößt. Die Erkundigungen, die er bei Fedor's Kriegsgefährten noch am Morgen ihres Abmarsches über dessen Charakter eingezogen, konnten nicht befriedigender seyn. Selbst das Wenige, was er von Fedor's dunkler Herkunft erfuhr, vermehrte den Antheil, den er an seinem Schicksale nahm. Er

war, so viel man wußte, eine älternlose Waise, wahrscheinlich ein Schweizer von Geburt, und in Rußland zum Militärdienst erzogen. Immer war es Durand's Lieblingsgedanke gewesen, daß ein armer, redlicher, wo möglich seiner Aeltern und seines Vaterlandes beraubter, junger Mensch sein Eidam und der Erbe seiner Besitzungen werden sollte. Die wechselseitige Neigung, die er zwischen seiner Tochter und dem jungen Fremden entstehen und wachsen sah, versetzte ihn daher in die angenehmste Stimmung. Er glaubte in den Vorfällen, welche Fedor'n in sein Haus und in die Nähe seiner Tochter geführt, die Hand der Vorsehung zu erblicken, von deren weiser Fügung er die Erfüllung seiner liebsten Wünsche stets allein erwartet hatte. Die Herzen der Liebenden waren einig, dies entging Durand's Scharfsinne nicht, auch nicht der innere Kampf der Bescheidenheit und des Edelmuthes, der Fedor'n bisher gehindert hatte, seinen Empfindungen Worte zu geben, oder sich von Adelens Gegenliebe für überzeugt zu halten. Es war Zeit, diesem Zustande der Unentschiedenheit ein Ende zu machen. Ein äußerer Umstand, den Durand beinahe vergessen hatte, und der sich

ihm jetzt um so unangenehmer aufdrang, gab hierbei den Ausschlag.

Die Familie St. Flour war seit dem Treffen an der Saone aus der Gegend verschwunden. Dem Vernehmen nach hatte der Baron mit seiner Gemahlin und seinem hoffnungsvollen Sohne den Weg nach Paris eingeschlagen, um so theure Personen in Sicherheit zu bringen, und zugleich dem Mittelpunkte der Politik näher zu seyn. Durand wünschte sich Glück, von einer so lästigen Nachbarschaft befreit zu seyn, und dachte nicht weiter an sie. Jetzt trafen Briefe von der Baronin an ihn und seine Tochter ein, welche ihre nahe Zurückkunft meldeten. Auch Victor hatte ein zierliches Billet an Adelen beigelegt, voll der zärtlichsten Hochachtung und Freundschaft. Das Gefühl, womit Adele diesen Brief empfing, war über allen Ausdruck widrig; so tief hatte sie es noch nie empfunden, wie verhaßt ihr dieser Mensch sey. Durand zögerte nun nicht länger, sich ganz ohne Rückhalt gegen seine Tochter zu erklären. Er sprach deutlich aus, was sie schon seit einiger Zeit errieth: — seine Absichten mit Fedor'n, und den festen Entschluß, nie seine Einwilligung zu

einer Verbindung mit der Familie St. Flour zu geben. Es wurde ihm jetzt nicht schwer, Adelen zu überzeugen, daß ihre Mutter selbst jeden Gedanken dazu würde aufgegeben haben, wenn sie diese Menschen in ihrer ganzen Niedrigkeit kennen gelernt hätte. Was ihr Vater von Fedor'n sagte, erfreute Adelen auf's innigste; sie selbst hätte die Vorzüge des Geliebten nicht beredter schildern können. Daß sie geliebt sey, wußte sie lange; daß er es ihr nie gestanden, auch nicht, wenn die Gelegenheit noch so günstig schien, hätte sie wol manchmal ungeduldig machen mögen: aber diese Zurückhaltung war seiner Lage, seinem edlen Charakter so angemessen! Er ward ihr dadurch nur um so viel theurer und achtungswerther. Jetzt nahm es Durand auf sich, den stummen Liebhaber zur Erklärung zu bringen. Adele schmiegte sich verschämt an die Brust ihres Vaters, indem sie ihr ganzes Geschick in seine Hände legte.

Die Art, wie sich Durand von nun an gegen Fedor'n betrug, konnte diesen über die wohlmeinenden Absichten des Alten nicht länger im Zweifel lassen. Zugleich mußte ihn Adelens ganzes Benehmen überzeugen, daß die zärtliche Nei-

gung, die er für ſie empfand, von dem holden Geſchöpfe erwiedert werde. Die unverhoffte Gewißheit, geliebt zu werden, und diejenige, die er liebte, zu beſitzen, machte ihn ſelbſt in erhöhtem Grade liebenswürdig. Der zurückhaltende, ernſte, zuweilen düſtere Fedor wurde mit einem Male offen, zutraulich und munter. Er ſprach nicht von ſeiner Liebe, aber alles an ihm athmete ſie. Adele war ganz glücklich; und ihr Vater, der die Einigkeit der Liebenden nun vollendet ſah, genoß im Stillen des Triumphes ſeiner wohlwollenden Abſichten, den Tag erwartend, wo er die Hände der Glücklichen für immer vereinigen würde. Die Friedensgerüchte, die ſich ſeit Kurzem verbreiteten, vermehrten noch Durand's heitere Stimmung; er hoffte, vielleicht ſchon in wenig Tagen, ein öffentliches und häusliches Feſt zugleich zu feiern.

So vergingen mehrere Tage, die ſchönſten, welche dieſe drei guten Menſchen noch erlebt hatten. — Es war ein überaus angenehmer Herbſtabend. Adele ſaß mit Fedor'n an dem Klavier, abwechſelnd mit dem Spiele und mit vertraulichen Geſprächen ſich unterhaltend. In einiger Entfernung von ihnen ſaß Durand, die

Zeitungen lesend. Er unterbrach seine Lektüre von Zeit zu Zeit, um Fedor'n zu sagen, was sie enthielten. Schon wollte er die Blätter aus der Hand legen, als er noch einmal hineinblickte, und, wie von einer unglaublichen Nachricht überrascht, das Papier dem Gesichte näher brachte, als wolle er sich überzeugen, ob er auch recht gelesen. Nachdem er die Stelle noch einmal mit angestrengter Aufmerksamkeit betrachtet, ward er blaß, sah eine Weile starr vor sich hin, und ließ die Hände in den Schooß sinken. Dann warf er einen scheuen Blick auf das liebende Paar, das seiner nicht zu achten schien, stand schnell auf, griff nach den Zeitungen, die ihm entfallen waren, und verließ das Zimmer. — Adele, die ihn gehen hörte, wachte aus ihrer Zerstreuung auf; sie wollte ihm folgen, aber Fedor hielt sie zurück. Er hatte eine Romanze auf das Pult gelegt, die er von ihr singen zu hören wünschte. Die Romanze sprach, in dem Wechselgesang eines Troubadours und seiner Dame, die zarteste Sehnsucht einer gegenseitigen glücklichen Liebe aus; der naive Ausdruck in den halben Geständnissen der Dame schien den schüchternen Liebhaber zu größerer Kühnheit

aufzumuntern; die Antwort des Troubadours athmete die sanfte Gluth des süßesten Verlangens. Adele sang den Anfang mit kunstfertiger Unbefangenheit; nach und nach erwärmte sich ihr Gefühl, und von der Macht der Worte, der Musik und ihrer eigenen Empfindung überwältigt, saß sie endlich in holder Verwirrung da, die letzten Töne kaum verständlich von den glühenden Lippen hauchend. Fedor hatte seinen Arm um sie geschlungen; er sank auf seine Knie, und drückte den ersten innigen Kuß der Liebe auf ihren halbgeschlossenen Mund. — Da trat Durand in die Thür. Nach einer kurzen Ueberlegung näherte er sich langsam, mit ernsten, theilnehmenden Blicken, dem sich selig dünkenden Paare. Die jungen Leute erhoben sich, weniger betroffen, als verwundert über den feierlichen Ernst des sonst so frohsinnigen Alten. Durand faßte die Hand seiner Tochter, und sprach mit großer Milde: »Laß uns allein, gutes Kind! Ich habe mit dem Herrn Lieutenant zu sprechen.« — Adele war sehr bestürzt über dieses unerwartete Verlangen, und über den Ton, womit es vorgebracht wurde; Fedor nicht minder. — »Sey ruhig, Adele!« sagte ihr Vater; »ich bil-

lige deine Liebe, Du weißt es. Aber geh' nun, Kind, geh'; laß mich mit Deinem Fedor ſprechen.«

Als Adele entfernt war, ſtand Durand noch eine Weile ſchweigend, indem er Fedor'n mit ruhigem, prüfenden Blicke betrachtete. — »Der Krieg, Herr Lieutenant,« fing er dann an, »hat Sie aus weiter Ferne mit den Feinden meines Landes in mein Haus geführt. Ich habe Sie als einen edlen jungen Mann kennen gelernt. Sie lieben meine Tochter, meine Tochter liebt Sie; ich habe Sie zu meinem Eidam beſtimmt.« — Fedor machte Miene, etwas zu ſagen. — »Unterbrechen Sie mich nicht, lieber junger Mann!« fuhr Durand fort; »Noch fragte ich nicht, in welchem Stande Sie geboren ſind, nicht einmal, aus welchem Volke Sie ſtammen? Ich glaube nicht, daß Sie reich ſind.« — »Ich bin arm,« fiel ihm Fedor in's Wort, »ganz arm.« — »Sie hatten Urſache,« erwiederte der Alte,« mich für einen wohlhabenden, für einen reichen Mann zu halten. Ich war es, glaubte wenigſtens es zu ſeyn, vor wenig Augenblicken noch; — ich bin es nicht mehr!« — »Wie, mein Herr!« rief Fedor; — »welches Unglück?« —

»Kein Unglück,« antwortete Durand; — »eine Begebenheit, die ich in anderen Umständen für ein Glück angesehen hätte, die ich lange gewünscht, fast eben so lange nicht mehr erwartet habe, und die ich auch jetzt noch nicht ungeschehen wünschen kann, obwohl sie mich zum armen Manne, und mein einziges, geliebtes Kind vielleicht auf immer sehr unglücklich macht.« — »Um des Himmels willen!« rief Fedor mit größter Theilnahme, »was ist geschehen, mein Herr? Was haben Sie erfahren? Wie, durch wen können Sie eine solche Begebenheit, hier, in dieser Stunde erfahren haben?« — »Durch ein kleines Avertissement in den Zeitungen,« erwiederte Durand, »welches mir die Gewißheit gibt, daß Jemand, den ich seit zwanzig Jahren für todt hielt, noch lebt, daß er sich in Frankreich befindet, und, wie ich hoffe, bald hier seyn wird, um dieses Landgut und alle meine Habe, als sein Eigenthum, in Besitz zu nehmen. Doch — dieß ist nicht der Ort, Ihnen hierüber noch mehr zu sagen. Ich fürchte die Nähe und die Unruhe meines armen Kindes. Noch ist sie auf einen so unerwarteten Schlag nicht vorbereitet. Kommen Sie, mein Herr! folgen Sie mir in den

Garten! Ich habe Ihnen eine Geſchichte zu erzählen, die bisher noch keine lebende Seele von mir erfuhr. Daß ich ſie Ihnen jetzt mittheile, wird Ihnen mein Vertrauen nicht weniger beweiſen, als es der Entſchluß thun konnte, Sie zum Gatten meiner einzigen Tochter zu wählen.«

Durand führte den erſtaunten Fedor in einen abgelegenen Theil des Gartens, wo er ihn unter dem Sternenhimmel auf einer Bank neben ſich Platz nehmen ließ. — »Ich war ehemals,« fing er zu erzählen an, »ein gemeiner Handwerker in Paris. Meine erſte Frau beſaß einiges Vermögen, aber auch mehrere Kinder aus einer früheren Ehe. Mein Fleiß und meine Redlichkeit wurden von Gott geſegnet, und von meinen Mitbürgern vielleicht höher geachtet, als ſie verdienten. Ich galt etwas in dem Quartier der Stadt, in welchem meine Werkſtätte lag; und in den unruhigen Zeiten der Revolution nahmen Gemeine und Vornehmere zuweilen ihre Zuflucht zu Meiſter Etienne, dem Böttcher, um ihnen mit Rath und That hülfreich zu ſeyn. Da ich einige Zeit Militärdienſte gethan, wählte man mich zum Officier der Nationalgarde. Ich habe in dieſer Eigen-

schaft manche Unordnung abgewehrt, manchen Frevel gehindert, ohne in der Meinung des Volkes und seiner Führer für einen weniger zuverlässigen Patrioten zu gelten. Leider gehörte es zu meiner Amtspflicht, die Beschlüsse der Municipalität und der Revolutionsgerichte, so weit sie den Dienst der Nationalgarde betrafen, in Ausführung zu bringen. Oft erhielt ich Befehl, die Municipalitäts-Beamten und die Kommissäre des Gerichts in die Häuser der Verdächtigen zu begleiten, und die unglücklichen Opfer der Tyrannei und der Parteiwuth in das Gefängniß zu führen. Eines Abends brachte mich ein solcher Auftrag in das Haus eines Edelmannes, der in der Nähe meiner Werkstätte einen Garten besaß, und den ich zuvor in einigen Geschäften meines Gewerbes kennen gelernt hatte. Der Befehl war äußerst streng; er lautete auf die Verhaftung des Edelmannes und seiner Angehörigen, auf die Wegnahme seiner Papiere, Gelder und Kostbarkeiten, und auf die Versiegelung der durchsuchten Wohnung. Als wir in's Haus traten, fanden wir es, außer einem alten Portier und dem Hausherrn selbst, von seinen Bewohnern verlassen. Der Letztere

begegnete uns auf der Treppe, im Begriff herabzugehen. Man führte ihn zurück, und forderte ihm die Schlüssel seines Schreibpultes und der Schränke ab, worin sich seine Kostbarkeiten und andere Sachen von Werth befanden. Die Kommissäre begaben sich in die inneren Gemächer, um ihre Beute in Beschlag zu nehmen. Meine Mannschaft ward zur Besetzung des Einganges und der Treppen vertheilt; die Bewachung des Hausherrn selbst wurde mir anvertraut.«

»Kaum sah sich der Unglückliche mit mir allein, als er sich in größter Hast und Bangigkeit mit folgenden, leise gesprochenen Worten an mich wandte: »Meister Etienne! ich kenne Euch als einen ehrlichen Mann. Nehmt dieses Portefeuille; es enthält mein bares Vermögen, das ich so glücklich war, erst heute Nachmittag einzuziehen. Verbergt es, und bringt es, wenn Ihr's mit Sicherheit thun könnt, meiner geflüchteten Gemahlin. Ihr findet ihren Aufenthalt und was Euch sonst noch zu wissen nöthig ist, auf einem beiliegenden Blatte angezeigt. Nehmt, nehmt, und rettet die Meinigen! ich bin nicht zu retten.« — Ich suchte ihm Muth

einzusprechen, und zögerte, das Portefeuille anzunehmen; aber er drang es mir mit konvulsivischer Heftigkeit auf. In dem Augenblicke hörten wir das Geräusch von Fußtritten. Ich verbarg geschwind das Portefeuille, und entfernte mich von meinem Gefangenen, der sich aus Schwäche auf einen Stuhl niedergelassen hatte. Gleich darauf kam einer der Kommissäre zurück, dann auch der andere; sie schienen mit dem, was sie gefunden, nicht ganz zufrieden. Nach einigen Fragen nahmen sie den Gefangenen in ihre Mitte, luden mich ein, ihnen mit meiner Mannschaft zu folgen, und verschlossen die Wohnung. Am Thore des Hauses stand ein Wagen, in den die Kommissäre mit dem Unglücklichen stiegen. — Seitdem sah ich ihn nicht mehr; er ward innerhalb vier und zwanzig Stunden abgeurtheilt, und mit sechszehn Unglücksgefährten zugleich hingerichtet.«

»Gott, Gott!« rief Fedor erschüttert: »In vier und zwanzig Stunden!« — »Diese Schnelligkeit der Justizmorde,« erwiederte Durand, »war damals an der Tagesordnung. — Ich fand in dem Portefeuille die Summe von 450,000 Franken in englischen Banknoten und

anderen guten Papieren, auf den Inhaber lautend. Es war, nach der beiliegenden Rechnung, der Ertrag von verkauften Juwelen und ausländischen Fonds. Ein anderes Blatt bezeichnete ein Landhaus, in einiger Entfernung von Paris, als den nächsten Aufenthalt der geflüchteten Dame, auch den Weg, den sie weiter nehmen werde; empfahl aber die größte Vorsicht bei der Ausführung des an sie übernommenen Auftrages, damit die Unglückliche, im Fall einer Entdeckung, nicht auch dieses letzten Eigenthumes beraubt werde. Eine beigesetzte Bemerkung warnte besonders gegen einen Verwandten, dessen Habsucht und Argliſt die Familie ihren Untergang beizumessen habe. — Nach drei Tagen nahm ich einen Vorwand, um eine kleine Reise zu machen, und eilte nach dem bezeichneten Landhause. Die Dame hatte es, auf die Nachricht von der Hinrichtung ihres Gemahls, in größter Bestürzung verlassen. Wohin sie sich mit ihrem Kinde und einem alten Diener gewendet, wußte Niemand. Auch auf dem Wege, den das Papier angab, war keine Spur von ihr zu entdecken. Ich konnte, ohne Verdacht zu erregen, für jetzt nicht länger von

Paris wegbleiben, und kehrte daher mit ſchwerem Herzen zurück. — Da ich ſeit einiger Zeit Witwer und mein älteſter Stiefſohn in den Jahren war, das Gewerbe zu übernehmen, das mir ſeine Mutter zugebracht hatte, ſo übergab ich es ihm und ſeinen Geſchwiſtern mit vollem Eigenthum, entſchloſſen, meine ganze Zeit und Aufmerkſamkeit der unglücklichen Familie zu widmen, welche die Vorſehung durch eine außerordentliche Verwicklung des Zufalls an mich gewieſen zu haben ſchien. Der Weinhandel, den ich nach der Trennung von meinen Stiefkindern für eigene Rechnung fortſetzte, gab mir Gelegenheit, Paris auf längere Zeit zu verlaſſen, und meine Flüchtlinge in verſchiedenen Richtungen aufzuſuchen. Ich fand endlich ihre Spur auf dem Wege nach Deutſchland. In einer kleinen Stadt am Rhein erfuhr ich mit Gewißheit, daß die noch unſtät umherziehende Familie da geweſen, und durch die Krankheit der Mutter einige Tage zurückgehalten worden ſey; von dort habe ſie ſich nach Norddeutſchland gewendet, wo ſie in Kaſſel oder Hannover zu verweilen gedenke. Der Reiſende eines mir wohlbekannten Handlungshauſes nahm es auf ſich,

die Auswanderer in Deutschland aufzusuchen, und ihnen eine Summe Geldes zu überbringen, welche ich vorgab, dem verstorbenen Gemahl der Dame schuldig zu seyn. Ich selbst eilte nach Paris zurück, wo das Interesse der Familie meine Gegenwart in anderer Hinsicht nothwendig machte.«

»Die eingezogenen Güter des Geächteten wurden bereits zum Verkauf ausgeboten. Ich setzte die mir anvertrauten Gelder mit gehöriger Vorsicht in Landeswährung um, und war so glücklich, den bei Weitem größten und vorzüglichsten Theil jener Güter ungefähr für die Summe zu erstehen, welche mir von dem ehemaligen Eigenthümer derselben war übergeben worden. — Kaum hatte ich dieß Geschäft zu Stande gebracht, als ich von meinem Korrespondenten in Deutschland die Nachricht erhielt: er habe die ausgewanderte Familie in Kassel allerdings angetroffen, aber erst, nachdem die Mutter gestorben und eben begraben war; der kleine Sohn sey ebenfalls bedenklich krank, und die Aerzte zweifelten an dessen Aufkommen; er habe in diesen Umständen, und da er selbst weiter reisen müsse, die von mir erhaltene Summe

dem alten, treuen Diener des Hauses übergeben, welchem er aufgetragen, mir über Alles umständlicher zu schreiben. Es vergingen mehrere Wochen, ohne daß ich eine weitere Nachricht erhielt; endlich kam ein Brief von dem erwähnten alten Diener, und zwar nicht mehr von Kassel, sondern von einer Poststation nächst Leipzig. Der Alte bestätigte darin alle Angaben meines Handlungs-Korrespondenten, zeigte den inzwischen erfolgten Tod seines jungen Herrn an, schloß die Berechnung der Krankheits- und Leichenkosten bei, und übersandte sogar den Rest des von mir empfangenen und nicht verbrauchten Geldes, indem er, wie er beifügte, keinen Anspruch darauf habe, auch keinen rechtmäßigen Erben der Verstorbenen kenne. — Seitdem habe ich nie mehr etwas, weder von jener unglücklichen Familie, noch von diesem alten Diener erfahren können, so viel Mühe ich mir auch gab, wenigstens den letzteren ausfindig zu machen, um ihn für seine Ehrlichkeit und Treue zu belohnen. Denn, daß er ein durchaus ehrlicher, treuer Mensch sey, bezeugten Alle, die ihn noch aus dem Hause seiner ehemaligen Herrschaft kannten. — Indessen war die Nach-

richt, die er mir gab, falsch, und er selbst ein Betrüger. Sein junger Herr, dessen Tod er mir meldete, lebt, und ist in Frankreich. Er ist der Erbe dieses Schlosses und aller meiner Besitzungen, die ich ihm zu übergeben bereit bin, sobald er sich über seine Geburt wird ausgewiesen haben, — wozu ich ihn unverzüglich in denselben Zeitungsblättern, durch welche ich sein Daseyn erfuhr, auffordern werde.«

Fedor hatte dieser Erzählung vom Anfange an mit gespannter Aufmerksamkeit und mit großer innerer Bewegung zugehört. Gegen das Ende derselben war er aufgestanden, und hatte sich einige Schritte weit entfernt, als ob er seine Empfindungen vor Durand verbergen wollte. Nachdem dieser eine Weile geschwiegen, näherte sich ihm Fedor, und sagte: »Sie sind also entschlossen, Herr Durand, sich selbst und Ihre liebenswürdige Tochter aller Glücksgüter zu berauben, welche Sie seit zwanzig Jahren mit dem redlichsten Bewußtseyn besaßen, die Sie mit so viel Klugheit erworben, mit so viel Edelmuth verwaltet haben, um diese Güter einem jungen Menschen zu überlassen, der nichts von Ihnen und von seinen Ansprüchen wußte, und

der des Opfers, das Sie ihm bringen wollen, vielleicht gar nicht werth ist?« — »Wie, mein Herr!« erwiederte Durand, »sagte ich Ihnen nicht, daß dieser junge Mensch der Sohn und Erbe des rechtmäßigen Eigenthümers ist, des Mannes, mit dessen mir anvertrautem Gelde ich diese Güter von der Ungerechtigkeit des Staates zurück kaufte?« — »Es ist ein außerordentlicher, sehr außerordentlicher Fall,« sagte Fedor in sich selbst vertieft, »ein Fall, worin das Glück eben so arm und ohnmächtig erscheint, als die Rechtschaffenheit reich und machtvoll, ein Fall, Herr Durand, der denjenigen, zu dessen Glücke er ausschlägt, eben so sehr vor Ihnen demüthigen muß, als er Sie in seinen Augen erhöht.« — »Ich verstehe Sie nicht ganz, mein Herr!« antwortete Durand, »aber ich thue nur, was ich nicht lassen kann, und was schwerlich so vielen Lobes werth ist, weil das Gegentheil zu thun, eine hängenswerthe That wäre.« — »Sie nannten mir den Edelmann noch nicht,« sagte Fedor zögernd; »kein Mensch weiß um Ihr Geheimniß.« — »Ich weiß darum,« rief Durand lebhaft, »das ist genug, Herr Lieutenant! der Edelmann heißt —« —

»Nennen Sie ihn noch nicht!« fiel ihm Fedor in's Wort; »wie, wenn der junge Mann seine Abkunft nicht beweisen könnte? wenn sich ein Fremder, ein Unwürdiger in diese Besitzungen eindrängte? wenn Ihre Tochter, dieses theure, dieses liebenswürdige Geschöpf — « — »Meine Tochter!« seufzte Durand; »das ist das Böse bei der Sache! Sie leidet, sie verliert; — verliert nicht bloß Geld und Gut, — vielleicht Glück und Ruhe! — dieß allein, Herr, betrübt mich, schlägt mich nieder. Was kümmerte mich sonst der Verlust aller Reichthümer der Welt!« — »Edler, edler Mann!« rief Fedor, indem er Durand heftig an seine Brust drückte. — »Still, mein junger Freund!« entgegnete der Alte in sanftem, etwas traurigen Tone, »denken Sie nicht zu gut von mir. Ich habe mehr gefehlt, und war vielleicht selbstsüchtiger, als Sie glauben. Die Liebe zu meiner jungen Frau, und zu dem Kinde, das sie mir schenkte, untergrub die Strenge meiner Grundsätze. Nie war ich in meinem Innern vollständig überzeugt, daß der rechtmäßige Erbe meiner Besitzungen todt sey. So lange ich daran zweifelte, durfte und wollte ich meine Tochter nicht als die Erbin

derſelben betrachten. In der That ſah ich mich ſtets nur als den Verwalter jener Beſitzthümer an; und wenn, außer den geſetzlichen Erben, Jemand ein Recht auf deren Nutznießung hatte, ſo war es die Armuth und das Unglück. In dieſem Sinne verwendete ich lange Zeit die Früchte meines zufälligen Reichthums. Doch allmälig änderte ſich dieß Alles. Eitelkeit und Leichtſinn drangen in mein Haus ein; Adele ward als ein Schooßkind des Glückes erzogen: ich hatte nicht den Muth, der warnenden Stimme zu folgen, die in meinem Innerſten mir davon abrieth.« — »Adele iſt ſo beſcheiden als liebenswürdig,« ſagte Fedor, »und wird das glänzendſte Loos, das ſie mit einem Manne theilt, noch durch ihre Tugenden überſtrahlen.« — »Aber ſie wird die Dürftigkeit nur mit Mühe ertragen,« erwiederte Durand, »und den armen Mann, der ſich mit ihr verbindet, vielleicht nicht glücklich machen. — Guter Fedor! ich darf es Ihnen nicht verbergen: die arme Adele iſt nicht mehr das vollkommene Geſchöpf, das Ihnen die reiche zu ſeyn ſchien. Werden Sie ſelbſt es gleichgültig anſehen, wenn Ihr liebenswürdiges Weib mit Entbehrungen kämpfen

muß, die ihr von Kindheit auf fremd waren?«

Beide Männer ſchwiegen eine Zeitlang. »Und iſt Adele denn arm?« hob Fedor nach einer Weile an. »Das Höchſte, was Sie dem Erben jener Familie ſchuldig ſeyn können, iſt die Zurückſtellung der Ihnen anvertrauten Summe. Den Beſitz dieſer Güter, deren Werth jene Summe weit überſteigt, haben Sie Ihrer eigenen Betriebſamkeit zu danken.« — »Ward mir dieſe Summe anvertraut,« erwiederte Durand ernſthaft, »um damit zu meinem Vortheile zu wuchern? — Die Liebe verblendet Sie, Fedor; ich will nicht fürchten, der Eigennutz! Ich verabſcheue den Gedanken, mich mit fremdem Gute bereichert, und die Mittel, welche die Vorſehung in meine Hand legte, begangenes Unrecht gut zu machen, zu meinem eigenen Nutzen verwendet zu haben. Könnt' ich es rechtfertigen, den habſüchtigen Anſchlag eines Verwandten auf den Beſitz dieſer Güter vereitelt zu haben, wenn ich, ein Fremder, zum Nachtheil des rechtmäßigen Erben mich darin behaupten wollte?« — »Ihre Rechtſchaffenheit, Herr Durand,« ſagte Fedor mit gerührter Stimme, »macht alle Rückſichten der Klugheit und alle Einflüſterungen

der Selbſtliebe zu Schanden. Sie belehrt mich zugleich, welche Denkungsart in dieſem Falle Ihnen, und welche dem Erben dieſer Güter geziemte. — Aber jener Verwandte — wie verhält es ſich mit ihm? Wer iſt es, Herr Durand!« — »Mein Nachbar St. Flour,« entgegnete Durand, »der unwürdige Vetter des edlen und unglücklichen Marquis von Sorville.« — »Sorville!« — rief Fedor erſchüttert; aber ſchnell ſich faſſend, fuhr er fort: »Alſo Sorville hieß der ehemalige Eigenthümer dieſes Schloſſes, und die Geſchichte, welche Sie mir erzählten, iſt die des unglücklichen Marquis und ſeines Sohnes?« — »So iſt es!« erwiederte Durand. »Der Name ſcheint Ihnen bekannt; wiſſen Sie etwas von dieſem Sohne?« — »Ich habe eines Chevaliers Sorville erwähnen hören,« ſagte Fedor kaltſinnig, »der ſich vor etwa einem Jahre mit mir zugleich in St. Petersburg befand.« — »Dieſer Chevalier Sorville,« antwortete Durand ſchnell, »Sohn des Marquis gleichen Namens, iſt es, der in der Zeitung aufgefordert wird, ſeinen Aufenthalt einem alten treuen Diener anzuzeigen, welcher ihm nach Frankreich gefolgt ſey, und ſehnlichſt wünſche, wieder in ſei-

ner Nähe zu seyn. Ohne Zweifel ist es derselbe Diener, von dem ich vor zwanzig Jahren die falsche Kunde von dem Tode seines jungen Herrn erhielt. Welchen Grund der Mann gehabt haben kann, mich auf solche Weise zu hintergehen, ist mir unbegreiflich.« — »Vielleicht,« sagte Fedor, »hielt er es zur Sicherheit seines Pfleglings für zuträglich; Ihr Stand und Ihr Ruf, als eifriger Patriot, machte ihm Ihre Theilnahme vielleicht verhaßt oder verdächtig. Der ausgewanderte Adel hatte damals wenig Freunde unter den sogenannten Patrioten des Bürgerstandes.« — »Sie können Recht haben,« erwiederte Durand. »Welches Unheil hat die Auflösung aller Bande des gesellschaftlichen Vertrauens auch hier zur Folge gehabt! — Und was sprach man von dem Chevalier? von seinem Geist und Charakter?« — »Wenig Ausgezeichnetes,« antwortete Fedor gleichgültig; »er scheint ein ganz gewöhnlicher Mensch zu seyn.« — »Dem sey, wie ihm wolle,« sagte Durand lebhaft, indem er aufstand, »er wird Eigenthümer dieses Schlosses, wenn er der Sohn des Marquis von Sorville ist. Würde ich doch sogar dem verhaßten St. Flour in diesem Besitze

gewichen seyn, hätte nicht Sorville's eigene Erklärung den Verräther für immer davon ausgeschlossen. — Doch nun, Fedor, lassen Sie uns gehen. Ich bin gefaßt genug, um meine Tochter zu sehen, und sie für heute durch irgend einen Vorwand, so gut ich kann, zu beruhigen.«

Fedor folgte dem vor ihm herschreitenden Alten in tiefen Gedanken. Als sie in Adelens Zimmer traten, erheiterten sich seine Mienen; er wollte die Geliebte durch den Ausdruck seiner Gesichtszüge schnell überzeugen, daß nichts Beunruhigendes vorgefallen sey. Auch Durand schien ruhig und unbefangen. Er sprach nur beiläufig von einem unangenehmen Vorfall, der sich hoffentlich bald zum Besten aufklären werde. Nach einer kurzen Weile trennte sich die kleine Gesellschaft; Fedor nahm den zärtlichsten Abschied von Adelen, und umarmte ihren Vater wiederholt mit großer Rührung.

Am folgenden Morgen schrieb Durand seinem Sachwalter in Paris. Er trug ihm auf, den Chevalier von Sorville, oder wenn dieß nicht gelänge, wenigstens den Verfasser der an den letzteren gerichteten Aufforderung ausfindig zu machen, und Beide einzuladen, sich unver-

züglich nach Durand's Landsitze zu begeben, indem er ihnen eine, für den Chevalier sehr wichtige und angenehme Nachricht mitzutheilen habe. Dann befahl er seinem Rentmeister, ihm die Ausweise über den Stand und Ertrag seiner Güter vorzulegen, von den Vorräthen aller Art Verzeichnisse aufzunehmen, und die Rechnungen über seine Schulden und Forderungen in's Reine zu bringen. Er selbst ordnete seine Kasse, und schloß sie ab, nachdem er für die wohlthätigen Gaben, die er wöchentlich zu vertheilen pflegte, eine Summe bei Seite gelegt hatte. — Als diese Geschäfte verrichtet waren, fühlte sich Herr Durand so leichten und frohen Muthes, daß seine Tochter, die auf sein Zimmer kam, jeden Grund seiner gestrigen Mißstimmung gehoben glaubte, und sich selbst völlig darüber beruhigte. Sie erzählte ihm nun, der General habe Fedor'n seinen Wagen geschickt, und dieser sey so eben darin weggefahren. Er habe sie an ihrem Fenster freundlich gegrüßt und ihr zugerufen, er werde bald wieder kommen.

»Das wollen wir hoffen, Kind!« sprach Durand, »obwohl eigentlich Niemand sagen kann, was nach einer Stunde geschehen, und er selbst

thun wird.« — »Wie, mein Vater?« rief Adele ziemlich erschrocken. — »Siehst du, Kind!« erwiederte der Alte. »Was sagt' ich immer? Schon die Möglichkeit eines Verlustes erschreckt dich. Und doch ist nichts natürlicher, als daß wir verlieren.« — »Nun, in diesem Sinne« — sagte lächelnd Adele. — »Im Sinne der Möglichkeit, die niemals eintrifft,« erwiederte Durand ernsthaft, »ich weiß, ja! in dem Sinne seyd Ihr feingebildeten Leute lauter Philosophen; aber nimm einmal an, Adele, daß wirklich geschähe, was ich dir als möglich vorstellte; daß unser vermeinter Reichthum z. B. sich plötzlich in Nichts auflös'te; daß ich arm würde, wie ich ehemals war, und du mit mir; daß wir dieses schöne Schloß, mit allen seinen Bequemlichkeiten und zierlichen Einrichtungen, verlassen, und in die weite Welt hinauswandern müßten, ohne zu wissen, wo wir ein Obdach finden werden: — nimm an, Adele, dieß Alles träfe nun wirklich ein; — was würdest du dann sagen, oder, noch mehr, was würdest du thun?« — Adele sah ihrem Vater eine Zeitlang in das ernste, bedeutungsvolle Gesicht, ward abwechselnd blaß und roth, und sprach: »Ich glaube, mein Va-

ter, ich würde dieſen Glückswechſel ertragen, wie es Ihrer Tochter würdig iſt.« — »Das hoff' ich zu Gott!« rief Durand, Adelen mit großer Bewegung in ſeine Arme ſchließend. »Ermanne dich, meine Tochter! Was du für möglich hältſt, iſt wahr. Wir haben nichts mehr, als uns ſelbſt; aber das iſt mehr, als was wir verlieren, wenn wir anders einen eigenen Werth haben.«

Durand erzählte nun ſeiner Tochter, was er in der vorigen Nacht Fedor'n erzählt hatte. Das Schickſal der unglücklichen Sorville's, die Rechtſchaffenheit, die einfache Seelengröße ihres Vaters, machten den tiefſten Eindruck auf ihr Gemüth; ſie vergaß ſich ſelbſt, und Alles, was ſie verlor, über der Theilnahme an fremdem Unglück und über der Freude, die Tochter eines ſolchen Vaters zu ſeyn. Der Alte war nicht minder erfreut, ſo edle Geſinnungen und eine ſo ruhige Faſſung bei Adelen zu finden. So viele Stärke und Selbſtverleugnung hatte er ihr nicht zugetraut. Er bereute jetzt nichts mehr, und überließ ſich bereits der angenehmen Vorſtellung, wie ſie künftig ihre Lebensweiſe einrichten, und vielleicht in dürftigen Umſtänden eines

reineren und dauerhafteren Glückes, als bisher genießen würden.

Vater und Tochter waren mit Entwürfen solcher Art beschäftigt, als man ihnen meldete, daß die Baronin St. Flour und deren Sohn angekommen wären, und ihre Aufwartung zu machen wünschten. Ein so unwillkommener Besuch war in diesem Augenblicke doppelt ungelegen. Adele wollte sich entfernen; aber Frau von St. Flour flog in das Zimmer, bevor sie es verlassen konnte. Die Baronin überhäufte Adelen mit Liebkosungen; ihr Sohn Victor war die Galanterie und Artigkeit selbst: aber es zeigte sich bald, daß Beide von gewissen Vorfällen unterrichtet, und nicht frei von mancherlei Besorgnissen seyen. Es ward des jungen fremden Officiers gedacht, dessen sich Herr Durand so großmüthig angenommen. Was noch mehr auffiel: — Frau von St. Flour sprach ganz unverhohlen von dem unerwarteten Erscheinen des Chevaliers von Sorville, eines jungen Abenteurers, wie sie sich ausdrückte, der von einer gewissen Partei unterstützt werde, und gegen dessen allfällige Ansprüche die Familien St. Flour und Durand Ursache hätten, gemeinschaftlich auf ih-

rer Hut zu ſeyn. Durand wurde aufmerkſam; er fragte, ob man den Chevalier in Paris geſehen, welche Art von Mann er ſey? Auch Adele that einige Fragen, die ſich auf den Chevalier bezogen; ſie hatte im Stillen einem Gedanken Raum gegeben, über deſſen Wahrſcheinlichkeit ſie irgend eine Beſtätigung zu erhalten gewünſcht hätte. Einige zufällige Aeußerungen Fedor's, ſein Alter, ſeine frühe Verwaiſung, ſein zweifelhaftes Vaterland, gaben ihr Anlaß zu Vergleichungen; ihre Einbildungskraft trug den Antheil, den ſie an Sorville's unglücklichem Schickſale nahm, unvermerkt auf die Perſon ihres Geliebten über, und ſo drang ſich ihr die Vermuthung auf, Fedor könne wohl ſelbſt der junge Sorville ſeyn. Doch die Verſicherung der Baronin, der Chevalier befinde ſich ſeit vierzehn Tagen in Paris, wo er mit Intriguen aller Art beſchäftigt ſey, um ſeinen Anſprüchen auf die ehemaligen Beſitzungen ſeines Vaters Eingang und Gewicht zu verſchaffen, machten Adelens Vermuthungen ein ſchnelles Ende. Zum Ueberfluß entwarf Victor noch ein Bild von dem Ausſehen und Benehmen des Chevalier, das nicht widriger, und dem edlen Aeußern ihres

Fedor nicht unähnlicher seyn konnte. — Auf Herrn Durand schienen indeß diese Nachrichten und Schilderungen nicht den Eindruck zu machen, welchen die Politik der Baronin und des jungen Herrn von St. Flour sich davon versprochen hatte. Er bezeigte vielmehr eine höchst unbefangene Theilnahme an dem Schicksale und der von ihnen bestätigten Zurückkunft des jungen Sorville, und erschreckte sie ganz außerordentlich durch die unerwartete Erklärung: daß, wenn der Sohn des Marquis von Sorville irgend einen gerechten Anspruch auf seine gegenwärtigen Besitzungen habe, er demselben nicht das geringste Hinderniß in den Weg legen werde.

Einige andere Aeußerungen Durand's, welche sich auf den ehemaligen Heirathsplan seiner Frau bezogen, schienen der Baronin und ihrem Sohne noch mehr zu mißfallen. Er hatte es kein Hehl, daß er jenen Plan nie gut geheißen habe, und daß auch die Neigung seiner Tochter ganz und gar nicht damit übereinstimme. In den jetzigen Umständen, setzte er hinzu, werde der gnädigen Frau Baronin und ihrer Familie dieses Geständniß sehr gleichgültig seyn; denn es sey höchst wahrscheinlich, daß die rothen Wan-

gen seiner Tochter den besten Theil ihrer Mitgift ausmachen würden. — Frau von St Flour stellte sich, als ob diese Scherzhaftigkeit ihres guten Herrn Nachbars sie ungemein ergetze, gab jedoch ihrem Sohne, der noch ganz verwundert da saß, einen Wink, aufzubrechen; dann empfahl sie sich dem ehrlichen Herrn Durand und seiner schönen Tochter, die, wie sie sagte, auch in einem Bauernjäckchen, auf die beste Parthie in der ehrsamen Böttcherzunft der Vorstadt St. Martin alle Ansprüche habe. — Durand lachte herzlich, als er mit seiner Tochter allein war, über den witzigen Abschied seiner vornehmen Frau Nachbarin. »Siehst du, Kind!« sagte er, »so leichten Kaufes sind wir dieser verhaßten Bewerbung los geworden. Es gibt kein besseres Mittel, als die Armuth, um sich von der Gesellschaft der Narren und der Taugenichtse frei zu machen.«

Der Tag verging inzwischen, und es ward Nacht, ohne daß Fedor zurück kam. Auch der folgende Tag ging vorüber, und man wußte in Durand's Schlosse nicht, wo der junge Mann geblieben. Adele wurde sichtbar unruhig; selbst ihr Vater konnte den mehr als gewöhnlichen

Ernſt ſeiner Stirn nicht zur Heiterkeit zwingen. Als der dritte Abend herannahte, ohne daß Fedor zurückgekehrt, oder auch nur eine Nachricht von ihm gekommen war, vermochte Adele ihre Thränen nicht mehr vor ihrem Vater zu verbergen. Der gute alte Mann, der neben ſeiner Tochter ſaß, und ſie eine Zeitlang betrachtet hatte, zog ſie an ſich, und ſchloß ſie mit großer Zärtlichkeit in ſeine Arme. »Ich kann nicht glauben, mein Kind,« ſagte er mit gerührter Stimme, »daß wir uns in ihm getäuſcht haben, daß auch er uns verläßt, weil du arm biſt, und ich ein ehrlicher Mann bin. Aber wenn es wahr wäre, was deine Thränen vorahnend zu bedeuten ſcheinen, wenn dich Fedor verließe, nach dem was Du ihm, was ich ihm ſeyn ſollten, — nach dem Vertrauen, das ich ihm, der ſelbſt arm und eine Waiſe war, im Glück und Unglück bewies: — dann, Adele, beſchwör' ich dich, dann zeige, daß du meine Tochter und ein ſtarkes Mädchen biſt! Du haſt dann an ihm nicht mehr verloren, als an dem elenden Staub, den unſere Füße treten, um deſſentwillen er und alle Anderen uns allein geſchmeichelt, und dem wir mit Verachtung den Rücken kehren, weil eine

ganze Welt ſolchen Staubes und ſolcher Menſchen nicht werth iſt, daß eine großmüthige Seele ſich auch nur einen Augenblick um ihren Verluſt bekümmert!« — Adele weinte heftig, aber ſtill, an der Bruſt ihres Vaters. Dann ſtand ſie auf, indem ſie ſeine Hand an ihre Lippen drückte, und verließ, ihm ſchmerzlich lächelnd zunickend, das Zimmer, um ſich in ihr Schlafgemach zurückzuziehen.

Am nächſten Morgen brachte ein reitender Bote ein Schreiben von Durand's Sachwalter, worin ihm dieſer die unverzügliche Ankunft eines Bevollmächtigten des Chevaliers von Sorville meldete. Wenige Stunden nachher traf dieſer Bevollmächtigte, von einem Advokaten begleitet, wirklich ein. Es war ein Greis von ſchlichtem, faſt ärmlichen Anſehen, aus deſſen kleinen, grauen Augen eine ſeltſame Miſchung von Trübſinn und Mißtrauen hervorblickte. Der Advokat legte die Vollmacht vor, auf ſeinen Begleiter lautend, nebſt einem gerichtlichen Zeugniß über die Aechtheit der Handſchrift und über die Identität der Perſon des Chevaliers von Sorville, einzigen Sohnes des verſtorbenen Marquis dieſes Namens, als Ausſtellers der

Vollmacht. Sie wären gekommen, sagte der Advokat, die wichtige Nachricht zu vernehmen, welche Herr Durand dem Erben des Marquis mitzutheilen hätte, und darüber eine rechtskräftige Urkunde abzufassen. — »Und wo ist der Chevalier selbst?« fragte Durand. »Was ich ihm zu eröffnen habe, ist bedeutend genug, um die Mühe seiner persönlichen Anwesenheit zu lohnen.« — »Er wird hier erscheinen,« erwiederte der Advokat, »sobald wir ihm über den Erfolg unserer Sendung werden Auskunft ertheilt haben.« — »Sie würden ihn doch nicht erkennen, Herr Etienne Durand,« sagte der Greis, »da Sie mich, den alten Diener seines Vaters, nicht erkannt haben.« — »In der That,« antwortete Durand, indem er den Alten aufmerksam betrachtete, »ich fange an, mich Eurer Gesichtszüge zu erinnern, ehrlicher Jerome, denn so, wenn ich nicht irre, nanntet Ihr Euch in einem Briefe, den ich vor vielen Jahren von Euch erhielt.« — »Claude Jerome Lagrange, wie die Vollmacht besagt,« erwiederte der Alte. — »Nun wohl, Herr Jerome Lagrange,« fuhr Durand fort, »ich will Euch nicht verhehlen, was ich dem Sohne des Marquis von Sor-

ville mitzutheilen habe, obſchon ich Euch mit Eurer eigenen Handſchrift beweiſen könnte, daß dieſer Sohn ſeit zwanzig Jahren todt und begraben iſt. Sagt mir indeſſen doch, Herr Lagrange, was Euch bewog, mir damals ein ſolches Mährchen aufzuheften, wodurch Ihr allein Schuld war't, daß Eurem Herrn ſo lange entzogen blieb, was ſein iſt, und deſſen er dadurch leicht auf immer hätte beraubt werden können?« — »Herr Durand,« erwiederte Jerome nach einigem Beſinnen, »ich müßte lügen, wie ich damals log, wenn ich nicht geſtände, daß ich zu jener Zeit weit ſchlimmer von Ihnen dachte, als ich ſeit Kurzem von Ihnen zu denken Urſache zu haben glaube. Ich hielt Sie, mit einem Wort, für einen ſo argen Jakobiner, als irgend einer in Frankreich zu finden war, und würde das Leben eines Sorville vor Ihnen und Ihresgleichen nirgends in der Welt für ſicher gehalten haben, wenn ich nicht jede Spur ſeines Daſeyns Ihren Nachforſchungen entrückt hätte.« — Durand ſah den Alten, in deſſen Geſichtszügen ſich auch jetzt noch eine Art von Scheu und Argwohn abmalte, lange mit einem mitleidigen Blicke an, und ſagte, indem er ihn

bei der Hand faßte: »Nun denn, Lagrange, hört meine und Eures ehemaligen Herrn Geschichte; erfahrt, wozu ich entschlossen bin, und längst entschlossen war, und urtheilt dann, ob ich der Mann bin, für den Ihr mich gehalten habt.«

Als Jerome gehört hatte, in welchem Verhältnisse Durand mit seinem unglücklichen Herrn gestanden, und was er für dessen Sohn zu thun Willens sey, brach er, nach einem langen, nur durch Seufzer und innere Erschütterungen unterbrochenen Stillschweigen in seltsame Verwünschungen gegen sich selbst aus, bat abwechselnd Durand und seinen abwesenden jungen Herrn um Verzeihung, und endigte damit, seinen Begleiter zu ersuchen, er möge vor Allem zu Protokoll nehmen, daß er (Claude Jerome Lagrange) ein boshafter Narr, und Herr Etienne Durand der rechtschaffenste Mann in Frankreich sey. Von der Aussage und Erklärung Durand's wollte er nichts zu Papier bringen lassen; der gute Wille seines Nachbars Etienne, sagte er, sey eine bessere Bürgschaft, als alle Urkunden und Verbriefungen der vier Fakultäten zusammengenommen. Dann griff er nach Hut und Stock, und trieb seinen Begleiter an, ihm zu

folgen. Er müſſe ſeinem Herrn entgegen, rief er, und ihm erzählen, was hier vorgegangen ſey. Morgen würden ſie Alle wieder kommen, und von Herrn Durand hören, wie er es mit der Uebergabe der Güter halten wolle. Damit rannte er fort, und warf ſich nebſt ſeinem Begleiter in den Wagen, der ſie hergebracht hatte, und nun ſchnell hinwegfuhr.

Durand, welchen Jerome's wunderliches Betragen mehr als alles Andere überzeugte, daß der Sohn des Marquis von Sorville wirklich am Leben ſey, und ſchon am folgenden Tage bei ihm eintreffen werde, machte nun im Stillen Anſtalten zu der bevorſtehenden Uebergabe. Er dachte mit Adelen für's Erſte zu einem ſeiner Pächter zu ziehen, deſſen Haus in der Nähe des Schloſſes lag, und den er, wegen ſeines Fleißes und ſeiner Redlichkeit, vor Andern ſtets als ſeinen Freund betrachtet hatte. Was ſeine Tochter von ihren Sachen mit ſich nehmen wollte, überließ er ihrer Wahl, er ſelbſt packte nur ein Paar Sonntagsröcke nebſt einiger Wäſche und ſeiner alten Uniform von der Nationalgarde zuſammen, auch vergaß er ſein altes Böttcherwamms ſammt Kappe nicht, die er noch

immer zum Andenken aufbewahrte. Uebrigens machte ein kleines Kapital von einigen tausend Franken, das Ersparniß von seinem früheren Gewerbe, welches er stets abgesondert von seinem großen Vermögen gehalten, die Grundlage aus, worauf er sein und seiner Tochter bescheidenes Glück in Zukunft zu bauen gedachte, oder womit er der Letzteren, im schlimmsten Falle, einen Nothpfennig zu hinterlassen hoffte. Adele, die das Vorhaben ihres Vaters kannte, und ihn dabei so ruhig beschäftigt sah, folgte mechanisch seinem Beispiele; aber in ihrem Herzen war nichts von seiner rüstigen Freudigkeit. Sie schien nichts zu hoffen und nichts zu wünschen; eine stille, tiefe Trauer war über ihr blasses Gesicht verbreitet, und während sie einige ihrer einfachsten Kleider, wenige Bücher und Musikalien in einen kleinen Koffer zusammenlegte, ward sie einige Male schwach und mußte sich setzen, um sich zu erholen. Von Fedor'n sprach sie und ihr Vater nicht mehr; aber dieser, der den Zustand seiner Tochter sah, war in seinem Innersten verletzt und erschüttert. Zum ersten Male in seinem Leben empfand er sein Gemüth von Bitterkeit gegen die Menschen erfüllt, und noch we-

niger der Anblick der Gegenwart, als die Betrachtung der Zukunft war es, was ihn bekümmerte. Der Gedanke, daß er Adelen, dieses liebenswürdige, nur allzu schwache, gefühlvolle Kind, in einer Welt voll Falschheit, Undank und Niedrigkeit bald allein werde zurücklassen müssen, ohne Schutz und Führer, so wenig ausgerüstet zu einem Kampfe mit solchen Widerwärtigkeiten, — dieser Gedanke schlug den Muth des sonst so starken Mannes nieder, und er fühlte sich in diesem Augenblicke wahrhaft unglücklich.

Während Vater und Tochter, von solchen Empfindungen erfüllt, in dem schon dunkelnden Zimmer still und traurig neben einander saßen, ward es laut im Hofe des Schlosses. Ein Wagen hielt bei'm Aufgange, und Jerome's Stimme ließ sich auf der Treppe vernehmen. Gleich darauf stürzte er mit dem Freudenrufe in die Thür: »Er ist da! er ist da! Mein Herr kommt, ehrlicher Durand!« — Adele stand schnell auf, um sich zu entfernen, und Durand trat mißmüthig den Ankommenden entgegen, indem er sagte: »Mir däucht, es wäre auch morgen noch Zeit zu dem Geschäfte gewesen, das Euch herführt,

und Euer Herr hätte nicht nöthig gehabt, noch spät am Abend die Ruhe meines kranken Kindes zu stören.« — »Adele!« rief eine Stimme, und ein junger Mann in französischer Uniform drängte sich durch seine Begleiter, und stürzte zu Adelens Füßen, die, ihn erkennend, ohnmächtig in seine Arme sank. Es war Fedor, von dem fremden General und dessen Adjutanten begleitet. — »Was ist das?« rief Durand, vor Erstaunen außer sich. Doch bald errieth er den Zusammenhang, und die innigste Freude trat an die Stelle des Erstaunens. — Adele schlug die Augen auf; sie richtete sie, erst zweifelnd, dann mit dem stillen Entzücken der Befriedigung und Zuversicht, auf ihren Geliebten und auf ihren Vater, der seine Tochter aus Fedor's Armen empfing und mit sprachloser Wonne an sein Herz drückte. — Der General hatte sich inzwischen den Freudetrunkenen genähert. »Ich habe ihn Euch entführt,« sagte er zu Durand und zu Adelen, »und so lange zurückgehalten, um zuvor Alles auszugleichen, was zu einem vollständigen und reinen Verständniß zwischen so seltenen Menschen nöthig zu seyn schien. Fedor ist seinem Vaterlande wieder gegeben, und in

ſeiner Geburt und ſeinen Rechten anerkannt; aber er will nur der Freundſchaft des großmüthigen Durand verdanken, was deſſen ſtrenge Rechtlichkeit dem Fremden als eine Schuld zu entrichten gedachte. Es war mein Gedanke, Herr Durand, Ihnen dieſen wunderlichen Alten zu ſenden, ehe ſich Ihnen Sorville ſelbſt zu erkennen gab. Daß Ihr Edelmuth auch die Vorurtheile dieſes gutherzigen Menſchenfeindes überwand, iſt nicht der geringſte Triumph, den Ihr Charakter über uns Alle davontrug.«

Durand ſtand in der Mitte des kleinen Kreiſes, der ihn umgab, bald den Einen, bald den Andern mit wohlgefälligen Blicken betrachtend. »So iſt es wol auch die mißtrauiſche Vorſicht dieſes ehrlichen Verfälſchers,« ſagte er, mit einem lächelnden Blick auf Jerome, »die unſerm Freunde Sorville den Namen Fedor gab, um ihn mir und Meinesgleichen unkenntlich zu machen?« — «Nein,« erwiederte Sorville, »dieſen Namen legte ich mir ſelbſt bei, als ich mit der ruſſiſchen Armee nach Frankreich zog; darum rief Jerome, der davon nichts wußte, mich unter meinem Geſchlechtsnamen in den Zeitungen auf. Was übrigens auch Sie, Vater Durand,

und ich ſelbſt dem Kopfe des ehrlichen Jerome zu verzeihen haben mögen, ſeinem Herzen und ſeiner unermüdlichen Treue danke ich meine Erhaltung. Er friſtete mit ſeinem kargen Erwerb meine hülfloſe Kindheit, und war mein Erzieher, bis es ihm gelang, mich in eine Militärſchule Rußlands zu bringen.« — »That er das?« rief Durand. »Nun denn, braver Jerome, ſo laßt uns ehrlich theilen! Die größere Hälfte des Lobes, das mir ſo reichlich geſpendet wird, gebührt Euch, alter Freund; denn Ihr habt Eurem Herrn Leben, Geſundheit und gute Sitten erhalten, ich nur ein wenig Geld und einige Hufen Landes.« — »Und das,« fiel Sorville ein, indem er Adelens Hand ergriff, »was mir theurer als das Leben und alle Reichthümer iſt, — das Herz und die Hand dieſes Engels. Ihren Segen, mein zweiter Vater!« — »Ich ſegne Euch, meine Kinder!« ſagte Durand mit ernſter Rührung: »Seyd rechtſchaffen; — für das Uebrige laßt Gott ſorgen!«

III.

Die Fingerzeige der Vorsehung.

Ein Cyklus moralischer Erzählungen.

Von Thomas West.

(1818.)

Digitized by Google

In dem Landhauſe meines Freundes Norberg entſtand eines Tages, eben als ſich die Geſellſchaft von dem Mittagsmahl erhoben hatte, eine unruhige Bewegung im Hofe und von der Gartenſeite her, deren Urſache man ſich nicht ſogleich zu erklären wußte. Bediente und Gartenknechte liefen ab und zu, bald auch Mägde aus der Küche und der Meierei, bis endlich die Kinderwärterin mit großem Geſchrei und mit der Nachricht in den Saal ſtürzte, daß die Kammerjungfer der gnädigen Frau ſich in dem großen Teiche ertränkt habe. Der Schreck war allgemein; die meiſten Gäſte, mit dem Hausherrn an der Spitze, eilten in den Garten, dem Teiche zu. Dort hatte der Sohn des Gärtners, ein gewandter, hübſcher Burſche, bereits den Nachen von dem Ufer losgemacht, und ſteuerte, in Begleitung eines Gartenknechtes, gegen die Stelle hin, wo der Unfall geſchehen war. Man ſuchte mehrere Minuten lang mit Stangen und Schiffs-

haken auf dem Grunde des Teiches, ohne eine Spur des Körpers zu finden.

Unter den Gästen, welche in den Garten gekommen und jetzt an dem Orte, wo man die Verunglückte suchte, versammelt waren, befand sich auch der Doktor G., ehemaliger Badearzt in T***, der sich seit Kurzem in Wien angesiedelt hatte. Er war ein feiner, unterrichteter Mann, und dem Herrn und der Dame des Hauses, von ihren Badereisen her, wohl bekannt. Der Doktor bezeigte an dem unglücklichen Vorfalle eine mehr als gewöhnliche Theilnahme. Er schien äußerst unruhig, als die Ertränkte längere Zeit nicht aufgefunden wurde. Plötzlich erscholl der Ruf von dem Nachen, man sey auf den Körper gestoßen; bald hernach sah man die weißen Kleider auf der Wasserfläche, und endlich den Körper selbst mit vieler Mühe in den Nachen heben. Der Doktor schrie, man möchte die Verunglückte schnell an das Ufer bringen. Als es geschehen war, machte er sich mit merklicher Ungeduld unter den Umstehenden Raum, um den Zustand der, allem Anscheine nach schon ganz Leblosen, zu untersuchen, und in der Eile die Mittel anzuwen-

den, welche zu ihrer Rettung vielleicht noch möglich waren.

Nach einer kurzen Weile erklärte Doktor G., daß er zwar noch kein sicheres Kennzeichen von Leben entdeckt habe, daß aber Grund genug vorhanden sey, die Möglichkeit eines Wiederauflebens anzunehmen. Er verlangte daher, man solle die Scheintodte in das nächste Gemach des untern Stockwerkes bringen, um alle Versuche, sie wieder in's Leben zurück zu rufen, mit größter Sorgfalt und nach allen Regeln der Kunst vornehmen zu können.

Während Doktor G. und einige Andere, die ihm zur Hand gingen, mit diesen menschenfreundlichen Versuchen beschäftigt waren, zeigten sich mehrere Gäste und fast die ganze Dienerschaft eifrig bemüht, die wahrscheinliche Ursache einer so verzweifelten Handlung zu entdecken, bei welcher Gelegenheit von der armen Kammerjungfer Manches erzählt und behauptet wurde, wovon ihre Herrschaft vorher nie etwas gehört noch bemerkt hatte. Die Kinderfrau gab, nicht eben sehr verblümt, zu verstehen, Jungfer Jeannette sey immer sehr verliebten Temperaments gewesen, und habe, besonders seit einiger Zeit,

ein Auge auf den hübschen Gärtnerburschen gehabt, der ihr aber, spröd' und eitel wie er sey, kein Gehör gegeben. Ein witziger junger Herr ermangelte nicht, eine Nachfolgerin der Sappho in dieser Andeutung zu erkennen, und ein schon ziemlich mannbares Fräulein ward dadurch veranlaßt, sich nach dem Aussehen des neuen Phaon etwas näher zu erkundigen. Der größere Theil der Gesellschaft kam unvermerkt in eine aufgeweckte Stimmung. Als bald nachher Norberg selbst die Nachricht brachte, Jeannette habe unverkennbare Anzeichen von Leben und zurückkehrendem Bewußtseyn gegeben, und der Arzt hoffe, sie bis gegen den Abend ganz zu sich selbst zu bringen, zeigte sich in der Gesellschaft fast allgemein die Neigung, denselben Unfall, der kurz vorher Jedermann in Schrecken versetzt hatte, zu einem Gegenstande der Belustigung zu machen.

Die meisten Gäste schickten sich indeß allmälig an, in die Stadt zurückzukehren. Nach ein paar Stunden befand sich, außer dem Doktor G., meinem Freunde, dem ehrwürdigen Herrn Gregorius Palmer und mir, kein Fremder mehr auf Norberg's Landsitz. Jeannette war körperlich außer Gefahr, aber ihr Gemüth schien

deſtomehr angegriffen. Sie verrieth zuerſt eine ſeltſame Betroffenheit und Beſtürzung, ſich, ungeachtet des Vorſatzes und der That, welche ſie ausgeführt hatte, wieder unter Menſchen und bekannten Gegenſtänden zu finden. Als ſie ſich deutlicher bewußt wurde, daß ihr Vorhaben mißlungen, und ſie bei'm Leben erhalten worden ſey, überfiel ſie eine innere Angſt und Beſchämung, die ſich in einem heftigen Zittern, einem wilden, beinahe konvulſiviſchen Umherſchweifen der Blicke, und in einer Art von Stammeln ausdrückte, als fürchte ſie, durch die Sprache den Zuſtand ihrer Seele zu verrathen. Endlich gleichſam ihres Elends völlig gewiß und darein ſich ergebend, verſank ſie in ein düſteres Hinſtarren und Schweigen, worin der Arzt für nöthig hielt, ſie für's erſte nicht zu ſtören. Man gab ihr eine der Mägde zur Wärterin, und ließ ſie einige Stunden allein.

Doktor G. ſchien ſehr ernſt und nachdenklich über den Gemüthszuſtand der Kranken. Er that einige Fragen an Frau von Norberg über Jeannettens früheres Temperament und Betragen, und ob in den Vorfällen der letzten Zeit kein Anlaß zu der gewaltſamen Gemüthsſtörung

zu bemerken gewesen, welche man als die Ursache ihrer verzweifelten Handlung und ihres jetzigen Seelenzustandes annehmen müßte? Frau von Norberg berichtete, das Mädchen sey immer etwas still und zur Melancholie geneigt, aber fleißig und gutwillig gewesen, auch habe man nie eine besondere Neigung zu Liebeshändeln, oder einen verdächtigen Umgang mit Männern an ihr bemerkt, obwol die alte Susanne jetzt eine sehr alberne Geschichte dieser Art glauben machen wolle. Das Einzige, was sie (Frau von Norberg) an Jeannetten öfters zu tadeln gefunden, sey ihr unmäßiger Hang zum Lesen von Romanen und anderen kopfverwirrenden Büchern, deren man mitunter die seltsamsten, z. B. Jakob Böhme's Schriften, in ihren Händen bemerkt habe.

»Das wäre allenfalls allein genug,« sagte Palmer, »den Verstand einer armen Kammerjungfer wirbelnd zu machen, und sie kopfüber aus dem Fenster oder in einen Teich zu stürzen, wo das Wasser am tiefsten ist.«

»Wenn nicht etwa doch eine geheime Liebelei und deren, vielleicht ernsthaftere, Folgen der Grund von Jeannettens Verzweiflung und Gei-

ſteszerrüttung ſind,« erwiederte der Doktor, »ſo ließe ſich die Sache allerdings auch nach Ihrer Vorausſetzung erklären. Ich habe leider beobachtet, daß manche Selbſtmorde, beſonders in der neueſten Zeit, keine andere Veranlaſſung hatten, als irgend eine verrückte Idee oder Einbildung, welche die Unglücklichen entweder aus ihrer eigenen Unvernunft, oder aus den Reden und Schriften anderer Tollhäusler geſchöpft hatten.«

Der Gegenſtand war zu anziehend, um nicht länger dabei zu verweilen. Norberg äußerte mit Nachdruck ſein Bedauren, ja ſeinen Abſcheu über die höchſt niederſchlagende Wahrnehmung, daß die unglücklichen Fälle dieſer Art, in allen Ländern von Europa, von Jahr zu Jahr noch häufiger werden. Er ſchrieb die Urſache dieſer traurigen Erſcheinung vorzüglich dem, ſtets fühlbarer werdenden, Mangel an wahrer Verſtandesbildung, und an einer daraus entſpringenden planmäßigen Thätigkeit zu, welche unter allen Klaſſen der Geſellſchaft einem unruhigen Treiben und Jagen nach Glück und Auszeichnung, der leidigen Projektmacherei und einer Art von allgemeinem Pharaoſpiel mit den Zwecken des Le-

bens, Platz gemacht habe. Palmer suchte den Grund des Uebels vornehmlich in den Gebrechen der moralischen und religiösen Erziehung unserer Zeitgenossen, in den verworrenen Theorien und verkehrten Grundsätzen mancher Schriftsteller und akademischer Lehrer, endlich in der Lauheit vieler seiner eigenen Amtsbrüder, von denen man mit Wahrheit sagen könnte, daß die Worte des Lebens auf ihren Lippen erstürben. Er fragte, ob man in den Vorträgen der Schulleute und Akademiker, ja, selbst in denen der Kanzelredner, praktische Gegenstände von solcher Art und Wichtigkeit oft genug, und überhaupt mit dem Ernste und auf die eindringende Weise abhandeln höre, wozu die Sache selbst, und die tägliche Wiederkehr solcher schrecklichen Vorfälle jeden, zur öffentlichen Erbauung und Lehre verpflichteten Mann auffordere? Was die Schriftsteller, besonders die Verfasser von Romanen und Theaterstücken, betreffe, so überlasse er es mir, die Vertheidigung ihres Verfahrens in dieser Hinsicht zu übernehmen, wenn ich anders glaubte, daß es zu vertheidigen sey.

Ich konnte nicht läugnen, daß manche Schriftsteller, selbst sehr ausgezeichnete, von dem Vor-

wurfe, zur Verſchlimmerung dieſer Krankheit des Zeitalters beigetragen zu haben, nicht frei zu ſprechen ſeyen. In mehreren unſerer berühmteſten Romane ſey, wie ich nicht in Abrede ſtellen könne, der Selbſtmord als eine ganz natürliche, ſittlich gleichgültige, in gewiſſen Umſtänden unſerer innigſten Theilnahme würdige Handlung, mit der hinreißendſten Beredſamkeit der Leidenſchaft dargeſtellt, und dieſe verführeriſche Sophiſterei eines eben ſo weichlichen als vernunftwidrigen Egoismus ſey nicht bloß dem, von ſeinen krankhaften Gefühlen übermannten Helden des Romans in den Mund gelegt; der Autor ſelbſt ſtimme dieſer ſophiſtiſchen Anſicht bei, und ſcheine, in behaglicher Betrachtung ſeines dichteriſchen Erzeugniſſes, nicht einen Augenblick durch die Befürchtung geſtört zu werden, daß ſolche Lehren und Beiſpiele die verderblichſten Wirkungen auf die unverwahrten Gemüther ſeiner jüngeren Leſer hervorbringen müſſen.

»Laſſen Sie mir den Werther unangefochten,« ſagte Frau von Norberg; »die Wahlverwandtſchaften gebe ich Ihnen allenfalls Preis.«

»Und doch,« erwiederte ich, »iſt gerade bei

jenem berühmten Werke der nicht zu entschuldigende Mangel eines Korrektivs gegen den schädlichen Eindruck, welchen eine so glühende Schilderung auf viele Leser machen könnte, von sehr achtungswerthen Beurtheilern strenge gerügt worden. Lessing, der den Werther bewunderte, wie wir, konnte dem, damals noch sehr jungen Dichter diese Gleichgültigkeit gegen die moralische Wirkung seines Romans nicht verzeihen.«

»Der Dichter,« bemerkte Herr von Norberg, »fand vielleicht noch nicht Zeit, Lessing's Forderung in Erwägung zu ziehen, oder er glaubte wol auch, durch den Beisatz eines solchen moralischen Korrektivs dem ästhetischen Interesse seines Werkes zu viel Abbruch zu thun. — Aber machen es denn unsere neuesten Tragödiendichter nicht noch um Vieles ärger? In ihren Augen ist die Selbstentleibung, wäre es auch die eines kopf- und charakterlosen Phantasten oder eines gemeinen Verbrechers, nicht nur eine sittlich-gleichgültige, sondern eine der Bewunderung höchlich würdige That, welche als tragisches Motiv dem eigentlichen Zwecke des Trauerspieles — der tragischen Erhebung des Gemü-

thes — und allen Forderungen des Aristoteles vollkommen entspricht.«

»Die großen Tragiker des Alterthums,« fiel Palmer ein, »waren hierin anderer Meinung. Sie hielten den Selbstmord nur in sehr wenigen, genau bestimmten Umständen und Gemüthslagen ihrer Helden, der tragischen Behandlung werth und fähig; in den Umständen und der Gemüthslage zum Beispiel, worin sich Ajax, der Telamonide, befand, als er, um der Schmach seiner wahnsinnigen That zu entgehen, sich in Hektor's Schwert stürzte. Der Tod des Herkules und der Antigone kann, wie Sophokles Beider Umstände darstellt, kaum freiwillig genannt werden.«

»So ist es in der That,« fuhr ich fort, »die grauenvolle Selbstentleibung der sich schuldbewußten Phädra und der Jokaste haben die weisen Dichter tief in den Hintergrund der Trauerspiele gestellt, worin sie keinesweges die tragischen Hauptpersonen sind. Eben so verhält es sich bei'm Shakspeare, der es sogar verschmäht hat, den über den Selbstmord grübelnden Hamlet, ja, den verruchten Macbeth und den schrecklichen Richard selbst, durch ihre eigene Hand

fallen zu laſſen. Othello entleibt ſich, um die blinde Raſerei ſeiner blutdürſtigen Eiferſucht zu beſtrafen. Romeo und Julie überheben ſich wenigſtens, in dem tiefen Irrthume ihrer Leidenſchaft, der unglückſeligen That nicht, zu der ſie von einem unvermeidlich ſcheinenden Verhängniß angetrieben werden.«

»Ob der Dichter des Romeo und der Juliette — dieſer höchſt verführenden Apotheoſe reinſinnlicher Liebesglut — in dieſem Punkte leichter zu entſchuldigen ſey, als der Verfaſſer des Werther,« ſagte Eliſa, »wollen wir dahin geſtellt ſeyn laſſen. Was aber manche unſerer neueſten Tragödienhelden betrifft, ſo bin ich darüber völlig mit Ihnen einverſtanden. Dieſe, den Cato und Brutus parodirenden Großſprecher, welche man uns gern für tragiſche Heroen aufbinden möchte, haben mich ſchon lange genug gelangweilt und angeekelt.«

»Das iſt gerade noch das Beſte an ihnen,« bemerkte Norberg; »was uns Ekel und Langeweile verurſacht, kann uns ſchwerlich verführen. — Meinen Sie nicht auch, Herr Doktor?«

»So trägt es wenigſtens bei,« erwiederte Doktor G., »die ſchlaffe Gleichgültigkeit zu ver-

mehren, womit wir ſolche unſinnige und verabſcheuungswürdige Handlungen der unſittlichſten Selbſttäuſchung, von Jugend auf, zu betrachten gewohnt ſind. Unſtreitig haben Sie in den Bemerkungen, welche Jedes von Ihnen vorbrachte, einen Theil der Urſachen angegeben, deren unheilbringender Einfluß vereinigt dahin gewirkt hat und zu wirken fortfährt, die Gräuel der Selbſtmorde in unſeren Tagen immer häufiger zu machen, und dieſe verderbliche Krankheit der Zeit ſelbſt unter Menſchenklaſſen und Lebensaltern zu verbreiten, welche dieſer Seuche bisher unzugänglich geblieben. Laſſen Sie uns jedoch keinem beſondern Stande der Geſellſchaft mehr Schuld an dieſer traurigen Erſcheinung beimeſſen, als billiger Weiſe auf ſeine Rechnung kommen kann. Was auch Einzelne aus dem Stande der Erzieher, Volkslehrer und Schriftſteller in dieſer Hinſicht verſchuldet haben mögen, ſie ſind, wie wir ſelbſt und alle jetzt Lebenden, die Geſchöpfe des Jahrhunderts, und theilen mit uns deſſen Charakter und Schwächen. Sollten ſie allein der Vernachläſſigung ihrer Pflichten angeklagt werden können, wo beinahe Niemand ſeine ganze Pflicht erfüllt,

ja die Meiſten von ſtrenger Tugendpflicht und Recht kaum einen Begriff haben? Darf, in dieſer verderbten Zeit, die ernſte Stimme der Religion und des Sittengeſetzes ſich vernehmen laſſen, ohne ihre Beweggründe von dem Egoismus und der Eitelkeit zu borgen? Die Vernunft ſelbſt ſieht ſich genöthigt, die Maske der Thorheit anzulegen, und ein tändelndes Spiel mit der Schellenkappe der Geckerei zu treiben, wenn ſie ſich unter den erſchlafften, an Verſtand und Willenskraft gleich ſehr erkrankten Zeitgenoſſen Gehör verſchaffen will.«

»Das iſt leider ſehr wahr,« ſagte Palmer mit einem tiefen Seufzer, »Gott ſtraft uns durch Thorheit für unſern Mangel an gutem Willen; die Thorheit aber beſtraft ſich ſelber.«

»Sie machen hoffentlich einige Ausnahmen, lieber Doktor?« ſagte, mit einem eben ſo feinen als gutmüthigen Lächeln, Eliſa.

»Ich ſehe ſolche Ausnahmen vor mir,« erwiederte mit ernſtem Anſtande der Doktor, »und Sie wiſſen, gnädige Frau, daß ich ſo etwas nie als Kompliment ſage. Aber — damit ich Ihnen meine höchſte Achtung durch die größte Aufrichtigkeit bezeuge, — haben Sie ſich in dieſem

Augenblicke ſelbſt befragt, wie viel von dem Adel und der Reinheit der Geſinnungen, von der Stärke und Sicherheit der tugendhaften Grundſätze und Gewohnheiten, welche Sie zu einer dieſer ſeltenen Ausnahmen machen, — wie viel davon Sie der Erziehung, dem guten Beiſpiele, überhaupt einer glücklichen Verkettung innerer und äußerer Umſtände zu verdanken haben, und wie viel Ihrem eigenen Verdienſt?«

»Mein Herr —« ſagte Eliſa mit einem flüchtigen Erröthen.

»Ich bitte um Verzeihung, gnädige Frau!« fiel ihr Doktor G. in's Wort: »Mißverſtehen Sie mich nicht, meine Herren! — Nicht, als ob ich das Verdienſt verkennte oder gering achtete, einer ſolchen Erziehung entſprochen, ſolchen Beiſpielen nachgeeifert, und ſich ſolcher Begünſtigungen der Natur und des Glückes in ſo hohem Grade würdig erwieſen zu haben; — nicht, als ob ich dieſes Verdienſt nicht vielmehr ſehr hochſchätzte! Iſt es doch gerade das, was wir eigentlich das unſerige nennen können, was uns zu Etwas macht, oder zu Nichts. Aber wie Viele gibt es dieſer Ausnahmen? und wie wenig Urſache haben ſelbſt dieſe, auf das ſtolz zu

seyn, was sie über die Masse der Zeitgenossen emporhebt? — Am Ende ist der Beste aus uns nur dadurch gut, daß er sich nicht selbst muthwillig dem Bösen zuwandte, oder, wenn er bereits auf einen Abweg gerathen, einen Fingerzeig der Vorsehung nicht unbeachtet ließ, der ihn auf die Bahn des Rechten zurückführte. Jeder Mensch, der sich selbst kennt, weiß ungefähr, was von seinem Thun und seinem Werthe auf die Rechnung des Geschickes, und was davon auf seine eigene zu setzen ist.«

»Sie haben mir eine gute Lehre gegeben, lieber Doktor,« sagte mit bescheidener Ruhe, Elisa, »aber ich würde meine etwas muthwillige Frage nicht an Sie gerichtet haben, wüßte ich nicht, daß Sie selbst zu den entschiedensten Ausnahmen gehören, welche ich dabei im Sinne haben konnte.«

»Zu den entschiedensten? — Sie spotten meiner, gnädige Frau —« erwiederte kopfschüttelnd der Doktor.

»Wahrlich, nein! nein!« rief Frau von Norberg herzlich.

»Zwar entschieden, — in gewissem Sinne, ja!« fuhr Doktor G., halb in sich gekehrt, fort;

»was in mir etwas taugt, iſt das Entſchiedene. Ich könnte Ihnen eine Geſchichte erzählen, — eine Geſchichte, welche der Frage, die uns beſchäftigt, und dem Falle, wovon dieſe Frage ausging, nahe genug liegt, und worin — doch, verzeihen Sie! ich werde ſchwatzhaft. Das iſt ſonſt mein Fehler nicht; auch gehört die Sache nicht hierher.«

»O, erzählen Sie, beſter Doktor!« bat Eliſa. — »Helfen Sie mir ihn erbitten, meine Herren! Er weiß ſo intereſſante Geſchichten!«

»Wenn Sie vollends eine intereſſante Geſchichte erwarten —« ſagte zögernd und etwas unmuthig Doktor G., als hätte er ſchon zu viel geſagt.

»Ohne Umſtände, lieber Freund,« wendete ſich nun Norberg an ihn, »thun Sie meiner Frau und mir den Gefallen! Es muß eine lehrreiche Geſchichte ſeyn, da Sie ſich in dieſem Augenblicke ihrer erinnern.«

»Es iſt die Geſchichte eines jungen Mannes,« ſagte G. nach einigem Beſinnen, »den ich ſehr wohl kannte, und an dem ich auch jetzt noch Theil nehme.«

»Deſto beſſer, Freund!« antwortete Nor-

berg; »um ſo viel mehr Antheil werden auch wir an ihm nehmen.«

»Nun wohl,« erwiederte Doktor G., »Sie ſollen die Geſchichte hören. Aber zuvor will ich erſt noch ſehen, wie es mit unſerer Kranken ſteht. — Wollen Sie mich begleiten, ehrwürdiger Herr? Die arme Seelenkranke möchte wol Ihres Beiſtandes noch mehr bedürfen, als des meinigen.«

»Von Herzen gern!« erwiederte Palmer, und ſtand auf, um dem Arzte zu folgen.

»Wie gefällt Ihnen unſer Freund G.?« fragte mich Frau von Norberg, als der Doktor mit Palmern das Zimmer verlaſſen hatte.

»Mehr, als ich ſagen kann,« antwortete ich; »der Mann ſcheint alles, was er iſt, ſich ſelbſt und ſeiner eigenen Willensſtärke zu danken zu haben.«

»Die Fingerzeige des Schickſals ausgenommen,« erwiederte Norberg, »welche, wie der Doktor ehrlich ſagt, Keinem fehlen, der auf ſie merken und ſie benützen will. Ich vermuthe,

daß dieſer treffliche Mann, der jetzt ſo voll innerer Haltung, und wie aus Einem Stück gegoſſen iſt, nicht immer ſo einig mit ſich ſelbſt und ſeiner Beſtimmung war. Er ſcheint vielmehr eine zerſtreute, ſtürmiſche Jugend durchlebt zu haben, und erſt durch irgend einen bedeutenden Unfall dahin gebracht worden zu ſeyn, in ſich ſelbſt zurückzukehren, und das Leben, nach einem neuen Plane, gleichſam von vorne anzufangen. Wahrſcheinlich hat die Geſchichte, die er uns zu erzählen verſprach, einige Beziehung darauf. Mir iſt, als ob ich etwas von einer beſonderen Begebenheit gehört hätte, die ſich mit ihm und ſeiner nachherigen Frau zutrug.«

»Er iſt alſo verheirathet?« fragte ich.

»Mit einer ſehr liebenswürdigen Frau,« antwortete Eliſa, »in deren Geſellſchaft wir, bei unſerem zweimaligen Aufenthalte in T***, mehrere ſehr angenehme Stunden zubrachten.«

»Wirklich, ein recht liebenswürdiges Geſchöpf,« wiederholte Norberg, »und ihrem Manne mit einer Innigkeit zugethan, die man ſehen muß. — Nun, Sie werden ſie ja wol kennen lernen. — Aber kommen Sie jetzt, Freund! Ich habe über alle dem Schreck und der Unruhe ganz

vergeſſen, daß ich Ihnen die zwei neuen Zeichnungen zeigen wollte, die mir unſer junger Maler geliefert hat. Sie ſind beide nach meiner eigenen Angabe entworfen, und ſtellen Momente einer Begebenheit vor, deren Zeuge ich war, und von der ich allenfalls auch eine Geſchichte erzählen könnte. — Nun, kommen Sie nur! Eliſa iſt indeſſen ſo gefällig, uns den Thee bereiten zu laſſen.«

Als wir in Eliſens Beſuchzimmer zurückkamen, fanden wir ſie mit dem Arzte und Herrn Palmer im Geſpräch über Jeannettens Zuſtand. Das arme Mädchen ſchien etwas ruhiger, nahm auch einige Mal Arzenei, was ſie früher mit Abſcheu verweigert hatte. Ueber den Anblick des Herrn Palmer, dem ſie ſonſt immer viel Ehrerbietung erwieſen, ſchien ſie anfangs ſehr betroffen; ſie ſchlug die Augen verwirrt nieder und gab keine Antwort, als er ſie freundlich um ihr Befinden fragte. Nach und nach, da er fortfuhr, in ſeinem ſanften Tone, mehr an den Arzt und die Wärterin, als an ſie, verſchiedene

Reden, darunter auch Worte der Erbauung zu richten, wagte sie es jedoch, einige scheue Blicke gegen ihn zu erheben, und endlich schien eine wehmüthige Sehnsucht und eine Art Vertrauen zu dem würdigen Mann in ihrem beängstigten Gemüthe zu erwachen. Der Arzt, welchem diese Wendung zum Besseren nicht entging, hielt es nun für rathsam, den wohlthätigen Eindruck, den Palmers Erscheinung auf die Kranke zu machen anfing, mit Behutsamkeit zu nähren, ohne für heute einen Versuch zu wagen, sie zu einer Aeußerung über ihren Seelenzustand zu bringen, welcher einer Mittheilung noch nicht fähig schien. Indem der Doktor davon sprach, daß Herr Palmer und er selbst sie morgen wieder besuchen würden, gab er jenem einen Wink, sich zurückzuziehen. Nachdem Palmer Jeannetten noch ein paar theilnehmende Worte gesagt, welche diese mit einem schmerzlichen Lächeln erwiederte, verließen sie die Kranke in einer ungleich beruhigteren Stimmung, als Doktor G. noch kurz vorher hoffen zu dürfen glaubte.

»Der liebe, ennuyante Thee,« wie Frau von Norberg ihn nannte, wurde herumgegeben, und nachdem die Bedienten sich entfernt hatten, un-

terließ die Dame des Hauses nicht, den Doktor an sein Versprechen zu erinnern.

»Der Freund, dessen Geschichte ich erzählen will,« fing Herr G. an, »war der Sohn ehrlicher, ziemlich wohlhabender Bürgersleute. Da er der einzige Sohn und Erbe war, hatte man ihn zum Studieren bestimmt, wozu er auch hinlängliche Fähigkeiten besaß. Er machte in den unteren Klassen bedeutende Fortschritte, und galt, bei seinem Austritt aus dem Gymnasium seines Geburtsortes — eines nahrhaften Städtchens in B — n, — für ein kleines Wunder an Gelehrsamkeit. Mit dem Segen seiner Aeltern und allen Bedürfnissen sattsam ausgestattet, kam er auf der hohen Schule in der Hauptstadt der Provinz an.«

»Der junge Mensch — wir wollen ihn Albert nennen, — fand sich bald in die großstädtische Lebensweise, war aber nicht wenig verwundert, daß sich eben Niemand viel um ihn bekümmerte. Auf der Universität gab es bessere Köpfe als ihn, und sein Einkommen, obwohl es

ſein Vater im Laufe des erſten Jahres verdoppelte, reichte nicht hin, den Sohn eines kleinſtädtiſchen Rathsmannes unter den jungen Leuten der Provinzial-Hauptſtadt bemerkbar zu machen. Eine Zeitlang ſetzte Albert ſeine Studien mit Fleiße fort; aber die Trockenheit mancher Gegenſtände, noch mehr die Pedanterei einiger Profeſſoren, fingen an, ihm Langeweile zu verurſachen. Der Mangel an ſchmeichelnder Aufmunterung, an die er in ſeiner Vaterſtadt gewöhnt war, ſchlug ſeinen Eifer nieder; unverdiente Zurückſetzungen, welche er erfahren zu haben glaubte, machten ihm die ganze akademiſche Einrichtung vollends verhaßt und verächtlich. Er beſuchte die Kollegien weniger ordentlich; dagegen las er, ohne Auswahl, und zum Theil ohne Vorbereitung, eine Menge Bücher aus allen Fächern der Literatur, und warf ſich endlich mit Leidenſchaft auf metaphyſiſche Unterſuchungen, bei welchen einige der dunkelſten und gefährlichſten Schriftſteller, der älteren wie der neueſten Zeit, ſeine Führer wurden. Albert ward abwechſelnd Materialiſt, Skeptiker, Idealiſt und Naturphiloſoph. Mit der Medicin, welche er als Berufswiſſenſchaft zu betreiben

angefangen, beschäftigte er sich von jetzt an nur nebenbei und stückweise; doch versäumte er nicht, in der Anatomie und Physiologie, deßgleichen in der Chemie und Botanik, welche ihn reinwissenschaftlich interessirten, einen guten Grund zu legen. Das Fakultätswesen verachtete Albert gänzlich; er war nicht Willens, sich promoviren zu lassen, noch eine bestimmte Beschäftigung zu ergreifen, sondern gedachte, in völliger Unabhängigkeit, seine Geistesgaben auf irgend ein großes Werk oder Unternehmen zu verwenden, wozu es, wie er sich einbildete, in einer so bewegten, verhängnißvollen Zeit, weder an Gelegenheit noch an Mitteln fehlen könnte.«

»Auf solche Weise hatte Albert alle Anlagen, ein großer Phantast, nach Umständen wohl auch etwas Schlimmeres zu werden. In seiner Lebensweise war er übrigens weniger ausschweifend und unsittlich, als regellos und fahrlässig. Er verschwendete gerade nicht, gab aber gewöhnlich mehr aus, als er hatte; daher er auch öfter in Geldverlegenheiten gerieth, woraus ihn sein Vater nicht ohne Anstrengung, und zuletzt nur durch eine eigene Pfandschuld zu be-

freien vermochte. Aus dem väterlichen Hause kamen dagegen auch von jetzt an wiederholte Klagen und Vorwürfe, welche Alberts Stolz verletzten, ohne ihn um Vieles klüger in seiner Aufführung zu machen. Eine zufällige Verbindung mit einigen jungen Leuten von ähnlicher Denk- und Lebensart, in welche er damals verwickelt wurde, trug noch mehr dazu bei, Alberts Anhänglichkeit an seine Familie zu vermindern, und ihn auf der Bahn, die er bewußtlos eingeschlagen hatte, rasch vorwärts zu treiben. Diese jungen Leute, größtentheils nicht ohne Talente und Kenntnisse, aber voll excentrischer Weltansichten, und ganz erfüllt von dem Dünkel, bei einer neuen Gestaltung der Zeitverhältnisse bedeutende Rollen zu spielen, standen, wie Albert erst nach und nach erfuhr, in einem weitverbreiteten Zusammenhange mit anderen jungen Männern und Jünglingen von gleicher Sinnesart, in verschiedenen Gegenden Deutschlands. Ihr eingestandener Zweck war, das Vaterland von fremder Zwingherrschaft zu befreien, zugleich aber beschäftigten sie sich mit weitaussehenden Entwürfen zu einer gänzlichen Umgestaltung aller inneren und äußeren Verhältnisse

der Gesellschaft, ja des Lebens selbst, welche, so wie das Reich der Künste und Wissenschaften, auf durchaus neue, allein gültige Principien gegründet werden sollten. Diese Entwürfe waren zum Theil so ausschweifend und auffallend abgeschmackt, daß dem natürlichen Verstande Alberts das Ungereimte und Nichtige darin unmöglich verborgen bleiben konnte. Von der andern Seite aber schien gleichwohl manchem dieser Entwürfe und Verbesserungsplane so viel Wohlmeinendes zum Grunde zu liegen, die Begeisterung ihrer Urheber und Anhänger war so hinreißend, und schon der nächste Zweck, zu dem sie sich bekannten, war so wichtig und lobenswerth, daß mein junger Freund nicht umhin konnte, sich dem Interesse und den Absichten seiner neuen Lebensgefährten immer mehr anzuschließen.«

»Aus dem nördlichen Deutschland erscholl jetzt der Ruf eines neuen Feldzuges, und mehrere von Alberts Gesellschaftern schickten sich an, die Universität zu verlassen, um dem großen Unternehmen des Befreiungskrieges beizutreten. Albert erschöpfte seinen Kredit, um die Mittel zur Ausrüstung seiner jungen Freunde

herbeiſchaffen zu helfen. Er ſelbſt nahm ſich vor, ihnen ſo bald zu folgen, als es ihm gelungen ſeyn würde, von ſeinen Aeltern die Erlaubniß dazu, nebſt einer neuen Geldunterſtützung zu erlangen. — Die unerwartete Nachricht von dem Tode ſeines Vaters, den inzwiſchen plötzlich ein Schlagfluß hinweggerafft hatte, unterbrach dieſen Taumel politiſcher Begeiſterung. Ein Schreiben des einſtweiligen Werkführers ſeiner Mutter forderte Alberten dringend auf, unverzüglich nach Hauſe zu kommen, indem ſowohl der höchſt bedenkliche Geſundheitszuſtand ſeiner Mutter, als die Lage, worin ſich das Gewerbe und die Vermögensumſtände der Familie befänden, ſeine Gegenwart unumgänglich nöthig machten.«

»Die Verlegenheit des jungen Mannes war nicht gering. Er hatte ſeit längerer Zeit geahnet, daß die Umſtände ſeines Vaters entweder in Verfall gerathen, oder nie ſo glänzend geweſen ſeyn müßten, als er wol früher ſich vorgeſtellt hatte. Zugleich liebte er ſeine Mutter wahrhaft; er wußte, daß ihre Geſundheit ſchon ſeit Jahren ſchwach und leidend geweſen, und beſorgte daher, nach dem erſchütternden Verluſte,

den sie so eben erlitten, das Schlimmste. Der Gedanke, sie zu verlieren, vielleicht sogar, ohne sie noch einmal zu sehen, beunruhigte ihn auf's Aeußerste. Von der andern Seite konnte er kaum wagen, seinen jetzigen Aufenthalt zu verlassen, ohne zuvor seine Gläubiger befriedigt zu haben, deren Forderungen in der letzten Zeit, durch seine unbedachtsame Großmuth, sehr bedeutend erhöht worden. Ein alter Freund seiner Aeltern, dem er seine peinliche Lage entdeckte, schaffte unvermuthet Rath und Hülfe. Er verbürgte sich bei Alberts Gläubigern für dessen sichere Zurückkunft, und nun eilte der junge Mann seiner Heimath zu, mit Empfindungen, die von denjenigen sehr verschieden waren, mit welchen er sie vor fünf Jahren verlassen hatte.«

»Albert fand seine Mutter körperlich so krank und hinfällig, als er befürchtet, ward aber auf's Höchste überrascht und erschüttert durch den noch trostloseren Zustand, worin er den Geist und das Gemüth dieser theuern Person erblickte. Die vollständigste Geisteszerrüttung hatte sich der Unglücklichen, gleich nach dem plötzlichen Tode ihres Gatten, bemächtigt. Zwar erkannte

sie ihren Sohn, und eine Aufwallung der innigsten Freude schien ihr für einige Augenblicke das volle Bewußtseyn ihrer selbst zu geben: aber dieser Moment zärtlicher Verzückung war das letzte Aufflackern ihres geistigen Lebenslichtes; denn bald versank sie wieder in ein düsteres Sinnen und Hinstarren, dessen schauerliches Dunkel nur von Zeit zu Zeit durch das Wetterleuchten des Wahnwitzes erhellt wurde. Eine fixe Idee schien mit furchtbarer Klarheit vor ihrer gestörten, ganz in Nacht verhüllten Seele zu stehen; sie glaubte eine Stimme von jenseits zu hören, und horchte auf sie mit gewaltsamer Anstrengung, als wolle sie den Sinn tiefer Orakelsprüche ergründen. Aber es waren Worte ohne Inhalt, die sie hörte, und die Stimme tönte gleich hohlem Erz: — da schauderte dann die Unglückliche in sich selbst zusammen und sagte unmuthig, aber kalt: »es ist Nichts, und Alles ist aus, und gewesen.«

»Was Albert je in den bodenlosen Tiefen der spitzfindigsten Metaphysik ergrübelt zu haben glaubte, reichte nicht von fern an die schreckliche Klarheit, welche diese wahnwitzigen Worte für ihn hatten. Er floh entsetzt aus der Nähe ei-

nes Wesens, das ihn sonst mit den stärksten Banden der Liebe und des Vertrauens an sich gezogen. Mit Ungeduld erwartete er den Arzt seiner Mutter, um einigen Aufschluß über diese furchtbare Erscheinung zu erhalten. Der Arzt erklärte die Gemüthsstörung als die natürliche Folge des heftigen Schreckens, in einem durch Krankheit auf's Aeußerste geschwächten Körper. Den Ursprung und die Gestaltung der fixen Idee schrieb er dem Umstande zu, daß Alberts Mutter, die ihren sterbenden Gatten nicht einen Augenblick habe verlassen wollen, Zeuge der eben so beängstigenden als vergeblichen Anstrengung gewesen, welche dieser ein paar Stunden angewendet, um sich mit gelähmter Zunge noch verständlich zu machen. Auch von der Leiche habe sie sich nicht entfernen wollen, und eben da scheine die wahnsinnige Vorstellung in ihr entstanden zu seyn. Mit ängstlicher Aufmerksamkeit habe sie ihre Blicke an die geschlossenen Lippen des Todten geheftet, als wolle sie ihnen jetzt noch abhorchen, was er nicht mehr hatte aussprechen können. Der Arzt glaubte übrigens Alberten, bei den hoffnungslosen Umständen seiner Mutter, mit der Versicherung trösten

zu müſſen, daß ihre Leiden in wenigen Tagen geendigt ſeyn würden.«

»Albert ſuchte ſich nun der qualvollen Vorſtellungen, welche der erſte Anblick ſeiner ſinnberaubten Mutter in ihm erweckt hatte, ſo weit als möglich zu entſchlagen, und nachdem er zu ihrer Pflege alles Thunliche angeordnet, ſäumte er nicht, ſich in die Kenntniß der übrigen Lage des Hauſes zu ſetzen. Er fand die Vermuthungen beſtätigt, die er von dem ungünſtigen Vermögensſtande ſeiner Aeltern gefaßt hatte. Mehrere Verluſte in übelgerathenen Unternehmungen, dabei die nicht unbeträchtlichen Summen, welche Albert ſelbſt ſeinem Vater gekoſtet, hatten deſſen frühere Wohlhabenheit zerſtört, und nach Abzug deſſen, was Vater und Sohn ſchuldig waren, blieb als Alberts künftige Erbſchaft ſehr wenig übrig. Alberts Vormund, ein Nachbar und Gewerbsgenoſſe ſeines verſtorbenen Vaters, machte dem Sohne den Vorſchlag, das väterliche Geſchäft um eine gewiſſe Summe zu übernehmen, zu welchem Behuf er Alberts Mündigkeitserklärung bei dem Stadtrathe zu bewirken auf ſich nahm. Nichts konnte dem jungen Manne, in der Lage und Stimmung, worin er

sich befand, erwünschter seyn, als dieser Antrag. Er wartete bloß den Tod seiner Mutter ab, der, wie der Arzt vorausgesagt, in Kurzem erfolgte, um das Geschäft mit dem Nachbar abzuschließen, ordnete dann die älterliche Verlassenschaft, tilgte seines Vaters Schulden, und nahm den Rest seiner kleinen Erbschaft in Besitz, um seine Heimath für immer zu verlassen.«

»Albert sah sich nun in der weiten Welt allein, frei und Herr seines Schicksals. Alle die Bande, welche ihn bisher, schwach genug, an das häusliche und bürgerliche Leben geknüpft hatten, waren aufgelöst. Ein Gefühl, zwischen tiefer Schwermuth und unbegränztem Freiheitstrieb getheilt, beengte und erweiterte seine Brust. Er gedachte seines Vaters, den ein unzeitiger Tod, mitten unter den Sorgen und vereitelten Entwürfen einer redlichen, aber übel belohnten Arbeitsamkeit dahingerafft; er gedachte seiner Mutter, welche ein Leben voller Hingebung und frommen Glaubens in der Angst sinnverwirrter Verzweiflung geendigt; er gedachte seines eigenen werth- und zwecklosen Daseyns: — und der düstere Gedanke stieg zum ersten Mal in ihm auf, daß es in seiner Macht stehe, ein Le-

ben wegzuwerfen, deſſen Laſt und Beſchwerden durch den Preis nicht vergolten würden, welchen es dafür zu biethen vermöge. Er fühlte eine Art Erhebung in der ſchauerlichen Vorſtellung, daß es von dem freien Willen des Menſchen abhänge, über das Räthſel des Lebens eine entſcheidende Frage an das Schickſal zu ſtellen, und mit kalter Faſſung an die dunkle Pforte zu pochen, welche die Geheimniſſe der Zukunft verſchließt.«

»Mit ſolchen Gedanken und Empfindungen verfolgte Albert ſeinen Weg nach der Hauptſtadt der Provinz, in welche er zurückeilte, um die Bürgſchaft ſeines alten Freundes und ſeine eigene Ehre einzulöſen. Auch erwartete er da Briefe oder Botſchaft von ſeinen Univerſitätsfreunden zu finden, deren wahrſcheinliche Großthaten und Schickſale jetzt allein noch einige Theilnahme und Lebensluſt in ihm erregten. Ungefähr auf der Halbſcheid ſeines Weges begegneten ihm die Nachricht von der verlornen Schlacht bei Jena, und Gerüchte über die nächſten Folgen dieſer unſeligen Niederlage, wodurch das Geſchick des Feldzuges, und vielleicht von Deutſchland, bereits entſchieden ſchien. Ein ab-

spannendes Gefühl der widrigsten Art überschlich Alberts Seele; es lag noch mehr von der Bitterkeit der Vereitelung einer thöricht genährten Hoffnung darin, als von der herben Empfindung des Schmerzes über einen wirklich erlittenen großen Verlust. — »Das ist der Ausgang würdiger Unternehmungen,« sagte er zu sich selbst, »und mit solchem Erfolge krönt das Geschick das eitle Bestreben nach dem Edlen und Großen! — Fahre hin, thörichter Wahn von einem neuen Reiche der Tugend und Freiheit! Nichts gedeiht auf der Erde, als der Bund der Gewalt und des Schlechten.«

»In der Hauptstadt der Provinz angekommen, säumte Albert nicht, seine Geldverhältnisse in Ordnung zu bringen. Was, nach Ausgleichung seiner Verbindlichkeiten, ihm zur Verfügung blieb, reichte gerade hin, sein Vorhaben, den Feldzug als Volontär mitzumachen, in's Werk zu setzen. Zwar waren seine Hoffnungen, und auch sein Enthusiasmus für die Sache, tief herabgestimmt; aber er hatte es sich und seinen jungen Freunden versprochen, und in jedem Falle war es der natürlichste und ehrenvollste Weg, aus einem Leben zu scheiden, das

er nie geliebt hatte, und nun zu haſſen anfing. Er meldete ſich daher ohne Zeitverluſt bei der Behörde, um die Erlaubniß zu erhalten, aus dem Lande zu gehen und in fremde Kriegsdienſte zu treten. Zu ſeinem Erſtaunen und ſeinem großen Verdruſſe, wurde ihm dieſe Erlaubniß verweigert. Die Gründe, welche man dafür anführte, ſchienen ihm höchſt willkührlich und unſtatthaft; er nannte Tyrannei, was man für bürgerliche Ordnung und für die einfachſte Pflicht der äußeren Staatskunſt ausgab.«

»In aufgeregter Stimmung, noch mehr der Verachtung als des Unwillens, über eine ſolche vermeinte Willkühr und engherzige Politik, verließ Albert den Staatsbeamten, mit dem er dieſe Angelegenheit zu verhandeln gehabt hatte. Da ihm die einzige Laufbahn des thätigen Lebens verſchloſſen war, an welcher er noch einiges Intereſſe genommen, kehrte er unmuthig zu ſeinen Büchern und in den Irrgarten der Spekulation zurück, worin er bis jetzt wenigſtens noch die angenehmſte Zerſtreuung gefunden. — Er las ſeine Lieblingsſchriftſteller wieder, aber er fand nicht mehr in ihnen, was ſie ihm ſonſt geweſen waren. Plato dünkte ihm zu träume-

risch, Sextus zu spitzfindig; im Spinoza zeigte sich ein Schein der Wahrheit, aber das Ganze blieb räthselhaft und dunkel; Bayle schien ihm zu witzelnd und schwatzhaft, Descartes und Mallebranche völlig abgeschmackt; von Hume fühlte man sich angezogen, aber seine Philosophie war doch nur auf ein geistreiches Spiel abgesehen; von Kant verdroß es unsern Freund, daß er, über seine Kritik hinaus, noch etwas Positives habe aufstellen wollen; Fichte und Schelling noch einmal zu lesen, fand er weder der Zeit noch der Mühe werth. Das Ende von dem Allen war, daß ihn die Spekulation nicht weniger anekelte, als die Wirklichkeit, und daß er die Bücher von sich warf, die ihm nicht einmal eine erträgliche Zerstreuung zu verschaffen vermochten.«

»In dieser Lage des Gemüths erhielt Albert einen Brief von einem der jungen Männer, welche den Befreiungszug mitgemacht hatten. Es war gerade derjenige, der die Sache anfangs mit dem größten Eifer und Aufsehen betrieben hatte. Der junge Mann meldete, daß zwei seiner Gefährten — eben die, welche Albert stets am meisten geliebt — in einem un-

bedeutenden Scharmützel erschossen worden wären; von sich selbst gestand er, daß er des Kriegführens müde und Willens sey, sich um ein kleines bürgerliches Aemtchen zu bewerben, wenn ihn Jemand dabei mit etwas Geld unterstützen wolle. — Dieser Brief entschied über Alberts bisher noch schwankende Entschließung. Voll der hochsinnigen Ironie, welche das Leben für Nichts achtet, setzte er sich hin, dem zum Spießbürger gewordenen Ausreißer des Befreiungsheeres zu antworten. Er wünschte ihm Glück, so großen Gefahren entgangen zu seyn, und alles Gedeihen bei seinem rühmlichen Vorhaben; als Andenken an einen alten Bekannten, den er schwerlich je wieder sehen werde, ersuchte er ihn, die unbedeutende Summe — ungefähr die Hälfte von Alberts Baarschaft — anzunehmen, welche er beischließe, und die ihm (dem guten Freunde) zu seiner neuen Einrichtung vielleicht willkommen seyn werde. Ueber den Rest seines Geldes und seiner übrigen kleinen Habe schrieb Albert dann eine kurze Verfügung nieder, zu Gunsten eines lustigen Gesellen, mit dem er einige Male gelacht und getrunken hatte. Hierauf erhob er sich mit ungewöhnlicher Heiterkeit, und indem er

sich in Gedanken an seine im Felde gebliebenen jungen Freunde wendete, gelobte er ihnen und sich selbst, noch heute im Reiche der Geister, oder wenigstens in dem Schooße der alten Mutter Erde, mit ihnen vereinigt zu seyn. Er nahm seine Pistolen, — ein Angedenken von einem der Abgeschiedenen, der sie, gegen ein Paar andere von Albert, mit diesem vertauscht hatte, — aus dem Schranke, worin sie, von der Reise noch geladen, verschlossen waren; untersuchte, ob Alles daran in gehörigem Stande sey, und steckte sie zu sich; sah dann nach der Uhr, deren Zeiger auf halb Achte wies, und mit Rabelais's Worten: »Allons éprouver ce grand peut-être!« schritt er zur Thür hinaus, um nach einem kleinen Gehölze vor dem Stadtthore zu gehen, wo er mit seinen verstorbenen Freunden noch am Abend vor ihrer Abreise gewesen, und wo er jetzt seinen Vorsatz auszuführen entschlossen war.«

»Es fing an, dunkel zu werden, als er durch die Straßen ging. An der Ecke eines Seitengäßchens sprach ihn ein junges Mädchen mit schüchternen, kaum vernehmlichen Worten an. Unangenehm aus seinem Tiefsinn aufgestört,

warf er nur einen flüchtigen Blick auf sie, und war im Begriff, seinen Weg fortzusetzen; aber die Kleine kam ihm nach und flüsterte, beinahe zitternd: »Darf ich Sie begleiten, mein Herr?« — Unwillig darüber, daß sich das leichtfertige Geschöpf ihm aufdränge, gebot ihr Albert in einem strengen Tone, ihn sogleich zu verlassen. Da brach das Mädchen in ein lautes Weinen aus und sagte, sich von ihm abwendend: »O Gott! es ist schrecklich!« — Albert, durch dieses seltsame Benehmen aufmerksamer gemacht, blieb stehen und beobachtete das Mädchen noch einige Augenblicke. Sie war dürftig, aber reinlich gekleidet, von schlanker, zierlicher Gestalt, und schien kaum sechszehn Jahre alt zu seyn. — Albert rief ihr zu, und da sie sich wieder gegen ihn gekehrt, trat er ihr näher und reichte ihr ein Silberstück. Sie dankte schweigend, aber ihre Thränen flossen stärker. — »Wer sind Sie?« fragte nun Albert, »und welcher böse Geist verleitete Sie, ein so unglückliches Gewerbe zu ergreifen?« — Die Stimme der Kleinen brach unter gewaltsam unterdrücktem Schluchzen; sie konnte lange kein Wort hervorbringen. — »Ich bin eine Unglückliche,« fing sie endlich stotternd

an, »welche die Hartherzigkeit der Menschen nöthigt, zur Rettung eines in Krankheit und Elend verschmachtenden Vaters, sich selbst anzubieten, weil ein armes Geschöpf, wie ich, nichts anderes besitzt, was in den Augen des üppigen Reichen einen Werth hat.« — »Wie?« rief Albert stutzend. — »Ich habe oft mit Abscheu verweigert,« fuhr das Mädchen mit mehr Fassung und mit einiger Würde fort, »was heute die äußerste Verzweiflung Ihnen selbst bot.« — »Woher diese Verzweiflung?« fragte Albert. — »Mein armer Vater vergeht hülflos unter den furchtbarsten Gichtschmerzen, von denen gelähmt er seit acht Wochen darnieder liegt,« erwiederte das Mädchen, »und unsere Hausleute haben gedroht, ihn morgen auf die Straße zu werfen. Wir haben weder Geld noch Geldeswerth, kaum die nöthigsten Kleidungsstücke; seit acht Tagen ist mein Vater ohne Arzenei, heut' und gestern hat er nichts Warmes genossen. Ich habe Handarbeit gemacht, und keine Käufer gefunden; ich habe für meinen Vater — gebettelt; — man drohte mir, mich einsperren zu lassen. Mehrere Männer, die ich verschämt um eine Gabe anflehte, boten mir viel Geld, wenn ich mit ihnen

gehen wollte, und mißhandelten mich, wenn ich ihre rohen Liebkosungen abwies. Die Noth dieser letzten Tage, die heutige Drohung des Wirthes, die gewiß erfüllt wird, wenn wir ihn nicht bezahlen können, haben mir alle Besinnung geraubt. In der Angst der Verzweiflung ging ich auf die Straße und — traf zuerst auf Sie, mein Herr.« — »Habt Ihr gar keinen Freund oder Bekannten in der Stadt?« fragte Albert weiter. — »Ach Gott, mein Herr!« stotterte das Mädchen, »wir sind fremd und landesflüchtig.« — Führe mich zu Deinem Vater, Mädchen,« sagte Albert, »ich will mich überzeugen, ob Du die Wahrheit sprachst.« — Die Kleine trocknete schnell ihre Thränen, und erwiederte freudig: »Folgen Sie mir, mein guter Herr, und Gott segne Sie, wenn Sie dem ärmsten und besten der Väter einigen Trost bringen!«

Albert ging düster und schweigend neben dem Mädchen, das ihn in ein schmales, schlecht aussehendes Haus führte, drei Treppen hoch, wie seine Begleiterin entschuldigend sagte, in die Dachstube. Es war schon finster auf der Treppe; das Mädchen mußte vorausgehen und Alberten

bei der Hand faſſen, um ihm den Weg zu zeigen. Er fühlte die kleine warme Hand in der ſeinigen pulſiren; in dem Augenblicke ſtieß ſein Arm an die Piſtole, die er in der Bruſttaſche ſeines Ueberrockes trug. Ein Schauder überlief ihn; die That, welche zu vollbringen er ausgegangen war, ſtand mit einem Mal in ihrer ganzen Gräßlichkeit vor ihm. Die gedankenloſe Zerſtreuung, womit er dem Mädchen gefolgt, war plötzlich verſchwunden. — Sie traten in die Stube, worein durch das Fenſter noch ein ſchwaches Dämmerlicht fiel. — »Biſt du es, Luiſe?« rief eine matte Stimme aus der Ecke des Stübchens. — »Ja, mein Vater,« antwortete das Mädchen, »und ich bringe einen Herrn, der unſern Jammer kennen lernen will.« — »Ach, mein Kind!« ſeufzte der Vater, »ich habe Dich mit großer Unruhe erwartet. Der Hausherr kam nach Deinem Weggehen herauf, um mir ſehr harte Dinge zu ſagen, und mir noch einmal anzukündigen, daß wir morgen früh die Stube räumen müßten.« — »Der Himmel wird uns nicht ganz verlaſſen, mein guter Vater!« erwiederte Luiſe beruhigend. »Verziehen Sie einen Augenblick, mein Herr,«

sagte sie dann zu Albert, ihm einen Stuhl rückend, »ich will nur unsere kleine Nachtlampe anzünden.«

»Albert hörte die Gestalt in dem Winkel des Kämmerchens leise ächzen. Er trat näher, und richtete einige tröstende Worte an den Kranken: — »Sind Sie ein Arzt, mein Herr?« fragte dieser mit schwacher Stimme. — Albert hatte nicht den Muth, es zu bejahen, noch zu verneinen. Er hoffe, sagte er, dem Leidenden einige Milderung zu verschaffen. — Luise trat jetzt mit der Lampe herein. Der Kranke lag, schmerzhaft zusammengekrümmt, auf einem schlechten, doch nicht unreinlichen Bette, nur dürftig mit einem alten Mantel zugedeckt. Ein Wasserkrug und eine halbzerbrochene Theeschale standen auf einem hölzernen Stuhle neben dem Bette. Das blasse, abgemagerte Gesicht trug die Spuren langer körperlicher Leiden, und eines vielleicht noch längeren tiefen Seelenkummers; dennoch lag etwas Edles und zugleich ungemein Gutmüthiges in den von Schmerz und Betrübniß gefurchten Zügen. Der Leidende hatte seine hülfesuchenden Blicke mit dem Ausdruck demüthigen Vertrauens zu Albert gewen-

det, der ſchweigend, mit ſichtlich wachſender Theilnahme auf ihn niederſah. Mehrere Fragen, welche Albert über die Symptome und den Verlauf ſeiner Krankheit an ihn richtete, beſtärkten Luiſens Vater in der Meinung, daß es ein Arzt ſey, den ſeine Tochter mitgebracht hatte. Er klagte, daß die Härte des Hauseigenthümers ihm ſeine Verwendung und ſelbſt das nöthige Armuthszeugniß verweigert habe, um in das Hospital aufgenommen zu werden. Sein Uebel, ſagte er dann, ſey durch den Mangel an ärztlicher Hülfe, durch die unangemeſſene Nahrung, und durch das Uebermaß von Sorgen und Kummer, welche ſein und ſeiner Tochter verlaſſener Zuſtand ihm verurſacht, in den letzten vier oder fünf Wochen äußerſt verſchlimmert worden. Der erſte heftige Anfall der Gichtſchmerzen, woran er übrigens ſchon ſeit Jahren gelitten, habe ihn auf der Reiſe ergriffen, und ſey, durch eine zweitägige Fahrt in einem offenen Wagen, bei kaltem, naſſen Wetter, in die gefährlichſte Ausartung übergegangen, welche mit einer beinahe allgemeinen Lähmung und Verrenkung der Glieder ſich endigte. In dieſem Zuſtande ſey er vor zwei Monaten hier angekommen, entblößt von

Allem, was zu seinem Unterhalt und zu seiner Heilung erforderlich gewesen wäre. Der zweimalige Besuch des Bezirksarztes, gleich in den ersten Tagen seiner Ankunft, sey der einzige Beistand, den er in dieser traurigen Lage gefunden; seine arme Tochter habe, er wisse selbst nicht, durch welche Mittel, seither ihm und sich selbst kümmerlich das Leben gefristet, in den letzten Tagen aber habe ihre Unruhe, der Mangel des Unentbehrlichsten sogar, und endlich die grausame Drohung des Hauswirthes ihn befürchten lassen, daß alle Hülfsmittel erschöpft und sie Beide bestimmt seien, im schmählichsten Elend umzukommen.«

»Das verhüte Gott!« sagte Albert, in seinem Innersten ergriffen und erschüttert, »denn es ist ein Gott, und er läßt seine Sonne scheinen über Gute und Böse. — Geschwind, gute Luise! Nehmen Sie dieses Geld, und verschaffen Sie Ihrem Vater alle Erleichterung, die sein Zustand möglich macht. Für Medizin und andere ärztliche Hülfe werde ich selbst sorgen. Mit dem Hauswirth will ich morgen sprechen; Sie sollen nicht auf die Straße geworfen werden, armer Vater! noch Sie, gutes Kind! — Für

jetzt gute Nacht! Wir sehen uns bald wieder.«

»Verwunderung, Freude, Dankbarkeit, Gefühle der innigsten Andacht und des beseligendsten Glaubens an Gottes waltende Vorsicht überraschten und überwältigten zugleich das Herz des Vaters und der Tochter. Luise sank auf ihre Knie, die gefalteten Hände und die entzückten Blicke zum Himmel erhebend. Der Alte vergaß einen Augenblick seine Schmerzen und die Unvermögenheit seiner gelähmten Glieder; er suchte im Bette sich aufzurichten, und, vom Schmerz daran verhindert, rief er gleichwol freudetrunken: »O, bleiben Sie, mein Herr! daß wir Gottes Gnade in Gegenwart seines Boten dankend verehren!«

»Nein, nein!« erwiederte Albert hastig, »Ihm dankt, nicht mir; — und nun nichts mehr für heute!«

»Und Sie könnten uns verlassen,« sagte der Alte, »sogar, bevor Sie wissen, wen Sie gerettet, und ob er auch Ihrer Großmuth werth ist?«

»Wer Du auch seyst, Mann, und was Du auch, oder — was selbst sie, dieses Bild der

Unschuld, verbrochen haben möge, — der Augenblick, der uns zusammenführte, um Euch durch mich, und mich durch Euch zu retten, — dieser Augenblick versöhnt und entsündigt Alles. Ich bin nicht besser als Ihr, und wäret Ihr von den Schlimmsten; o Gott, gewiß nicht! — Gute Nacht noch einmal!«

»Albert stürzte fort; nur mit Mühe konnte ihm Luise über die gefährliche Treppe mit der Lampe folgen. Schnell verließ er das Haus und eilte zuerst zu einem Arzte, den er kannte, um ihn zu bitten, den armen Gichtkranken unverzüglich zu besuchen und mit Allem versehen zu lassen, was zu dessen Heilung zuträglich seyn könnte; dann ging er raschen Schrittes nach Hause, vertilgte den thörichten Brief und die Testamentsverfügung, die er im Wahnsinn gemüthloser Phantasterei geschrieben, wie er nun mit Zerknirschung und klarem Bewußtseyn erkannte, — öffnete den Schrank wieder, aus dem er die geladenen Pistolen genommen, legte sie, nicht ohne Schauder, aber mit entschlossener Fassung, hinein, um sie, so wie sie waren, zu verschließen; — gleichsam als wolle er, in dem bereiteten Werkzeug des Selbstmordes, einen

furchtbaren Zeugen gegen sich selbst und sein Gewissen aufstellen, wenn er je versucht seyn sollte, die grauenvolle Unthat, wozu grüblerischer Hochmuth und Mangel aller sittlichen Grundsätze ihn angetrieben, vor sich selbst beschönigen oder entschuldigen zu wollen.«

»Sein ganzes bisheriges Leben, Denken und Wollen lag, wie ein entsiegeltes Buch, dessen Inhalt voll Aberwitz und sträflicher Thorheit ihm plötzlich verständlich geworden, vor Alberts enttäuschtem Seelenauge. Er erkannte und fühlte auf's Schmerzlichste seine tiefe Verblendung und seinen ganzen Unwerth. Das fremde Elend, dem er begegnete, die Erhaltung zweier hülfloſen Menschen, die nur durch seine eigene möglich schien, stellte ihm die Bedeutung und wahre Bestimmung des Lebens in einem neuen Lichte dar. Es ward ihm klar, daß kindische Eitelkeit die Quelle seines Irrthums, Nichtachtung der Pflicht die Grundursache seines thörichten Handelns gewesen. Weil er übersah und vernachlässigte, was dem pflichtergebenen Gemüth das Nächste und Heiligste ist, schweifte sein irrer Geist ohne Ziel und Richtung in dem Gränzen- und Bodenloſen umher, und sein unlauterer

Wille weit hinaus über die Schranken des Erlaubten und Rechten. Was war er im Begriffe gewesen, zu thun? Was wäre, in diesem Augenblicke schon, aus ihm geworden, wenn ihn nicht ein Wunder der Gnade von dem Abgrunde zurückgezogen hätte, worein er sich selbst zu stürzen in frevelhaftem Uebermuthe bereit war? — Zwei Seelen zugleich zu retten, verschmähte es die ewige Güte nicht, dieß Wunder zu wirken; denn als ein solches erschien ihm sein Zusammentreffen mit Luisen in einem Momente, wo sie sowol als er, wenn auch mit ungleicher Absicht, auf dem Punkte stand, den furchtbar entscheidenden Schritt zu thun, welchen man nie mehr zurück macht.«

»Albert beugte sein Haupt in Demuth, und das Herz im Busen brach ihm; ein Strom lang' entbehrter Thränen floß über seine Wangen herab, auf die mit Inbrunst gefalteten Hände. Er betete still zu dem lebendigen Gott, an den er nie so fest und so innig geglaubt hatte. Mit ruhiger Ueberlegung faßte er den Vorsatz, kindlich und treu der väterlichen Mahnung zu folgen, welche ihn abhielt, das Leben hinwegzuwerfen, damit er ihm erst einen

Werth gebe. — Der Entwurf, wie er diesen Vorsatz ausführen wollte, war so einfach als die Absicht, die er dabei vor Augen hatte, und schon am folgenden Tage fing er an, darnach zu handeln.«

»Er machte den Ueberschlag, daß, bei einer sparsamen Lebensweise, die Hälfte seiner kleinen Erbschaft hinreichen würde, seinen Unterhalt, bis zur Beendigung seiner medizinischen Studien, und die Kosten der Promovirung zu bestreiten; denn ausübender Arzt wollte er nun in jedem Fall werden. Die andere Hälfte war für Luisen und ihren Vater bestimmt. — Mit dem größten Eifer fing er an, den praktischen Theil der Arzeneikunst zu betreiben, den er bisher vernachlässigt hatte. Täglich besuchte er die Klinik, und zeichnete sich bald unter seinen Mitschülern aus. Mehrere Professoren und angesehene Universitätsglieder, die seine guten Anlagen schon früher bemerkt und geschätzt hatten, freuten sich, ihn jetzt auf dem Wege zu sehen, ein nützliches Mitglied der Gesellschaft zu werden. Er fand Unterstützung bei der Ausführung seines Vorhabens, und ehe noch ein Jahr verging, erlangte er die Doktorwürde.«

»Für Luiſen und deren Vater hatte er eine kleine Wohnung gemiethet, wo der Kranke von ſeiner Tochter gepflegt werden, und ſie ſelbſt ſich den Handarbeiten widmen konnte, in welchen Albert ſie am meiſten geſchickt fand. Sie ward, durch ſeine Vermittlung, Gehülfin einer Putzmacherin, und erwarb ſich nach und nach ſo viel, um die Koſten ihrer kleinen Haushaltung allein zu tragen. Ihr Vater — er mag Müller heißen — genas zwar nie mehr vollkommen, doch war er größtentheils ſchmerzlos und erhielt den Gebrauch ſeiner Hände wieder, welcher ihm erlaubte, ſich mit Abſchreiben und mit Unterrichtgeben in der kaufmänniſchen Rechnung und Buchhaltung zu beſchäftigen, worin er Meiſter war. Albert erfuhr, ohne darnach zu forſchen, Müller's frühere Geſchichte. Er war für den Lehrſtand gebildet, ſtand längere Zeit einer theoretiſchen Anſtalt für die kaufmänniſchen Wiſſenſchaften mit Ehre vor, kam aber ſpäter auf den unglücklichen Gedanken, praktiſch auf eigene Rechnung ausführen zu wollen, was er nur aus Büchern kannte. Müller ließ ſich in Unternehmungen ein, die ſeine Kräfte weit überſtiegen. Mangel an Vorſicht und eine an Schwäche

gränzende Gutmüthigkeit zogen ihm bedeutende Verluste zu; die Verbürgung einer großen Summe für einen listigen Schwindler, der sein Vertrauen erschlichen hatte, stürzte ihn gänzlich. Nach acht Jahren unermüdeter, aber übelangewendeter Thätigkeit, mußte er die Flucht ergreifen, um der Rache erbitterter Gläubiger zu entgehen. Sein Gewissen und seine Hände blieben unbefleckt; er überließ, was er besaß, seinen Gläubigern, und, kaum mit so viel Geld versehen, als nöthig war, die Gränze zu erreichen, wurde er von der Krankheit überfallen, welche zur Zeit, als Albert ihn kennen lernte, sein und seiner Tochter Unglück vollendete.«

»Mit der Noth und dem Jammer jener Zeit verglichen, war Müller's und Luisens jetzige Lage beinahe glücklich zu nennen. Für Luisen besonders ward ihre zweckmäßige, mit dem besten Erfolg belohnte Beschäftigung eine reiche Quelle der Zufriedenheit. Sie konnte nun hoffen, sich selbst und ihren guten Vater ohne fremde Unterstützung zu ernähren, und eine anständige Unabhängigkeit zu behaupten. Ihr Verhältniß zu Albert, der fortfuhr, sie und ihren Vater auf einem freundschaftlichen Fuße zu besuchen, er-

hielt dadurch eine freiere, ihrem beiderseitigen Geschlechte und Alter mehr angemessene Gestalt. Alberts Betragen gegen sie blieb sich gleich, ernst und theilnehmend, ohne eine Spur lebhafterer Empfindungen zu verrathen. In Luisens Herzen schien dagegen ein zärtlicheres Gefühl erwacht zu seyn, dessen sie sich mit Unruhe und Beschämung bewußt zu werden anfing. Sie ward zusehends stiller und zurückhaltender gegen ihren jungen Freund, vermied alle Gespräche über ihre persönlichen Verhältnisse und Aussichten, und schien besonders durch jede, auch noch so unbefangene Erinnerung an ihr erstes Zusammentreffen mit ihm, auf's Unangenehmste berührt und verletzt zu werden. Der Gedanke war in ihr entstanden, und zur Ueberzeugung geworden, daß ihr unbesonnenes Betragen bei jener verhängnißvollen ersten Begegnung, eine undurchdringliche Scheidewand zwischen sie und den Mann gestellt habe, dem sie nach und nach ihre innigste Neigung zugewendet, während sie selbst seiner Achtung auf immer verlustig geworden.«

»Die glückliche Kur eines reichen Edelmannes, welche Alberten damahls gelang, verschaffte ihm den unerwarteten Antrag, als zweiter Phy-

sikus in eine kleine Stadt zu gehen, in deren Nähe jener Edelmann begütert war. Albert hielt es seinem Vortheile gemäß, den Vorschlag anzunehmen, und da er die Stelle sogleich antreten sollte, säumte er nicht, alle Anstalten zu seiner Uebersiedelung zu treffen. In Müller's Hause, in welches die Nachricht von Alberts nahe bevorstehender Abreise gekommen war, bevor er selbst gegen seine Freunde etwas davon erwähnt hatte, machte sie, wie man denken kann, einen starken, mehr betrübenden als erfreulichen Eindruck. Der alte Müller empfing seinen Wohlthäter, als er das nächste Mal wieder kam, mit unverstellter Bekümmerniß und in großer Gemüthsbewegung; er wünschte ihm Glück zu seiner Beförderung, drückte aber zugleich sein innigstes Bedauern aus, daß er einen Mann, dem er und seine Tochter ihre Erhaltung und ihre ganze bessere Existenz verdankten, vielleicht für immer müsse scheiden sehen, bevor sie noch das Geringste hätten thun können, ihm ihre unbegränzte Dankbarkeit zu beweisen. Albert erwiederte: sie seyen ihm keinen Dank schuldig, zu dem er sich nicht auf gleiche Weise ihnen verpflichtet fühle. Die unbefangene Hei-

terkeit, womit Albert eingetreten war, und auch dieſe Worte vorbrachte, ſchienen den Alten mehr zu kränken als zu beruhigen. Mit einem unterdrückten Seufzer ſah er auf ſeine Schreiberei nieder, und ergriff die Feder, um ſein Tagewerk fortzuſetzen.«

«Eine allgemeine Stille herrſchte einige Minuten lang in dem Zimmer. — Luiſe ſaß bleich, mit niedergeſchlagenen Augen, bei ihrer Arbeit. Albert näherte ſich ihr, nachdem er ſie eine Weile von ferne betrachtet; ſie ſchien zu zittern, und einige große Thränen fielen auf das Tuch, woran ſie ſtickte. — »Iſt Ihnen denn« — fing Albert an — »Ihr hieſiges Geſchäft ſo lieb und wichtig geworden, gute Luiſe, daß Sie es einem Freunde abſchlagen wollten, ihm mit Ihrem Vater an einen andern Ort zu folgen, wo Sie ſich wahrſcheinlich eben ſo gut, vielleicht beſſer als hier befinden könnten?« — Ein dunkel glühendes Roth ſtieg plötzlich in Luiſens bleiche Wangen auf; ſie warf einen ſeelenvollen, ſchnell und ſcheu wieder zur Erde ſinkenden Blick auf Albert, und ſagte mit beklommener Stimme: ſie zweifle, ob ſie in einer kleinen Stadt hinlängliche Beſchäftigung für die Art Geſchick-

lichkeit, welche sie besitze, finden würde. — »Ohnehin würden Sie,« fuhr Albert nach einer Pause fort, »dieser Beschäftigung dort weniger Zeit widmen können, als hier; der vermehrte Haushalt einer größeren Familie würde zum Theil diese Zeit in Anspruch nehmen.« — Ein zweiter, hell aufstrahlender Blick, welchen Luise auf Albert warf, begegnete seinem, mit Liebe und stillem Vertrauen ihr zugewendeten Auge. — »Ach Gott! ist es denn möglich?« stammelte sie in unaussprechlich süßer Verwirrung. — »Konnten Sie je daran zweifeln, meine Luise?« sagte Albert, die Hand der Geliebten ergreifend. »Der Wille der Vorsehung hat uns vermählt, als Sie, in jener glückselig-unglücklichen Stunde, eine Frage an mich thaten, die ich Ihnen nur als Ihr liebender, treuer Gatte beantworten kann.« — Halb zog er sie, halb warf sie sich ihm mit sprachlosem Entzücken in die Arme; und der Himmel — zugleich mit Luisens altem Vater, der, außer sich vor Erstaunen und Freude, von seinem Stuhle herbei gehinkt kam, sich dem liebenden Paare zu nähern — segnete den Bund, welchen das sonderbarste Zusammentreffen bedenklicher, ja schrecklicher Umstände und Vorsätze

veranlaßt, aber Vernunft und Tugend, unter Gottes Beistand, geschlossen hatten.«

Hier endigte Doktor G. seine Geschichte und stand auf, um nach seinem Wagen zu rufen, der ihn, schon etwas spät, wie er bemerkte, in die Stadt zurückbringen sollte. Die Gesellschaft hatte ihm, ohne ihn durch ein Wort zu unterbrechen, zugehört. Jetzt sagte Norberg: »Wenn Sie Ihren Freund sehen sollten, lieber Doktor, so versichern Sie ihn meiner aufrichtigsten Achtung, und nehmen Sie mein Wort darauf, daß weder ich noch meine Frau, noch diese unsere Freunde, uns je erlauben werden, nach seinem wahren Namen zu fragen, oder unsere Vermuthungen darüber Jemand mitzutheilen.«

»Ich danke Ihnen für dieses Versprechen, und nehme es an,« erwiederte Doktor G.; hierauf verließ er, uns Alle grüßend, die Gesellschaft.

Palmer war am folgenden Tage schon frühzeitig in dem Landhause des Herrn von Norberg angekommen, um etwas über Jeannettens Befinden zu erfahren, und wenn sie etwa nach

ihm verlangen ſollte, ſie ſeinen Rath und Troſt nicht entbehren zu laſſen. Sie war zu ihrer gewöhnlichen Stunde aufgeſtanden, und benahm ſich ganz ſtill und ruhig. Als ſie hörte, daß Herr Palmer bereits im Hauſe ſey, und ſich nach ihr erkundigt habe, bat ſie, ihm zu ſagen, wie ſehnlich ſie wünſche, ſich in einer wichtigen Angelegenheit mit ihm zu berathen. Unſer Freund ſäumte nicht, ſich zu ihr zu begeben. Er blieb ziemlich lange und allein bei ihr; denn Jeannette hatte die Wärterin erſucht, das Zimmer zu verlaſſen.

Indeſſen kam auch Doktor G. an, und vernahm mit Vergnügen, was man ihm von Jeannettens Zuſtand und Benehmen ſeit dem geſtrigen Abend erzählte. Er fand, nach allen Umſtänden, daß ſein Beiſtand als Arzt kaum mehr nöthig ſeyn werde, und freute ſich, ihr Gemüth unter der Obſorge eines Gewiſſensrathes, wie Herr Palmer, zu wiſſen. Dieſer erſchien endlich in dem Beſuchzimmer der Frau des Hauſes, wo wir ſeit einer Viertelſtunde verſammelt waren. Nach einem kurzen Bericht über Jeannettens körperliches Befinden und ihr Betragen im Allgemeinen, welches, ſeiner Meinung nach, zu den

besten Hoffnungen berechtigte, setzte er hinzu, daß sie ein Anliegen habe, wobei sie die Güte ihrer Herrschaft ganz besonders in Anspruch nehmen müsse. Sie wünsche das Haus, wenigstens für einige Zeit, zu verlassen; da sie es aber für ein Unglück halten würde, eine so gütige Herrschaft zu verlieren, falls sie sich später im Stande fühlen sollte, ihrem Dienste wieder vorzustehen, so biete sie, sich noch als eine Angehörige des Hauses betrachten zu dürfen, um in dem erwähnten Falle ihre Stelle bei der gnädigen Frau wieder antreten zu können. Er gestehe, fuhr Palmer fort, daß dieß etwas viel verlangt sey; aber er glaube wirklich, die völlige geistige Genesung des armen Mädchens hänge größtentheils davon ab, daß sie mit der Ueberzeugung das Haus verlasse, sie habe das Wohlwollen ihrer Herrschaft nicht verwirkt, und sie werde von derselben, wenn sie zurückkommen könne und wolle, wieder so gütig als vorher aufgenommen und behandelt werden.

»Aber wo will Jeannette denn hin?« fragte Norberg, etwas verwundert. »Die Pflege, deren sie noch eine Zeitlang bedarf, kann sie eben sowol in unserem Hause finden, und an einer

Bedienung wird es meiner Frau inzwiſchen auch nicht fehlen.«

»Die Sache iſt,« erwiederte Palmer mit einiger Zurückhaltung, »das gute Kind glaubt ihre Seelenruhe hier ſchwerer, als an einem andern Orte, wieder erlangen zu können.«

»Da haben wir's!« rief Norberg mit Laune, »ſo iſt es doch eine Herzensangelegenheit, und am Ende bin ich's, in den die Thörin verliebt iſt.«

»So ſchlimm iſt es nicht,« ſagte Palmer ernſthaft, »aber die Liebe iſt allerdings dabei im Spiel; nur zugleich auch ein wenig religiöſe Schwärmerei. Jeannette will für's erſte in's Kloſter.«

»Das vermuthete ich noch am erſten,« bemerkte Frau von Norberg. »Glauben Sie denn aber, ehrwürdiger Herr, daß Jeannette einen wirklichen Beruf zum Kloſter habe?«

»Ich zweifle noch daran,« erwiederte Palmer, »und habe ihr deßhalb ſehr ernſtlich zugeredet, keine Uebereilung zu begehen. Indeß, aus dem Hauſe muß ſie, und ein kurzer Aufenthalt in dem Hoſpiz der frommen Krankenpflegerinnen wird dem Kopfe der armen Schwärmerin eben

nicht nachtheilig seyn. Ob sie aber, außer in dem Stande einer glücklichen Ehe, vollkommen genesen könne, soll der Herr Doktor entscheiden, wenn er sie über einige Punkte befragt haben wird.«

»So, so!« murmelte Norberg halb für sich; »die alte Susanne hätte also doch so gar albern nicht geschwatzt!«

»In der That,« nahm Doktor G. das Wort, »habe ich in Jeannettens noch halb delirirenden Aeußerungen, gleich nach ihrem Wiederaufleben, allerlei bemerkt, was auf eine solche Vermuthung führen könnte. Sie schien sich die sündliche Verkehrtheit ihres Herzens zum Vorwurf zu machen, und wollte vielleicht, nach der verrückten Lehre einer bekannten ascetischen Sekte, ihre Seele, vor den Versuchungen zum Bösen, durch die Vernichtung des Leibes erretten.«

»Das möchte sich, leider! beinahe so verhalten,« bemerkte Palmer.

»Kommt denn auch der Name Georg in ihren Bekenntnissen vor?« fragte Doktor G. »In ihren Phantasien hörte ich ihn einige Mal.«

»Georg?« rief Norberg. »So heißt ja unser zierlicher Gärtnerbursch.«

»Ach, ach!« seufzte Elisa; »die alte Susanne sah bei Weitem richtiger als ich!«

»Ich muß bitten, über diesen Punkt keinen bestimmten Aufschluß von mir zu verlangen,« sagte Palmer, »wenigstens nicht, bevor ich mit dem jungen Menschen einige vertrauliche Worte gesprochen habe. Jeannettens Aussagen sind in dieser Hinsicht mit sich selbst nicht ganz übereinstimmend. So viel scheint gewiß, daß sie sich weniger über Georgs Unempfindlichkeit und Kälte, als über seine Abneigung gegen den Ehestand zu beklagen hat. Sie hält sich nicht für sicher vor der Versuchung, wenn sie zugleich mit ihm in dem Hause bleibt.«

»Da wäre wol das Beste,« meinte Norberg, »wenn man den jungen Taugenichts statt ihrer fortschickte?«

»Dann wäre beinahe zu fürchten,« erwiederte Palmer, »daß sich das Mädchen ein Leid anthäte, weil sie sich den Vorwurf machen zu müssen glaubte, an dem Unglück des lieben Jungen Schuld zu seyn.«

»Ei, so laßt die Närrin gehen, wohin sie will!« sagte Norberg ärgerlich. »Wie ihr aber zu helfen seyn soll, sehe ich nicht ein; denn daß

der leichtfertige Geſell ſie nicht heirathen kann noch wird, iſt aus hundert andern Rückſichten klar.«

»Laſſen wir Herrn Palmer mit Georg ſprechen, und die jungen Leute zur Vernunft kommen,« fiel Eliſa beſänftigend ein; »ſo wenig Anſchein in dieſem Augenblicke auch iſt, daß dieſe verworrene Geſchichte einen ganz guten Ausgang nehme, ſo kann ſich doch Manches noch zum Beſſeren wenden. Der Himmel zeigt Nachſicht mit den Verirrten, denn das größte Unheil iſt durch ſeine Fügung verhindert worden. Wollen wir nicht auch ein wenig Geduld mit ihnen haben, da es nun uns überlaſſen zu ſeyn ſcheint, ſie vollends auf den rechten Weg zurück zu führen?«

»Das iſt meine gute, zartfühlende Eliſa,« ſagte Norberg mit einem herzlichen Händedruck, »deren richtige Empfindung meinen vorſchnellen Verſtand ſchon ſo manches Mal zurechtwies, wenn er in Gefahr gerieth, über ſein Ziel hinaus zu ſchießen. Wir wollen den Fingerzeig nicht unbeachtet laſſen, den die Vorſehung in dieſem Falle auch uns zu geben gewürdigt. Veranſtalte mit unſern Freunden in dieſer Sache, liebe Frau, was Euch nach reifer Ueberle-

gung gut dünkt; an meiner Zustimmung und Beihülfe soll es zuletzt nicht fehlen.«

Norberg zog sich in sein Kabinet zurück, um die eben angekommenen Handelsbriefe zu lesen, und während Doktor G. Jeannetten seinen Krankenbesuch zu machen ging, führte Elisa Palmer'n und mich in den Garten. Sie wollte uns, wie sie sagte, ihren Nelkenflor zeigen, wo gerade ein paar seltene Arten in voller Blüthe ständen. Ihre eigentliche Absicht mochte indeß wol seyn, Palmer'n Gelegenheit zu verschaffen, mit dem Gärtnerssohne, der bei den Blumen arbeitete, ein Gespräch einzuleiten. — Georg war, mit seiner gewohnten Zuthätigkeit, gleich bei der Hand, seiner Gebieterin eine neue, sehr schöne Nelke zu zeigen, die über Nacht ausgefallen war. Frau von Norberg lobte seine Aufmerksamkeit, wovon Palmer Anlaß nahm, mit noch weit größerem Lobe von seinem gestrigen wackeren Betragen bei Jeannettens Rettung zu sprechen. Der junge Mensch ward feuerroth, und antwortete nach einigem Stottern, es sey ja doch nur Schuldigkeit, seinem Nebenmenschen in einem solchen Falle beizuspringen. — Elisa faßte meinen Arm, und lenkte ihre Schritte auf

die entgegengesetzte Seite, um den geistlichen Herrn mit dem jungen Menschen allein zu lassen. — Wir sahen diesen anfangs etwas verlegen dastehen, und ziemlich verstockt anhören, was unser würdige Freund ihm, mit eben so viel Milde als Wärme, auseinander zu setzen schien. Nach und nach zeigte er jedoch eine immer lebhafter werdende Theilnahme, und sprach endlich so laut, daß einzelne Worte auf funfzig Schritte zu verstehen waren. Wir zogen uns nun ganz in die Seitenallee, damit der sichtbare Eindruck, welchen Palmer's Vorstellungen auf Georg zu machen anfingen, durch nichts gestört oder unterbrochen würde.

In einem der Nebengänge des Gartens kam uns Doktor G. entgegen, der Jeannettens Zustand und Gemüthsstimmung ganz so gefunden hatte, wie Palmer's Andeutungen vermuthen ließen. Nach einer Weile traf auch dieser wieder mit uns zusammen. — Alles, was beide Freunde gehört und beobachtet hatten, setzte es außer Zweifel, daß ein seltsames, unerfreuliches Liebesverhältniß zwischen den jungen Leuten bestand, worin sich Jeannette eben so schwärmerisch, innig und hingebend, als Georg leichtfer-

tig, eitel, ja hart bewies, ohne daß er deßhalb eine weniger leidenschaftliche Anhänglichkeit für das Mädchen zu fühlen schien, mit dessen Denk- und Sinnesart er so wenig übereinstimmte. Er hatte allerlei Pläne in dem Kopfe, sein Glück in der Welt zu versuchen, und wenn er es gemacht, mit Jeannetten zu theilen; ein Projekt, dessen Solidität und Ausführbarkeit im Geringsten zu bezweifeln, er sich gar nicht einfallen ließ; — wogegen sie in häuslicher Sicherheit sich schon jetzt seines Besitzes zu erfreuen wünschte. In diesem Widerstreit ihrer Absichten und Grundsätze war es ungewiß, welches von Beiden, bei der Fortsetzung ihres geheimen, vertraulichen Umganges, das Andere zu verführen oder von ihm verführt zu werden, am meisten in Gefahr sey. Auch machte darum Jeannette weniger ihrem Liebsten, als sich selbst Vorwürfe, indem sie mit Abscheu gestand, daß es nur ihre Schuld seyn würde, wenn sie in einer bösen Stunde das Schlimmste gethan hätte; und in einem solchen Anfalle innerer Zerrüttung und Selbstanklage war es, daß sie sich dem Tod in die Arme stürzte, um sich vor der Schwäche ihres eigenen Herzens zu schützen. Georg hingegen,

der von solchen Skrupeln keinen Begriff hatte, zeigte sich anfangs mehr erbittert, als gerührt, über die Raserei ihres Eigensinnes, wie er die That des Mädchens nannte, und wollte ihr den Streich, den sie ihm damit gespielt, kaum verzeihen. Als ihm aber Palmer die unvermeidlichen Folgen eines so unnatürlichen und gefährlichen Verhältnisses, wie dasjenige sey, worauf er sich mit Jeannetten eingelassen, entwickelte, und ihm die Thorheit und Ungerechtigkeit der Forderung auseinander setzte, daß ein liebendes Weib, auf unsichere Pläne und unverbürgte Versprechungen hin, sich und ihre ganze Wohlfahrt dem guten Willen eines dreist zufahrenden jungen Mannes überlasse; als er ihm die Qual lebhaft schilderte, welcher das arme Mädchen, von ihrer Neigung und ihrem Gewissen wechselweise bestürmt, durch seinen Unverstand oder Leichtsinn Preis gegeben ward; als er ihm endlich die entsetzliche Lage recht anschaulich machte, worin Jeannettens Gemüth sich befunden haben müsse, bevor sie die verzweifelte That beging, an der sein Betragen gegen sie so vielen Antheil habe: — da wurde der junge Mensch sich nach und nach bewußt, wie schwer er sich an der Un-

glücklichen versündigt, die er im Grunde liebte, und dennoch hart behandeln zu dürfen glaubte, weil sie weniger verderbt war als er. Er bezeugte eine herzliche Reue über sein bisheriges Benehmen, und gelobte freiwillig und feierlich, Alles zu thun, was in seiner Macht stände, um seinen Fehler gut zu machen. Wenn Jeannette ihn noch zum Manne haben wolle, und die gnädige Herrschaft ihre Einwilligung dazu gebe, erklärte er sich bereit, sie sogleich zu heirathen, und Alles, was er sonst noch in der Welt gewollt und gewünscht hätte, gern dafür hinzugeben.

Norberg war, während Palmer dieß erzählte, in den Garten und zu uns gekommen. Er lächelte, als er in Elisens Mienen den angenehmen Eindruck bemerkte, welchen Georgs Reue und ehrbare Vorsätze in ihr hervorbrachten. Seine Frau verstand dieses Lächeln und sagte mit anmuthiger Schalkheit: »Wer nun ein Bischen klug wäre, würde von solchen Betheuerungen kein Wort glauben; aber eine gutmüthige Närrin, wie ich, läßt es sich gleich merken, wie gern sie es sähe, wenn die Männer in diesem Punkte nicht lauter Schelme wären.«

»Daß es dem Georg jetzt mit seinen Be-

theuerungen Ernſt iſt,« bemerkte Palmer, »davon bin ich überzeugt. Wie lange und feſt er aber bei ſeinen gegenwärtigen Geſinnungen beharren wird, iſt eine andere Frage.«

»Darum wollen wir noch eine Weile zuſehen,« erwiederte Eliſa, »bis wir genauer wiſſen, in wie weit man ſich auf die Sinnesänderung des jungen Taugenichts, wie Norberg ihn nennt, verlaſſen kann.«

»So weit und ſo ſicher, als auf ſeinen bisherigen Leichtſinn,« fiel Norberg ein, »wenn wirklich eine Sinnesänderung in ihm vorgegangen iſt; denn im Grunde hat der junge Menſch nicht weniger Anlage, ein Mann in jeder Bedeutung des Wortes zu werden, als ein vollkommener Taugenichts. Es iſt etwas von der Entſchiedenheit unſers Freundes G. in ihm. — Verzeihen Sie die Vergleichung, lieber Doktor; aber Sie würden finden, daß ſie Ihnen eben keine Schande macht, wenn Sie den tüchtigen Burſchen kennten, wie ich.«

»Dann bleibt noch immer die Hauptſache,« fuhr Eliſa fort, »welche Hoffnung wir haben, daß Jeannettens Kopf ein wenig in Ordnung, und ihr Charakter zu ſo viel Haltung kommen

wird, als überhaupt nöthig ist, um mit und unter Menschen zu leben. Ein Mädchen, das so leicht in's Wasser springt, weil ein hübscher Junge sich zu lange besinnt, bevor er sie zu seiner Frau macht, könnte noch zehn Mal eher versucht werden, hinein zu springen, nachdem er sie dazu gemacht hat.«

»Sehr richtig bemerkt!« erwiederte Doktor G. »Wenn Jeannette von der Raserei und Abscheulichkeit ihres verzweifelten Schrittes nicht auf's Innigste überzeugt und durchdrungen wird, wenn sie nicht selbst den festen Entschluß faßt, ihr Herz zu bessern, und der Vernunft Gehör zu geben, so wird Alles, was zur Beförderung ihrer Wünsche und ihres äußeren Glückes geschieht, nur zu ihrem größeren Verderben gereichen.«

»Ganz gewiß, ganz gewiß!« sagte Palmer mit ernstem Kopfnicken.

»Der väterliche Rath und Unterricht unsers ehrwürdigen Freundes,« fuhr Doktor G. fort, »kann ihr hierin sehr nützlich seyn. Am sichersten aber dürfte das schwärmerische Mädchen zur Selbstkenntniß und zu ihrer wahren Besserung gebracht werden, wenn ihr Vorhaben, für einige Zeit in das Kloster der frommen Kranken-

pflegerinnen zu gehen, nach dem Vorschlage und unter der Leitung unseres Freundes ausgeführt würde. Nichts ist vermögender, die verweichlichte Selbstsucht von eingebildeten Leiden, und sträflicher Unzufriedenheit zu heilen, als der Anblick von fremden, wahrhaften Leiden und die dringende Aufforderung, dem wirklichen Elende, dessen Zeugen wir sind, durch unsere Mitwirkung abzuhelfen. Jeannette lerne die Pflicht des Menschen kennen und ausüben, damit sie des Glückes werth und fähig werde, welches dem pflichtergebenen Menschen zum Lohne bestimmt ist.

»So sey es!« riefen Elise und Norberg, wie aus Einem Munde. — »Und damit auch mir mein Antheil an Bemühung nicht fehle,« setzte Norberg hinzu, »so will ich sehen, was sich für Georgs wahres Bestes thun läßt. Der junge Mensch kann noch etwas Besseres werden, als ein geschickter Blumengärtner. Ich denke ihn dem wackern alten Oekonomen auf unserem großen Gute als Gehülfen beizugeben. Macht er sich, wie ich glaube, zu der Stelle geschickt, so wollen wir den guten Alten in Ruhe setzen, und Georg mag, nach einem Jahre etwa, das Geschäft von ihm übernehmen. Bis dahin wird

sich dann auch zeigen, ob die kleine Schwärmerin Jeannette zu einer ordentlichen Hausfrau taugt oder nicht.«

»Ein schöner Plan,« sagte Doktor G.; »aber wenn er gelingt, fürchte ich beinahe, Jeannettens wie Alberts Beispiel könnte, wenn es bekannt wird, eher Schaden als Nutzen stiften, und einen oder den andern wankenden Kopf auf den Einfall bringen, sich frisch d'rauf los in's Wasser zu stürzen, oder todt zu schießen, um ja recht gewiß sein Glück zu machen.«

»Wenn Sie das fürchten,« erwiederte Norberg, »so kann ich diesen beiden Fällen die Erzählung eines dritten folgen lassen, worin ein solcher unglücklicher Versuch einen desto abschreckenderen Ausgang hatte.«

»Ganz recht!« sagte Elisa; »Du erwähntest gestern einer solchen Geschichte. Werden wir sie nicht hören?«

»Künftig vielleicht einmal,« war Norberg's Antwort; »heute mag ich Keinem von uns die mehr heitere als trübe Aussicht verdüstern, welche die unerwartet günstige Wendung von Jeannettens Unfall vor uns aufschloß.«

Verbesserungen.

Bilder aus dem Leben, erster Theil.

Seite 11 Zeile 5 von unten, lies: nach einem kurzen, statt: nach kurzem.
— 46 Z. 4 von oben, l. führten, st. führen.
— 55 Z. 12 v. o. l. möchte, st. möge.
— 86 Z. 10 v. o. l. gefährlichen Steig, st. Steg.
— 115 Z. 6 v. o. l. Sporne, st. Sporen.
— 124 Z. 9 v. o. l. nun, st. nur.
— 131 Z. 7 v. o. l. Nachbarn, st. Nachbaren; und so nachher immer.
— 154 Z. 3 v. u. l. hätten, st. hätte.
— 278 Z. 7 v. u. l. Fakultäts-Glieder, st. Universitäts-Glieder.
— 287 Z. 9 v. o. l. bitte, st. bäte.

Digitized by Google

Thomas und Karl August West's Schriften.

Digitized by Google

Gesammelte Schriften

von

Thomas und Karl August West.

Erste Abtheilung.

Bilder aus dem Leben.

Zweiter Theil.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg.

1829.

Inhalt der erſten Abtheilung.

Bilder aus dem Leben.

Zweiter Theil.

Seite

I. Hülfe zur Unzeit. Gegenſtück zu der Erzählung: Die Fingerzeige der Vorſehung..... 1

II. Wie es geſchah, daß ich ein Hageſtolz ward. Aus den Lebenserfahrungen eines Ungenannten.. 91

III. Dialogen und Charakterſkizzen von Thomas Weſt. (1807.)

Die Karthauſe, oder die Neuerungen. Eine dialogiſche Unterhaltung 235

Norberg und Eliſa. Eine Charakterſkizze 292

Paradoxien über die Ehe. Als Einleitung zur Geſchichte einiger Hageſtolzen..... 299

Digitized by Google

Bilder aus dem Leben.

Von

Thomas und Karl August West.

Zweiter Theil.

Digitized by Google

I.

Hülfe zur Unzeit.

Gegenstück zu der Erzählung:

Die Fingerzeige der Vorsehung.

Als ich das nächste Mal Norberg's Landsitz besuchte, befand sich Jeannette bereits im Kloster, und auch Georg hatte das Haus verlassen, um seinem neuen Berufe zu folgen. Es war der stille Tag der Frau von Norberg. So nennt man in der Familie einen der Wochentage, an welchem die Dame des Hauses keinen Besuch empfängt, außer von vertrauteren Freunden. Die kleine Tischgesellschaft hatte sich in einen der schattigsten Theile des Parks geflüchtet, um die heißen Mittagsstunden weniger lästig vorübergehen zu lassen. Palmer und ich saßen an Elisens Seite, welche den Weg zu beschwerlich fand, den ihr Gemahl mit dem Doktor G. nach einer, auf der nächsten Anhöhe liegenden Schweizerhütte eingeschlagen hatte. Die Ruhebank, auf welcher wir Platz genommen,

ſtand unter dem ſchützenden Dache zweier mächtigen Pinien, und gewährte die Ausſicht über den niederen Theil des Parks, mit dem großen Teich im Hintergrunde. »Sehen Sie die kleine Barke dort?« ſagte Frau von Norberg. »Der muntere Wimpel von grüner Hoffnungsfarbe, womit Georg ſie geſchmückt, bevor er ſich von uns und von Jeannetten trennte, flattert uns entgegen. Ich nehme es als eine gute Vorbedeutung für das Gelingen unſerer Plane mit den beiden Kindern.« — Wir unterhielten uns nun ziemlich lange von dem jungen Paare, deſſen künftiges Glück durch die Vorſorge einer ſo gütigen Herrſchaft vollkommen geſichert ſchien. Eliſa verbreitete ſich ausführlich über ihre Abſichten mit den jungen Leuten, und legte dabei einen beſonderen Nachdruck auf den Umſtand, daß ſie nicht erfahren dürften, welches Glück ihnen beſtimmt ſey.

Norberg war mit dem Doktor G. inzwiſchen wieder zurückgekommen, und hörte unſerem Geſpräche eine Weile zu. Seine Miene war ernſthafter als gewöhnlich; er ſchüttelte den Kopf über den zuverſichtlichen Ton, in welchem ſeine Frau von dem Erfolg der Maßregeln ſprach, die

man in dieser Sache zu nehmen gedachte. Besonders schien ihm die geheimnißvolle Art zu mißfallen, womit sie das vermeinte Glück der Liebenden, ohne ihr Wissen und Zuthun, zu betreiben Willens war. Er lehnte jede Theilnahme an einem solchen Plane ab, und erklärte auf's Bestimmteste, daß, was man auch immer für die Kinder thun wolle, mit ihrem Wissen und Einverständnisse geschehen müsse.

Elisa, etwas erstaunt über die Feierlichkeit dieser Erklärung, bemerkte, daß die jungen Leute, die ihr Gemahl ja selbst Kinder nenne, wol schwerlich im Stande seyen, ihr wahres Bestes und die Mittel, dasselbe zu erreichen, gehörig zu beurtheilen. Bei den wohlwollenden Absichten, die man für sie habe, scheine es genug zu seyn, wenn das, was ihnen nütze, geschehe, ohne daß man um ihre Einwilligung sich zu bekümmern brauche. Eigenwilligen Kindern dürfe die Gewährung ihrer Wünsche wenigstens nicht zu leicht gemacht werden, wenn man sie bessern wolle. Die Vorsehung selbst verhülle ihre Wohlthaten gern in das Geheimniß, und liebe es, unsere Wünsche oft erst dann zu erfüllen, wenn wir gelernt haben, ihnen zu entsagen.

»Hüten wir uns vor dem vermeſſenen Gedanken,« erwiederte Norberg mit großem Ernſte, »die Rolle der Vorſehung zu ſpielen, und mit den Bettelpfennigen unſeres Wohlwollens die göttliche Milde nachzuäffen, deren Schatzamt das unermeßliche Weltall iſt! Was Menſchen für Ihresgleichen thun können, iſt wenig, und ſelten mehr, als ſie, ſtreng genommen, ihnen ſchuldig ſind. Die falſche Großmuth ſtiftet vielleicht nicht weniger Uebles in der Welt, als die Hartherzigkeit. Laßt uns darauf merken, wo wir Andern wahrhaft hülfreich werden können; aber nehmen wir uns in Acht, ihnen Wohlthaten aufzudringen, und ihr Glück zum Spielwerk unſerer Laune oder Eitelkeit zu machen.«

Palmer ſtand auf, um dem Herrn des Hauſes näher zu treten. »Dieſe Geſinnungen,« ſagte er, »ſind eines vernünftigen und beſcheidenen Menſchenfreundes würdig; aber die Sprache, in der Sie dieſelben ausdrücken, iſt nicht Ihre gewöhnliche. Ich habe Sie ſelten ſo ernſthaft, ſo feierlich geſtimmt geſehen, mein edler Freund!«

»Ich will dem nicht widerſprechen,« antwortete Norberg. »Es iſt eine Erinnerung in mir

erweckt worden, die mich immer ernst, zuweilen düster macht. Es war ein Moment in meinem Leben, in dem ich die Wahrheit jener Grundsätze verkannte, oder vielmehr zu wenig beachtete. Ein großes Unheil ist daraus erfolgt; und obwol mein Betragen dabei, nach dem Urtheile der Welt, kein Vorwurf treffen konnte, so muß ich doch vor dem inneren Richter meines Antheils an Schuld geständig seyn; denn das Unglück, welches geschah, hätte verhindert werden können, wenn ich eben so vorsichtig als großmüthig, und eben so offen als wohlmeinend gehandelt hätte.«

»Sie scheinen von der Begebenheit zu sprechen,« sagte Doktor G., »welche der Gegenstand der zwei Zeichnungen ist, die wir so eben in der Schweizerhütte sahen?«

»Ja!« erwiederte Norberg, »es ist die Geschichte eines meiner Jugendbekannten, eines Unglücklichen, auf dessen Schicksal ich, leider, mehr Einfluß genommen, als es anfangs meine Absicht und überhaupt mein Beruf war. Die Geschichte — dieselbe, deren ich neulich erwähnte — ist lehrreich in mehr als Einer Beziehung. Ein Mann von nicht gemeinen Geistesgaben

und nicht unedlem Charakter, voll Thatkraft und Anstelligkeit für Weltgeschäfte, schwingt sich, in einer ungewohnten Laufbahn, zu einer bedeutenden Höhe äußeren Glückes und Ansehens empor. Dasselbe Selbstvertrauen, das ihn erhob, verleitet ihn zu einigen falschen Schritten, und ungleich schneller, als er stieg, stürzt der zuversichtliche Mann in einen Abgrund von Verwirrung und Hülflosigkeit, woraus nur die Verzweiflung ihm einen Ausweg zeigt. Er findet einen Freund, der seine Pläne mit unbedachtsamer Willfährigkeit unterstützt, aber gerade in den entscheidenden Augenblicken es an der Aufmerksamkeit mangeln läßt, wodurch ein Fehltritt oder Unfall verhindert, und der Irrende zurecht gewiesen werden konnte. Der unvorsichtige Freund und der Unglückliche selbst, Beide tragen die Schuld ihrer eigenen, schwer zu erklärenden Verblendung. Mit aller Scharfsicht erkannten sie nicht, was für ein unbefangenes Auge so leicht zu erkennen war. Der Freund besonders that bald zu viel, bald zu wenig, und so geschah es, daß er den verderben half, welchen er retten wollte. — Wir erbauten uns neulich an einem glücklichen Bei-

spiele der Rückkehr in sich selbst, welche durch einen Fingerzeig der Vorsehung bewirkt wurde. Hier ist ein Beispiel entgegengesetzter Art. Auch in diesem Falle fehlte es an solchen Fingerzeigen nicht; aber ihre Wirkung ging, durch die Schuld derer, denen sie gegeben wurden, wenigstens für diese Zeitlichkeit verloren.«

»Irre ich nicht,« sagte Palmer, »so ist die Geschichte, auf welche Sie anspielen, mir zum Theil bekannt. Auch den Mann erinnere ich mich einige Mal gesehen und gesprochen zu haben. Besonders eine Unterredung mit ihm ist mir, durch die Beziehung, welche sie auf sein unglückliches Ende hatte, noch späterhin merkwürdig geworden. Nie habe ich einen, sonst vernünftigen Mann, eine so entschiedene Sprache des vollständigsten Unglaubens führen hören. Wie man mir erzählte, hat dieser Unglaube nicht wenig Antheil an dem unzeitigen Tode des Unglücklichen gehabt; und es war damals von einer sehr seltsamen Gemüthsverwirrung die Rede, worein der Mann vor seinem Ende verfallen sey.«

»Sie irren sich in der Person und in der Begebenheit nicht,« versetzte Norberg. »Aller-

dings ist die Geschichte auch in dieser Hinsicht merkwürdig. Sie kann übrigens Ihnen und anderen Freunden nur unvollkommen bekannt seyn; die genaueren Umstände, welche außer mir kaum Jemand weiß, hat bisher kein Mensch von mir erfahren. Ich fühle mich jetzt aufgelegt, sie zu erzählen; ist es Ihnen genehm, so bitte ich um Ihre Aufmerksamkeit.«

Alles nahm Platz, und Norberg erzählte folgende Geschichte.

»Zu der Zeit, als das Kontinentalsystem des Kaisers Napoleon, in Bezug auf den Handel, nach seiner ganzen Strenge ausgeführt wurde, entstanden, wie Jedermann bekannt ist, in allen Staaten des Festlandes eine Menge neuer Fabrikunternehmungen, welche der Lage und dem Kulturzustande dieser Länder nicht immer ganz angemessen waren. Nach meinen Grundsätzen, als Banquier, habe ich mich auf solche Unternehmungen nie als Hauptinteressent eingelassen, es aber wohl für meine Pflicht gehalten, nützliche Versuche und Anstalten dieser Art durch

Uebernahme einiger Aktien oder durch mäßige Darleihen zu unterstützen. Eine Gesellschaft von Schweizern und Inländern wendete sich in einer solchen Angelegenheit an mich. Die Leute waren vollkommen sachkundig, und ihres thätigen und rechtlichen Charakters wegen hinlänglich bekannt. Einer derselben, seiner früheren Bestimmung nach ein Rechtsgelehrter, hatte mit mir studiert. Ich schätzte ihn als einen guten Kopf; obwol ich mit der Veränderung seines Standes nicht völlig einverstanden war, überzeugte ich mich doch bald, daß er auch seinem neuen Geschäfte in jeder Hinsicht gewachsen sey. Mit Einem Worte: der Mann, noch mehr als die Sache, gefiel mir; und da, bei der allgemeinen Beschränkung des Handels, ein Theil meiner Kapitalien ohne Verwendung war, ließ ich mich ohne Schwierigkeit bewegen, der neuen Unternehmung als Aktionär beizutreten.«

»Die Geschäfte hatten gleich anfangs einen guten Fortgang. Die Erzeugnisse der neuen Fabrik fanden allgemeinen Beifall; der Absatz vermehrte sich zusehends, wobei die Thätigkeit und der gewandte Scharfsinn meines ehemaligen Schulkameraden der Unternehmung die größten

Dienste leisteten. Man fand zuträglich, ja nothwendig, der Anstalt eine größere Ausdehnung zu geben; wozu aber auch eine angemessene Vermehrung der Fonds erforderlich war. Mein Schulfreund — ich will ihn mit seinem Vornamen Ernst bezeichnen — hatte wenig eigenes Vermögen; seine Geldeinlage war daher bis jetzt nicht im Verhältniß zu seiner übrigen Stellung in der Gesellschaft gewesen, als deren Haupt man ihn zu betrachten anfing. Ernst besuchte mich um jene Zeit fast täglich; er gewann durch seinen entschiedenen Geschäftsgeist mein volles Vertrauen, und zugleich durch die Annehmlichkeit seines Umganges meine persönliche Zuneigung in ungewöhnlichem Grade. Dieser Neigung mehr, als der Ueberlegung folgend, entschloß ich mich, dem erwähnten Uebelstande in den gesellschaftlichen Verhältnissen meines Freundes abzuhelfen. Ich lieh ihm — ohne andere Sicherheit, als seine Handschrift — eine beträchtliche Summe, welche ihn in den Stand setzte, seine Kapitalseinlage ansehnlich zu erhöhen und das Uebergewicht über seine Kompagnons auch in dieser Hinsicht zu behaupten. — Die Unternehmung erhielt nun in kurzer Zeit

einen außerordentlichen Schwung. Ihr Kredit wuchs mit dem zunehmenden Umfang der Geschäfte, die Anstalt schien in ihrem Inneren vollkommen gesichert, und forthin keiner fremden Hülfe mehr zu bedürfen.«

»Eigene, wichtigere Beschäftigungen, dann eine große Handlungsreise, entfernten mich hierauf von meinem alten Schulkameraden, und entzogen seine Angelegenheiten auf längere Zeit meiner unmittelbaren Beobachtung. Was mein Haus mit ihm und seiner Gesellschaft zu verhandeln hatte, ging in Ordnung. Seine Briefe an mich athmeten heitere Thätigkeit und volle Zuversicht zu seinen, sich noch immer mehr ausbreitenden Unternehmungen. Einige Unzufriedenheit mit seinen Kompagnons war ihm wol hier und da anzumerken, doch das Gefühl seiner Ueberlegenheit ließ die Sache als geringfügig erscheinen, und gewöhnlich brach er seine Beschwerde mit einem Scherz ab, der irgend einen komischen Charakterzug an seinen, etwas altfränkischen Gesellschaftern heraushob; so, daß Alles bloß auf leichte persönliche Reibungen hinauszulaufen schien. Von anderen Seiten meldete man mir indeß Mancherlei, was mich

auf die Vermuthung bringen mußte, daß Ernſt's geſellſchaftliche Verhältniſſe durch bedenkliche Zwiſtigkeiten geſtört würden, und daß ſeine Geſchäfte überhaupt einen weniger befriedigenden Gang zu nehmen anfingen.«

»Als ich, nach einer Abweſenheit von beinahe neun Monaten, von meiner Reiſe zurückkam, fand ich meine Vermuthung durch Alles, was ich ſah und hörte, nur zu ſehr beſtätigt. Ernſt ſelbſt ſchien nicht mehr derſelbe Mann zu ſeyn, den ich vor einem Jahre noch in ihm zu kennen glaubte. Seine natürliche Lebhaftigkeit hatte etwas Launenhaftes und Gewaltthätiges angenommen; die treffende Schnelligkeit ſeiner Urtheilskraft wurde öfters durch einen abſprechenden, wol auch moquanten Ton entſtellt, welchen er kaum durch irgend eine Rückſicht auf Sachen und Perſonen herabzuſtimmen vermochte. Das Selbſtgefühl des Mannes war in offenbaren Stolz übergegangen, und man ſah, daß es die Ueberlegenheit ſeines Verſtandes war, worauf dieſer Stolz ſich ausſchließend ſtützte. Meinungen und Autoritäten reizten ſeinen Widerſpruch; auch an ſeinen Freunden, wie an ſeinen Gegnern, ſchien er nichts als die Schärfe

des eigenen Urtheils zu achten, das er in allen Dingen für die einzige Richtschnur des Denkens und Handelns erklärte. Vielleicht, daß die entgegengesetzte Sinnesart der Menschen, welche ihn zunächst umgaben, und mit denen er sich zugleich in einem Widerstreite von Interessen befand, diesen Hang meines alten Schulfreundes, Alles auf den Verstand ausschließungsweise zu beziehen, bis zur Ungebühr nährte und steigerte. Seine Kompagnons kannten selbst in ihren Geschäften kein anderes Gesetz, als das Herkommen und das Wort ihrer Meister, deren Vorschriften und Beispielen sie blindlings folgten. In ihren Sitten und Glaubensmeinungen neigten sich die zwei Schweizer zum Pietismus, der Dritte, ein Steyermärker, hing den äußeren Gebräuchen des Katholicismus mit ängstlicher Genauigkeit an. Dagegen trug Ernst die entschiedenste Freigeisterei in Allem zur Schau, was nicht auf Verstandesgründen allein beruhte, und verletzte dadurch Andersdenkende häufig; ja, man würde, nach mancher seiner Aeußerungen, selbst seine Rechtschaffenheit bezweifelt haben, wenn ihn nicht seine Handlungen als einen streng rechtlichen Mann dargestellt hätten.«

»Außer dem Mißverhältniſſe, in welchem Ernſt mit ſeinen Geſellſchaftern ſtand, war auch in ſeiner, übrigens glücklichen Ehe Etwas, das ſeiner ſarkaſtiſchen Laune Nahrung gab, und ihn täglich unduldſamer in Sachen der Meinung und des Glaubens machte. Seine Frau, eben ſo ausgezeichnet durch ihre Schönheit, als durch die Sanftmuth ihres Charakters, war ſeit einiger Zeit in eine Art von Melancholie verfallen, worin ſie von allerlei ſchreckhaften Ahnungen und Viſionen gequält wurde. Ernſt ſchrieb dieſen krankhaften Zuſtand lediglich dem zu, was er die Vorurtheile ihrer Erziehung nannte. Je mehr er ſeine Frau liebte, deſto heftiger ward ſein Haß gegen dieſe Vorurtheile; ein Ausdruck, unter welchem er, wie ſo viele Weltleute, gar Manches begriff, was anderen Menſchen als das Ehrwürdigſte und Heiligſte erſcheint. Um für die Viſionen ſeiner nervenkranken Gattin keinen Spielraum in dem Gebiete des Möglichen und Denkbaren übrig zu laſſen, verwarf er die Idee eines Geiſterreiches überhaupt, und beſtritt mit allen Waffen der Dialektik die Lehre von der Unſterblichkeit der Seele, welche er ſchlechthin für träumeriſch, und ſogar für ſitt-

lich nachtheilig erklärte. — Ungeachtet meiner Toleranz gegen theoretiſche Meinungen konnte ich nicht umhin, mich gegen die ſchroffe Art, womit Ernſt die ſeinigen vorbrachte, einige Mal ſehr nachdrücklich auszuſprechen. Es betrübte und beunruhigte mich, einen Mann, den ich in anderer Beziehung zu achten geneigt war, in dem unſeligen Wahn einer Afterweisheit befangen zu ſehen, welche zu wiſſen ſich anmaßt, was unerforſchlich iſt, und indem ſie ſich, ſelbſt blind und rathlos, zur Führerin des Lebens aufwirft, die leitenden Genien — Glaube und Hoffnung — von ſich ſtößt, welche dem Menſchen, auf ſeiner Wanderung durch dieſe Erdennacht, wohlthätig beigeſellt wurden.«

»Die mißbilligenden Bemerkungen, welche ich mir über die irreligiöſen Paradoxien meines ehemaligen Schulfreundes erlaubte, hatten keine andere Wirkung, als daß ſie ihn zurückhaltender in ſeinen Aeußerungen gegen mich machten; was in Bezug auf ſeine Geſchäftsführung, gegen die ich ebenfalls Manches zu erinnern hatte, ſchon früher der Fall geweſen war. Seit meiner Zurückkunft hatte er mich in Geſchäften nur ein paar Mal zu Rathe gezogen, und da ich

dabei nicht mit seiner Meinung übereinstimmte, es nachher vermieden, solche Gegenstände in meiner Gegenwart zu berühren. Auf das Glück vertrauend, welches seine Unternehmungen bisher so ungemein begünstigt hatte, ward Ernst von Tage zu Tage zuversichtlicher und kühner in seinen, in's Unermeßliche gehenden Spekulationen. Der Kredit, dessen die Anstalt im Allgemeinen genoß, machte es ihm leicht, die Fabrikation weit über das Verhältniß seiner wirklichen Fonds zu vermehren. Die ausgebreiteten Verbindungen, welche seine Thätigkeit überall eingeleitet, erleichterten auf gleiche Weise den Absatz dieser rastlos vervielfältigten Produkte. Seine Gesellschafter, die sich anfangs dieser unbegränzten Ausdehnung der Geschäfte widersetzt hatten, ließen ihn gewähren, als der Erfolg eine außerordentliche Erhöhung ihrer Gewinnsantheile zu versprechen schien. Allein die Gefahr, worin, bei dieser allzukühnen und unvorsichtigen Handlungsweise, das ganze Etablissement fortwährend schwebte, konnte der Wahrnehmung eines aufmerksamen und unparteiischen Beobachters nicht entgehen. Ich erkannte diese Gefahr auf's Deutlichste, und glaubte meine Besorgnisse dem

keck und rasch hinstürmenden Manne um so mehr mittheilen zu müssen, da manche Anzeichen den Ausbruch eines neuen Krieges befürchten ließen, welcher, im Fall einer unglücklichen Wendung, auf die gesammte Industrie nachtheilig einwirken, besonders aber einer so überspannten, schwindelnd emporgetriebenen Unternehmung höchst verderblich werden mußte. Meine Warnung wurde mit anscheinender Dankbarkeit, aber mit dem geheimen Verdachte aufgenommen, daß meine Besorgnisse vielleicht mehr auf mein dargeliehenes Kapital, als auf die Erhaltung einer Anstalt Bezug haben möchten, welche ihr Gründer bereits für hinlänglich befestigt hielt, um Ereignissen jeder Art Trotz zu bieten. Dieser Verdacht, dessen Daseyn ich errieth, ohne es der Mühe werth zu finden, ihn zu beseitigen, vollendete die Mißstimmung, welche zwischen mir und meinem alten Universitätsfreunde entstanden war. Von jetzt an ward der Beistand, den er früher von mir empfangen, ihm zur Last; und jeder Schritt, welchen er that, sich einer für ihn drückend gewordenen Verbindlichkeit zu entziehen, war ein Schritt zu seinem Untergange.«

»Von dieser Zeit an besuchte mich Ernst nur noch, wenn er es Anstands halber thun zu müssen glaubte. Auch seine Frau kam nicht mehr ungeladen zu der meinigen; wie es schien, auf ausdrückliches Verlangen ihres Mannes. Dagegen sah man diesen jetzt öfters in der Gesellschaft eines Menschen, dessen Umgang er früher für eine Art von Entwürdigung gehalten haben würde. Es war dieß ein bekannter Agioteur, Falling mit Namen, ein Mensch von zweideutiger Herkunft und schlechten Grundsätzen, der sich seit einigen Jahren hier ansässig gemacht und in kurzer Zeit, durch ein eben so kühnes als glückliches Börsespiel, und durch den schamlosesten Wucher, ein bedeutendes Vermögen aufgehäuft hatte. Ein Landhaus, welches Falling in der Nähe von Ernst's Fabrik ankaufte, machte sie zu Nachbaren. Einem ersten höflichen Besuche von Seiten des Agioteurs, der ein großes Verlangen zeigte, die musterhaften Fabrikeinrichtungen kennen zu lernen, folgten wiederholte Einladungen und neue, stets gleich verbindliche Besuche. Man sah sich gegenseitig auf dem Fuße nachbarlicher Artigkeit, ohne merkbare andere Absichten. Falling schien wirklich

entzückt von dem Verstande und der Thätigkeit seines Nachbars; auf die unbefangenste Weise bot er ihm wiederholt seinen Kredit und seine Kasse an, wenn er irgend Anlaß fände, davon Gebrauch zu machen. Ernst, seiner Seits, fühlte sich durch diese Anbietungen um so mehr geschmeichelt, da er gegenwärtig noch nicht in der Lage war, einer solchen Unterstützung zu bedürfen.«

»Inzwischen waren die alten Zwistigkeiten in Ernst's Kompagnie, auf Veranlassung mehrerer Verluste, welche die Fabrik erlitten, neuerdings ausgebrochen. Sie schienen anhaltender und heftiger als je zuvor. Man sprach bestimmt von der Auflösung der alten, und von der Bildung einer neuen Gesellschaft; auch der Mäkler, der die Geldgeschäfte der Fabrik gewöhnlich besorgte, erzählte mir davon, als von einer sehr wahrscheinlichen Sache. Ich erklärte mich in starken Ausdrücken gegen die Thorheit eines solchen Vorhabens in so bedenklichen Zeitumständen, und sagte dem Manne, daß ich nichts dagegen hätte, wenn er die Herren, die es beträfe, mit dieser meiner Absicht bekannt machte.«

»Einige Stunden nachher erfuhr ich aus sicherer Quelle, daß die seit mehreren Tagen viel

besprochene Trennung wirklich erfolgt sey. Ernst, als Uebernehmer der Fabrik, hatte sich anheischig gemacht, seine bisherigen Gesellschafter, mit ihren gesammten Forderungen an eingelegtem Kapital und Gewinnsantheilen, in kurzen Terminen hinaus zu zahlen. Von Falling's Beitritt zu der neuen Firma war nichts bekannt; ja, man versicherte, daß Ernst den Antrag dazu vorläufig abgelehnt habe. Auf solche Weise befand sich eine Unternehmung, worin mehr als eine Million verwendet war, in diesem Augenblicke beinahe ohne allen eigenen Fond. Ich war bestürzt und entrüstet zugleich über einen so unbesonnenen, durch nichts zu rechtfertigenden Schritt. Ohne Zweifel rechnete der Tollkühne darauf, daß es einer gewinnbringenden Anstalt, an deren Spitze er stand, nicht an geldreichen Theilnehmern fehlen werde, und er schmeichelte sich, zur Bildung einer neuen Kompagnie hinlänglich Zeit zu haben. Aber der Krieg war vor der Thür; unglückliche Ereignisse konnten die Stellung des zuversichtlichen Mannes in wenig Tagen eben so gefahrvoll und abhängig machen, als sie ihm jetzt noch sicher und unabhängig schien. Und solchen Wechselfällen

wagte er seine Existenz und das Eigenthum anderer Menschen auszusetzen!«

»Mit diesen Gedanken beschäftigt und noch unentschieden, wie ich mich in dieser Sache selbst benehmen sollte, saß ich in meinem Kabinet, als sich Ernst bei mir melden ließ. Er trat gefaßt ein, doch in einer Spannung, welche die innere Bewegung verrieth, die er vor mir zu verbergen suchte. Ich bezwang mich, so gut ich konnte, indem ich schweigend erwartete, was er mir vorzutragen habe. Er erzählte mit Anstand und in guter Ordnung, was vorgegangen, und führte die Gründe an, wodurch er seinen, wie er behauptete, unvermeidlich gewordenen Schritt rechtfertigen zu können glaubte. Daß er mich nicht früher davon unterrichtet, entschuldigte er nur leichthin, indem er eines Besuches erwähnte, den er mir vor einigen Tagen gemacht habe, ohne mich zu Hause zu treffen. Hierauf legte er mir die Bilanz der Fabrik, so wie seine eigene vor, und ohne abzuwarten, was ich darüber bemerken würde, setzte er hinzu: — obgleich aus dem vorliegenden Ausweis erhelle, daß die Unternehmung, deren einziger Eigenthümer er jetzt sey, so wie er selbst, vollkommen aufrecht

stehe, so sehe er doch ein, daß sich die Lage der Dinge, in Bezug auf seine Gläubiger und namentlich auf mich, durch den Austritt seiner Kompagnons wesentlich verändert habe. Er könne weder verlangen noch erwarten, daß ich nach dem, was er gegen meinen ausdrücklichen Rath gethan, ein so beträchtliches Kapital, als ich ihm persönlich anvertraut, ohne hinlängliche Sicherheit bei ihm werde stehen lassen; er biete sich daher an, meine ganze Forderung sogleich durch eine angemessene Partie von Waaren zu decken, in Betracht der Rückzahlung aber sich genau an die Termine zu halten, die ich ihm vorzuschreiben für gut finden werde.«

»Dieses Anbieten, die offene und zugleich bescheidene Art, womit es gemacht wurde, überraschte mich, und entwaffnete meinen Groll gegen den, mir noch immer werthen Mann. Ich erwog Ernst's und meine Lage; ich dachte an das, was ich meiner eigenen Würde und dem Urtheil der Welt schuldig sey, welche mich in dieser Angelegenheit ohne Zweifel noch strenger beurtheilen würde, als den Unvorsichtigen selbst, den man bisher als meinen Freund und Schützling zu betrachten gewohnt war.«

»Und welchen Eindruck,« erwiederte ich nach einem längeren Stillschweigen, »würde es auf Ihren Kredit machen, wenn man erführe, daß Sie sich genöthigt gesehen, den ältesten Ihrer Handlungsfreunde auf solche Weise sicher zu stellen?« — Ernst zuckte die Achseln. — »Ihr Antrag,« fuhr ich fort, »ist redlich gegen mich; aber es ziemt mir nicht, dem Manne, welchem ich früher ein vielleicht zu unbedingtes Vertrauen bewies, in dem Augenblicke meinen Beistand zu entziehen, wo er in unmittelbarer Gefahr steht, gänzlich zu Grunde gerichtet zu werden.« — »Das fürchte er nicht,« versetzte Ernst mit glühendem Gesichte. — »Es wird gewiß geschehen,« antwortete ich bestimmt, »wenn Ihr persönlicher Kredit in diesem Zeitpunkte durch einen solchen Vorgang erschüttert wird. — Genug! ich will jetzt weder sicher gestellt noch bezahlt werden. Suchen Sie vor Allem Ihre Fonds-Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Wenn Ihre Stellung erst wieder mehr befestigt ist, mögen Sie immerhin thun, was Ihnen gut däucht, um sich einer Verbindlichkeit zu entledigen, welche Ihnen — ohne meine Schuld, wie ich mir bewußt bin, — drückend geworden.« — Damit

stand ich auf, und Ernst ebenfalls. Er wollte reden, vermochte es aber nicht. Beschämung, Dankbarkeit und Stolz schienen in seinem Inneren zu kämpfen; mit einem durchdringenden, halb finsteren, halb gerührten Blicke sah er mich eine Weile an, verneigte sich dann und verließ mein Zimmer.«

Norberg hielt in seiner Erzählung inne und stand auf, um nach dem Himmel zu sehen, an welchem von mehreren Seiten Gewitterwolken aufstiegen. »Das Wetter,« sagte er, »zieht sich über uns zusammen, wie damals über dem armen Ernst. Ich sah dieß fast so deutlich als jetzt; aber eine gewisse Empfindlichkeit über die stolze Zurückhaltung meines Schulfreundes hinderte mich, meine ganze Pflicht gegen ihn und gegen mich selbst zu thun. Im Grunde war meine großmüthige Weigerung, seinen Vorschlag anzunehmen, wenig mehr als ein Triumph der Eitelkeit. Hätte ich mich damals, wie ich konnte und sollte, des eigenwilligen Mannes bemächtigt, und es der Mühe werth gefunden, sein

Freund zu seyn, anstatt mit vornehmer Miene den Wohlthäter gegen ihn zu spielen; es wäre nicht schwer gewesen, den Unglücklichen auf den rechten Weg zurück zu führen und ihn von dem Verderben zu retten, dem er entgegen eilte.«

Elisa war ebenfalls aufgestanden, um nach dem Wetter zu sehen. Sie lud uns ein, auf einen etwas höheren Standpunkt zu gehen, wo wir das prächtige Schauspiel des herannahenden Gewitters besser beobachten und nöthigen Falls in der ganz nahen Schweizerhütte dagegen Schutz finden könnten. Wir folgten ihr dahin, und nachdem wir uns wieder gesetzt hatten, fuhr Norberg folgendermaßen in seiner Erzählung fort.

»Fünf oder sechs Tage nach jenem verhängnißvollen Besuche Ernst's verbreitete sich auf der Börse die nicht zu bezweifelnde Nachricht, daß der Krieg erklärt, und die Feindseligkeiten vermuthlich schon ausgebrochen seyen. Die Geschäfte stockten auf der Stelle. Das bare Geld verschwand; für die besten Papiere gab es keine

Käufer. Ich bemerkte Ernſt im Gedränge, ſich von einem Mäkler zum andern wendend; ein Achſelzucken war die Antwort, die er von jedem erhielt. Er ſchien ſehr beſtürzt, und ungewiß, ob er bleiben oder gehen ſollte. Offenbar befand er ſich bereits in der dringendſten Verlegenheit, und wußte keinen Rath, ſeinen nächſten Bedürfniſſen abzuhelfen. — Als ich von der Börſe herabging, ſah ich ihn in einer Ecke der Vorhalle bei Falling ſtehen, dem er ſein Anliegen in leidenſchaftlicher Haſt vorzutragen ſchien. Der kaltblütige Börſemann hörte ihm mit großem Phlegma zu und durchlief mit blinzelnden Augen ein Papier, das ihm Ernſt überreicht hatte. Ich blieb einige Augenblicke ſtehen, die Gruppe zu beobachten. In dem lauernden Geſichte des Wucherers ſtieg ein ſelbſtzufriedenes Lächeln auf, das einen gefaßten Entſchluß anzudeuten ſchien. Er legte vertraulich die Hand auf ſeines Nachbars Schulter und ſchielte ihn mit einer wahren Mephiſtopheles-Miene an, als wollte er für den Dienſt, der von ihm verlangt wurde, Leib und Seele zugleich in Beſchlag nehmen. Ernſt erblickte mich jetzt, und zog verlegen ſeinen Hut; auch Falling grüßte mich mit grinſender Höflich-

keit. Ich dankte beiden ziemlich trocken, indem ich mich vergebens bemühte, der widrig gemischten Empfindung von Mitleid und Abscheu Herr zu werden, womit mich der Anblick einer Gemeinschaft erfüllte, in welcher ich bereits das ganze künftige Geschick meines übel berathenen Schulfreundes voraus zu sehen glaubte.«

»Mehrere Stafetten, die zu Hause meiner warteten, überbrachten mir Handlungsberichte verschiedener und dringender Art, wodurch meine Aufmerksamkeit anderen Gegenständen zugewendet wurde. Der wirklich erfolgte Anfang des Krieges setzte die kaufmännische Welt allenthalben in außerordentliche Bewegung. Die Interessen meines Hauses und wichtiger Handlungsfreunde erheischten meine ungetheilte und thätigste Vorsorge. So vergingen in einem Gewühl von Geschäften zehn bis vierzehn Tage, während welcher ich Ernst und dessen Angelegenheiten beinahe ganz aus den Augen verlor. — Die Kriegsbegebenheiten nahmen schnell eine entscheidende, überaus unglückliche Wendung. Eine große Schlacht war verloren, und mit ihr die ganze Hoffnung des Feldzuges. Unsere Armee schien aufgelöst; der Feind hatte die Grän-

zen bereits überschritten, und Alles zeigte an, daß sich seinem Vordringen kein bedeutendes Hinderniß entgegenstellen würde. In der That war die Residenz selbst sehr bald im Besitz des feindlichen Heeres.«

»Nach einigen Tagen des Schreckens fingen die Beschäftigungen des bürgerlichen Lebens wieder an, nothdürftig ihren Gang zu gehen. Doch Alles ließ eine längere Dauer des Krieges und der Drangsale voraussehen, die damit verbunden waren. Der Druck und die Verwirrung unter Fabrikanten und Kaufleuten stiegen in kurzer Zeit auf's Aeußerste. Die Bankerotte waren an der Tagesordnung; nur wenige der älteren und ganz soliden Häuser blieben unerschüttert.«

»Zu meinem und aller Welt Erstaunen hielt sich Ernst in diesem Sturme aufrecht. Unstreitig war es seine Verbindung mit dem reichen Geldmanne Falling, welche ihm die Mittel dazu gab. Aber Niemand begriff die Art dieser Verbindung, und die förmliche Associirung der beiden Nachbarn, von der die Rede ging, fand wenig Glauben. Indessen war in der Lebensweise, und, wie es schien, sogar in der Denkart

des Agioteurs seit einiger Zeit eine auffallende Veränderung vorgegangen. Der wüste Großstädter wurde auf ein Mal ein Freund des Landlebens; das Interesse, das er an den Fabriksarbeiten nahm, überwog selbst seine Anhänglichkeit an die Börse. Er verweilte halbe Tage lang in dem Hause seines Nachbars, und kam jetzt auch häufig, wenn dieser abwesend war. Endlich glaubte man wahrzunehmen, daß Falling's Augenmerk bei diesen Besuchen weniger auf die Geschäfte seines ehrlichen Nachbars, als auf dessen schöne Frau gerichtet sey, und die Lästersucht ermangelte nicht, die lange bezweifelte neue Kompagnie, in einem gewissen bedenklichen Sinne, als schon abgeschlossen anzukündigen.«

»Wie ich den Charakter meines alten Schulfreundes und seiner Gattin kannte, war ich überzeugt, daß sie, welches auch Falling's Absichten und Umtriebe seyn möchten, an solchen Schändlichkeiten keinen Theil, ja schwerlich eine Ahnung davon haben könnten. Der Ausgang, welchen die Sache nahm, bestätigte meine Vermuthung. Der Agioteur brach plötzlich, in sehr übler Laune, allen Umgang mit seinem Nach-

bar und deſſen Frau — der ſpröden Närrin — ab, wie er ſie jetzt ohne Scheu nannte. Seine galante Zudringlichkeit, die man lange nicht recht verſtanden, und für unſchuldige Geckerei gehalten hatte, war endlich deutlich und unverſchämt geworden. Sie wurde mit Verachtung zurückgewieſen. Das machte den Elenden wüthend vor Bosheit und Rachſucht. Er ſelbſt war jetzt der erſte, das Geheimniß der verderblichen Kreditsverbindung aufzudecken, welche zwiſchen ihm und ſeinem Nachbar beſtand. Die Waarenmagazine der Fabrik waren dem Wucherer verpfändet, zur Deckung der geheimen Vorſchüſſe, die er geleiſtet, und der Acceptationen und Bürgſchaften, zu welchen er ſich verbindlich gemacht hatte. Das Uebereinkommen war auf beſtimmte Zeit feſtgeſetzt, und dem Rechte nach für beide Theile gleich verpflichtend. Aber Falling's Argliſt hatte ſich zum Meiſter des Vertrages gemacht; es ſtand in ſeiner Gewalt, ſeinen Mitkontrahenten durch die bloße Verweigerung ſeiner Unterſchrift augenblicklich zu ſtürzen. Falling fing damit an, die vertragsmäßigen Leiſtungen, die ihm oblagen, auf alle nur mögliche Weiſe zu erſchweren. Er ſpielte

den Beleidigten gegen Ernst, und vermied geflissentlich, selbst auf der Börse, mit ihm Worte zu wechseln; die Geschäfte, welche noch zwischen ihnen Statt hatten, ließ er von seinen Kommis besorgen, sprach dabei gegen Jedermann sehr zweifelhaft von der längeren Dauer derselben, und erklärte auf's Bestimmteste, daß es ihm nie eingefallen sey, sich mit einem Manne ohne Vermögen, Kredit und kaufmännische Konduite in eine nähere Verbindung einzulassen.«

»Je frecher Falling seine Absicht an den Tag legte, den hart bedrängten Ernst zu Grunde zu richten, um so weniger verfehlte sie ihre Wirkung. Der Rest des persönlichen Kredits, welchen dieser noch gehabt hatte, war vernichtet, seitdem man wußte, von welcher Art das Verhältniß sey, worin er mit Falling stand. Man kannte die rücksichtslose Härte des Agioteurs in solchen Umständen, und berechnete die Dauer eines kaufmännischen Lebens, das sich in seinen Händen befand, nach dem Betragen, welches er gegen sein Schlachtopfer beobachtete. Wenn er sich anschickte, seine Beute fahren zu lassen, so schloß man, daß sie rein aufgezehrt, und die Ueberbleibsel nicht des Aufhebens werth seyen.«

»Ich erfuhr durch das allgemeine Gerücht dieſe Lage der Dinge, und konnte nicht umhin, wahres Mitleiden mit meinem alten Schulfreunde zu haben. Empfindlicher konnte dieſer ſtolze, unlenkſame Geiſt nicht beſtraft werden, als daß er ſich, durch ſeine eigene Unvorſichtigkeit, der Willkühr eines Elenden Preis gegeben ſah, den er eben ſo ſehr verachtete, als er ihn zu fürchten Urſache hatte. Indeſſen ſchien Ernſt entſchloſſen, den Kampf mit Falling's Argliſt und Niederträchtigkeit eben ſo beharrlich zu beſtehen, als er bisher den Unfällen der Zeit und den Schlägen des Schickſals Trotz geboten hatte. Mit einer Anſtrengung ohne Gleichen, und unter immerwährenden Zänkereien mit Falling's Handlungsbedienten und Helfershelfern, hielt er den morſchen Bau ſeines Kredits noch durch mehrere Wochen aufrecht. Ich begegnete ihm unter dieſen Umſtänden auf der Börſe, die er jetzt ſeltener beſuchte, und erſchrak über ſein Ausſehen. Seine Wangen und Augen waren eingefallen, die Geſichtsfarbe gelb und krankhaft, der Nacken gegen ſeine Gewohnheit vorhängend. Er blickte ſcheu und finſter um ſich, und ſchien Jemand zu ſuchen. Endlich ward er Falling's

ersten Kommis gewahr, und ging hastig auf ihn zu. Sie sprachen ziemlich lange, zuletzt sehr heftig mit einander. Als ich an ihnen vorbeiging, traf Ernst's funkelndes Auge von ungefähr auf mich. Er stockte, und eine dunkle Gluthröthe ergoß sich über sein Gesicht. Noch ein Mal suchte er den gesenkten Blick zu mir zu erheben, aber er mußte ihn wieder zu Boden schlagen. Da warf er sich mit einer Bewegung des Stolzes in die Brust, und nachdem er dem Handlungsbedienten noch einige barsche Worte gesagt hatte, verließ er eilig den Saal.«

»Als ich von dieser stummen, aber bedeutungsvollen Begegnung nach Hause kam, erzählte mir Elisa, daß sie eben einen Besuch von Ernst's Gattin gehabt habe. Die arme Frau schien von einer unbestimmten traurigen Ahnung in die Stadt getrieben und in unser Haus geführt worden zu seyn, um Hülfe gegen ein Unglück zu suchen, das sie voraus empfand, ohne sagen zu können, worin es bestehen, und wie es abzuwenden seyn würde. Die ökonomische Verwickelung ihres Mannes war ihr wenig bekannt; auch erwähnte sie deren nicht: dagegen sprach sie in seltsamen, dunkeln Ausdrücken von

dem verlorenen Zustande seiner Seele, woraus ihn nur ein Wunder zu befreien vermöge. Dennoch schien sie von meiner Freundschaft und Großmuth Hülfe zu erwarten; aber sie zweifelte, ob ich das Unheil werde verhindern können, welches sie am meisten zu fürchten habe. Am Ende bat sie meine Frau in den rührendsten Ausdrücken, ihr die Ungelegenheit, die sie ihr verursachte, und ihre verworrenen Reden zu verzeihen: allein sie habe es nicht unterlassen können, diesen Besuch zu machen, trotz dem Verbot ihres Mannes, der ihr eine solche Schwäche, wie er es nenne, nie verzeihen würde.«

»Alles, was ich seit einigen Tagen sah und hörte, vermehrte meine Theilnahme an Ernst's traurigem Schicksale. Ich fing an, mir selbst einen Theil der Fehler und des Unglückes beizumessen, worin der unvorsichtige Mann verfallen war. Noch jetzt schien es meine Pflicht, einen Versuch zu seiner Rettung zu machen. Der Zeitpunkt war entscheidend, nicht nur für Ernst's äußere Lage, sondern auch für seinen Charakter und Gemüthszustand, die nicht weniger einer gründlichen Verbesserung bedurften, und nun

vielleicht für immer von den, ihnen anhängenden Gebrechen geheilt werden konnten.«

»In dieser Stimmung traf mich mein Rechtsfreund, Doktor M., der meine Verhältnisse mit Ernst, und diesen selbst, genau kannte. Des Doktors erstes Wort, als er eintrat, war die verzweifelte Lage unsers gemeinschaftlichen Jugendfreundes. Er machte mir, nach seiner gutmüthig polternden Art, herbe Vorwürfe über meine unverzeihliche Fahrlässigkeit in dieser Sache. Schon längst habe er mir gerathen, wegen meiner Forderung an Ernst, die nun offenbar in hohem Grade gefährdet sei, die nöthige Vorsicht zu treffen. Meine übelverstandene Delikatesse habe mich schon ein Mal um die mir angebotene Sicherheit gebracht, was zu Ernst's eigenem größten Nachtheil ausgeschlagen sey, und ihn dem schurkischen Falling in das Netz gejagt habe. Jetzt sei die letzte Zeit, das Versäumte einzubringen, und er fordere mich auf, dieß auf der Stelle zu thun, wäre es auch nur um des Schuldners und der übrigen rechtlichen Gläubiger willen. Die Fabriksgebäude seyen noch unbelastet; er habe ohnehin ein Geschäft bei der Herrschaft, und biete sich an, meine Forderung

in dem Grundbuche daselbst ungesäumt intabuliren zu lassen. Auf solche Weise werde ich, außer meiner eigenen Sicherheit, zugleich das nöthige Uebergewicht unter den übrigen Kreditoren erhalten, und es werde in meiner Macht stehen, nach den Umständen zu thun, was ich für das Beste des Schuldners und der Masse am zuträglichsten finde.«

»Die Gründe meines Rechtsfreundes waren so überzeugend, sein Eifer, mir zu dienen, so unverkennbar, seine Gesinnungen für Ernst selbst so wohlmeinend, daß ich seinem Andringen nachgab, und ihm die Vollmacht ertheilte, sogleich am folgenden Tage alle gerichtlichen Vorkehrungen in meinem Namen zu treffen. Ich erklärte dabei, daß ich das hypothekarische Vorrecht, welches ich in Anspruch nahm, weniger zu meinem eigenen Vortheil, als zum Besten Ernst's und der Gesammtheit seiner Gläubiger, zu benutzen gedächte. Wenn die Unternehmung aufrecht erhalten werden könnte, war ich entschlossen, von meinem bisherigen System abzugehen, und der Fabrik mit einem angemessenen Fonds als öffentlicher Gesellschafter beizutreten. Wenn dieß unmöglich, und die Anstalt nicht mehr zu retten

wäre, wollte ich wenigstens nichts unversucht lassen, um eine, für alle Betheiligten möglichst vortheilhafte Ausgleichung zu Stande zu bringen. Mit diesen Absichten dachte ich Ernst selbst bekannt zu machen, sobald meine alte Forderung sicher gestellt, und ich in der Lage seyn würde, eine entscheidende Sprache gegen den Schuldner sowohl, als die übrigen Gläubiger, zu führen. — Mein Freund M. billigte dieß Alles höchlich, und verließ mich, sehr zufrieden mit mir und mit sich selbst, indem er mir Glück wünschte, einen Entschluß gefaßt zu haben, der, seiner Meinung nach, nur die ersprießlichsten Folgen haben konnte.«

Das Gewitter hatte sich indessen dunkeldrohend über unsere Häupter gelagert. Ein mächtiger Blitzstrahl durchzuckte in diesem Augenblick die düsteren Wolkenmassen; die drückend schwüle Luft fing an bewegt zu werden, und einzelne große Wassertropfen fielen auf die glühende Erde. Norberg schwieg, und wir Alle staunten einige Sekunden den aufgeregten Himmel an. Da

schlängelte sich ein zweiter Blitz durch die Luft. Wir mußten eilen, die Schweizerhütte zu erreichen, eh' unter gewaltigem Donnergerolle der Regen herabgoß.

»Erquickend,« sagte Elisa, indem sie, unter dem schützenden Vorsprung der Hütte stehend, den erfrischten Luftstrom in langen Zügen einsog. Sie hatte Norberg's Arm gefaßt, und lehnte sich liebkosend an ihn, da er, in seine Gedanken vertieft, trüb und gleichgültig in das Wetter hinaus sah. »Die Erinnerung an jene Tage der Unruhe und des Schreckens,« hob sie nach einer Weile an, »hat noch immer eine große Gewalt über den heitern, starken Geist unsers Freundes. Er vermied bisher, selbst mit mir, von manchen Umständen zu reden. Doch waren es nur Züge seines Edelmuthes, die er uns zu verbergen hatte.«

»Sage, seines kurzsichtigen Eigendünkels,« erwiederte Norberg, »und Du sprichst die Wahrheit. — An demselben Tage, an welchem mein kluger Rettungsplan in Erfüllung zu gehen anfing, war Ernst's Fall entschieden, und zwei Nächte später trieb ihn die Verzweiflung in den Tod und zum Wahnsinn. Schon am Morgen

jenes Tages — es war eben Sonnabend, — verbreitete sich das Gerücht, daß Ernst seine Zahlungen sogleich einstellen müsse, weil Falling und dessen auswärtige Freunde ihm plötzlich den Kredit verweigert hätten, und alle seine Wechsel mit Protest zurückgekommen wären. Die Nachrichten auf der Börse bestätigten die zuletzt erwähnten Umstände. Man sprach von einem furchtbaren Auftritt zwischen Ernst und dem Agioteur, in Folge dessen der letztere eiligst auf ein entferntes Landgut abgereist sey. Uebrigens setzte die Fabrik die Zahlungen des Tages fort; die Inhaber der mit Protest zurückgekommenen Tratten wurden auf den künftigen Montag bestellt, wo sie bezahlt werden sollten. Gegen Abend sah man Ernst selbst, in derselben Richtung, welche Falling genommen, aus der Stadt fahren. Man sagte, daß er sich mit Waffen versehen, und geschworen habe, sich Geld zu den bevorstehenden Zahlungen zu verschaffen, und wenn er es dem Teufel in Person um den Preis seiner Seele abnöthigen müßte.«

»Der Sonntag verging, ohne daß man von Ernst oder Falling weiter etwas hörte. Mit Ungeduld erwartete ich meinen Rechtsfreund, der

endlich Abends von seiner Landfahrt zurückkam. Er brachte mir mit triumphirender Miene den Ausweis von der vollzogenen Intabulirung meines Darleihens, denn er hatte bereits erfahren, daß es inzwischen mit Ernst's Angelegenheiten zum Aeußersten gekommen war. Seiner Meinung nach war dieß nothwendig; jetzt erst, behauptete er, werde der gebeugte Stolz unsers Jugendfreundes sich den Anordnungen fügen, welche zu seiner Rettung getroffen werden müßten. Ernst's abenteuerlichen Zug wider Falling belachte der Doktor; er wollte wissen, daß der Agioteur sich in vollkommener Sicherheit befinde, und Ernst unverrichteter Dinge zurückkehren werde. — Es gelang meinem Freunde, mich nach und nach zu seinen Ansichten zu stimmen. Andere Beschäftigungen und die Zerstreuungen der Gesellschaft verscheuchten vollends die Besorgnisse, die in mir aufgestiegen waren; ich sah ziemlich gleichgültig den Ereignissen des folgenden Tages entgegen, welche in jedem Fall entscheidend seyn mußten.«

»Montags früh, gegen zehn Uhr, meldete man mir mit einer gewissen Verlegenheit, daß in Ernst's Niederlage große Unruhe und Bestürzung

herrschten, und daß sehr seltsame, zum Theil widersprechende Nachrichten von schrecklichen Begebenheiten in Umlauf wären, die sich auf der Fabrik zugetragen haben sollten. Nach Einigen habe sich Ernst in den Strudel des großen Wasserwerkes der Fabrik gestürzt und sey todt, nach Anderen lebe er zwar noch, doch ohne Hoffnung des Aufkommens, so wie seine Frau und sein kleiner Sohn, zu denen ein Arzt aus der Stadt berufen worden. Es seyen Spuren vorhanden, daß der Unglückliche sich selbst und seine Familie mit Blausäure vergiftet habe. — Ich war erstarrt vor Entsetzen, suchte mich aber durch den Gedanken zu ermannen, daß dieser verworrene Bericht unmöglich wahr seyn könne. Da überreichte man mir einen Brief, mit der Aufschrift von Ernst's Hand: »Dem Herrn von Norberg nach meinem Tode zuzustellen.«

»In dem Briefe gestand Ernst sein früheres Unrecht gegen mich, verhehlte aber nicht, daß er eine Art von Befriedigung darin finde, durch den letzten Schritt, welchen ich ohne sein Vorwissen zur Sicherstellung meines Interesses gethan, der einzigen Verbindlichkeit enthoben zu seyn, die ihm wahrhaft drückend gewesen. Er

gehe aus der Welt, mit der kalten und ruhigen Ueberzeugung, daß er keinen Freund darin zurücklasse. Bis noch vor kurzer Zeit habe er sich mit dem Gedanken getragen, sein Weib und sein Kind im Fall seines Todes meinem Edelmuthe zu empfehlen; jetzt erspare ihm eine neue Erfahrung diese unnütze Demüthigung. Derselbe Tod, der ihn von der Last und Mühe des Lebens befreie, werde auch dem Elend der Seinigen ein Ende machen. Gleichwol habe er noch einen Wunsch, dessen Erfüllung er lieber von mir, als von jedem Andern erlangte. Dieß sey die Bestrafung des Niederträchtigen, in dessen Hände er, vielleicht nach einer gerechten Fügung des Schicksals, gefallen sey, weil er aus allzuregem Selbstgefühl es verschmäht habe, von irgend einem Menschen abzuhängen. Falling's Betragen gegen ihn sey eine Kette von Schandthaten, die eine noch schärfere Ahnung verdienen, als die öffentliche Verachtung allein. Dazu fordere er mich im Namen seines hingeopferten Weibes und Sohnes auf, welche er lieber todt, als dem Mangel und der Schande ausgesetzt habe sehen wollen.« —

Norberg ſchwieg abermals, nicht weniger von ſeinen Erinnerungen, als von dem gewaltſamen Ausbruch des Ungewitters geſtört, das ſich jetzt mit ununterbrochenen Blitzen und Donnerſchlägen, und in einem unermeßlichen Waſſerſtrome entlud. Wir mußten in das Innere der Hütte treten, um vor dem heftigen Anfall des Sturmes und des Regens geſchützt zu ſeyn.

Das erſte, was uns dort in die Augen fiel, waren die zwei Zeichnungen aus Ernſt's Geſchichte. Sie ſtellten zwei Momente der Kataſtrophe dar, und waren beſonders in Hinſicht der Architektur und Beleuchtung meiſterhaft ausgeführt. — »Dieſe geſpenſtiſche Geſtalt,« ſagte Doktor G., der eine der Zeichnungen aufmerkſam betrachtete, »welche hier über den halb erleuchteten Korridor hinweghuſcht, iſt wol Ihr unglücklicher Freund? Das Unheimliche der Geſchichte iſt von dem Künſtler glücklich angedeutet; man glaubt eine Scene aus einem Roman der Radcliffe oder des Maturin zu erblicken.«

»Mich zieht dieſes gemüthliche Familienſtück mehr an,« ſagte Palmer, vor dem anderen Bilde ſtehend; »ich glaube hier den verſöhnenden Ausgang zu ſehen, und das Entzücken einer

frommen Seele, die den verloren gewähnten Gatten wieder in ihre treuen Arme ſchließt.«

»Greifen wir dem Ausgange nicht vor,« erwiederte Doktor G.; »es ſcheint, wir haben den Wendepunkt dieſer häuslichen Tragödie noch nicht erreicht.«

»Das Gräßlichſte davon,« fuhr Norberg fort, »haben Sie wenigſtens gehört: Ernſt's Vorhaben nämlich, ſich ſelbſt, ſein Weib und ſeinen Sohn zugleich zu tödten, eine Gräuelthat, mit welcher der Unglückliche einige Stunden lang wirklich umging, wie ſein Brief an mich und mehrere Umſtände nur allzudeutlich bewieſen. — Was ich von der Veranlaſſung, dem Zuſammenhange und den Folgen dieſes entſetzlichen Vorhabens erfuhr, iſt mir zu erzählen übrig.«

»Schon ſeit mehreren Wochen täuſchte ſich Ernſt über ſeine ökonomiſche Lage nicht mehr. Sein Bruch mit Falling, die nachtheilige Stellung, worin er ſich gegen dieſen befand, die gänzliche Vernichtung ſeines eigenen Kredits, Alles verkündigte ihm ſeinen unvermeidlichen, nahen Untergang. Noch hielt der Werth ſeiner Aktiven der Schuldenmaſſe ungefähr das Gleichgewicht; doch Alles war verloren, wenn die ver-

wickelte Maschine zusammenstürzte. Im Fall eines Bruches sank der Werth der Aktiven vielleicht um ein Drittheil, und der Verlust der Gläubiger war im Fortgange eines Konkurses kaum zu berechnen. In einem wahrhaft fieberischen Zustande, aber mit voller Klarheit des Bewußtseyns, setzte er indeß rastlos seine Bemühungen fort, dem immer stärkeren Andrang der auf ihn einstürmenden Zahlungsforderungen zu widerstehen. Er sah die zunehmende Wahrscheinlichkeit, diesen Anforderungen nicht mehr genügen zu können, und er schauderte davor; denn er war entschlossen, dieses Aeußerste nicht zu überleben.«

»Eine Art von Tagebuch, welches man unter Ernst's Papieren gefunden, stellte diesen inneren Kampf seines Gemüthes auf eine anschauliche Weise dar. Man sah die Bedrängniß des armen Mannes von Tag zu Tage höher steigen, und die finstere Ueberzeugung sich seiner immer mehr bemächtigen, daß aus diesem Labyrinthe kein Ausweg für ihn sey, als der Tod. Dabei enthielten diese Blätter eine fortlaufende Rechtfertigung seiner kaufmännischen Grundsätze und seiner Geschäftsführung, die er als untadelhaft

und folgerecht vertheidigte, mit alleiniger Ausnahme seiner Verbindung mit Falling, zu welcher ihn der Drang der Umstände verleitet habe. Alle seine Unfälle schrieb er dem treulosen Glücke zu, und fremder Schwäche oder Thorheit. Seine Unternehmung erklärte er für aufrecht, wenn die, von Falling widerrechtlich zurückgehaltenen, Pfänder zur Masse gezogen, und das Fabriksvermögen nicht unter dem Werthe verschleudert würde. Er rieth daher seinen Gläubigern, die Geschäfte, ihres eigenen Vortheils wegen, wenigstens bis zur erfolgten Liquidirung, auf gemeinschaftliche Rechnung fortzusetzen. Zu diesem Zwecke empfahl er ihnen seine Leute, deren Dienste der Masse so nützlich seyn würden, als sie es ihm gewesen.«

»In den letzten Tagen schien Ernst durch diese Ansichten wieder zu einiger Gemüthsruhe gelangt zu seyn. Er ging mit dem Entschlusse um, seinen Gläubigern einen kurzen Zahlungsstillstand vorzuschlagen, während dessen eine Ausgleichung versucht werden sollte. Sein Augenmerk und seine Hoffnung waren dabei vornehmlich auf mich gerichtet, wie mehrere Stellen seines Tagebuches bewiesen, worin er meiner mit

Achtung und mit dem herzlichen Bedauern erwähnte, sich jemals von mir entfernt zu haben. Eine dieser Stellen in den Selbstbekenntnissen des unglücklichen Mannes, hatte etwas besonders Rührendes. Er hatte die Rechnungen vollendet, die er seinen Gläubigern vorlegen wollte. Sein Entschluß war gefaßt, und seine Aussicht nicht hoffnungslos; er dachte arm, aber mit unverletzter bürgerlicher Ehre von seinem Besitzthume zu scheiden.«

»Da schreckte ihn Falling's wortbrüchige Bosheit plötzlich aus seiner vorübergehenden Selbstberuhigung auf. Er sah die Nothwendigkeit, seine Zahlungen augenblicklich einstellen zu müssen, und fürchtete das Schlimmste von dem gerichtlichen Verfahren, worauf es der Wucherer angelegt hatte. Falling's arglistige Entweichung versetzte ihn in Wuth. Die gewaltsamsten Entschließungen scheinen von dieser Zeit an in seiner Seele gewechselt zu haben. Als er, wie mein Freund M. richtig vorausgesehen, die Spur des Flüchtlings verlor, und die Hoffnung, ihn zu erreichen, aufgeben mußte, wollte er erst in die Stadt zurückkehren, befahl aber dann dem Kutscher, den Weg nach der Fabrik einzuschlagen;

und die müden Pferde anzutreiben, denn er müsse noch auf das Amt. In der Nähe seines Hauses begegnete er dem Gerichtshalter. Von diesem erfuhr er, daß mein Advokat auf dem Amte gewesen, und welches Geschäft ihn dahin geführt habe. Ernst schien ganz außer sich vor Erstaunen und Bestürzung. Er verließ den Gerichtshalter, ohne weiter ein Wort zu sprechen. Verstört und düster kam er im Hause an, wies seine Frau und den Knaben, die ihn bei'm Aussteigen bewillkommten, mit Härte zurück, und verschloß sich in sein Arbeitszimmer, wo er eine Stunde lang allein blieb und zu schreiben schien. Als es dunkel zu werden anfing, hörte man ihn eine Weile mit starken Schritten auf und ab gehen, und mit sich selbst reden. Endlich verlangte er Licht, und ließ seiner Frau sagen, daß sie ihm eine Kräutersuppe — sein Lieblingsgericht — bereiten und gegen zehn Uhr mit dem Kinde zu ihm kommen solle, um die Suppe in seiner Gesellschaft zu essen. Dann schrieb er wieder, wahrscheinlich den Brief an mich, auch noch an seinem Tagebuche, dessen letzte Stellen mit furchtbarem Kaltsinn die Ueberzeugung aussprachen: er weihe sich und die Seinigen der

Vernichtung, und werde in dem ruhigen Schlafe des Todes durch keine Träume gestört werden.«

»Als die Magd das Essen brachte und auf den Tisch setzte, bemerkte sie, daß ihr Herr, der todtenbleich an dem Schreibpulte stand, ein Fläschchen in der Hand hielt, das er zu verbergen suchte. In verdrießlichem Tone befahl er ihr, zu gehen und die Frau mit dem Knaben zu rufen. Aber plötzlich schien ihn eine ungeheuere Angst zu befallen; er stürzte aus dem Zimmer und rannte an der Magd vorbei, durch den langen Korridor des Wohngebäudes, über die Treppe, welche zu dem großen Wasserwerke führt. Dort sah ihn ein junger Arbeiter, der eben bei der Schleuse beschäftigt war, wenige Schritte hinter den großen Schaufelrädern, sich in's Wasser stürzen. Durch einen außerordentlichen Glücksfall war die Schleuse, wodurch das Räderwerk gesperrt werden konnte, des hohen Wasserstandes wegen, zur Hälfte herabgelassen. Dieß hielt den Körper, nachdem er ein Mal aufgetaucht, einige Augenblicke zurück, und es gelang dem jungen Menschen, seinen Herrn, wiewol stark beschädigt und ganz besinnungslos, aus dem schrecklichen Wasserschlunde zu ziehen.« —

»Ich war, nachdem ich mich von dem ersten Schreck ein wenig erholt hatte, auf die Fabrik geeilt, um die wahren Umstände der grauenvollen Begebenheit zu erfahren und Hülfe zu leisten, wo ich irgend konnte. Der Arzt, den man aus der Stadt berufen hatte, war schon seit einigen Stunden hier, und vereinigte seine Beobachtungen mit denen des Ortsphysikus und des Pfarrers, welche den Verunglückten bald nach der That gesehen und seitdem beinahe ohne Unterbrechung in seiner Nähe geblieben waren. Beide beschrieben die ersten Aeußerungen des zurückkehrenden Bewußtseyns nach dem todähnlichen Schlummer, worin Ernst eine Zeitlang gelegen, als höchst seltsam und grausenhaft. Er schien entsetzt über das Gefühl seines Daseyns, und über das, was um ihn vorging. Dabei war sein Körper ganz steif und unbeweglich; nur seine Blicke schweiften unstät und starr zugleich umher. Lippen und Zähne blieben hart verschlossen; man mußte die Mundsperre anlegen, um ihm Arzenei einzuflößen. Der Ortsphysikus hatte geglaubt, ihm zur Aufregung der gesunkenen Lebenskräfte eine Mischung von Laudanum und Moschus verordnen zu müssen. Diese stark er-

regenden Mittel schienen dem inneren Spiele seiner Phantasien einen gewaltsamen Schwung zu geben. Er fing an zu reden, und verrieth nach und nach, was die Tiefen seines beängstigten Gemüthes bewegte.«

»Er bildete sich ein, gestorben und ein verdammter Geist zu seyn, der zur Strafe seines Unglaubens und seiner Missethaten in eine Welt von Larven versetzt worden, derjenigen ähnlich, welcher er sich eigenmächtig entzogen hatte. Alles, was ihn umgab, erschien ihm als eine bloße Verkleidung der Geisterwelt, die er sonst geleugnet, und deren furchtbare Wirklichkeit ihm, mit der Ueberzeugung von der Fortdauer seines Ichs nach dem Tode, offenbar geworden. In den bekannten Gestalten, die sich ihm näherten, glaubte er Dämonen zu sehen, welchen die Vollziehung seiner Strafe aufgetragen war. Der Arzt, der Geistliche, seine Bedienten, selbst sein alter Freund, der Fabriksinspektor, waren nicht davon ausgenommen. Er betrachtete ihre Gesichtszüge mit Scheu und ängstlicher Anstrengung, als ob er die Zeichen ihrer dämonischen Natur darin zu entdecken suche; der vertraute Ton ihrer Stimme schien ihn durch einen frem-

den Beiklang zu ſchrecken. Der Anblick des Pfarrers beſonders, mit dem er ſich zuweilen einen unfeinen Scherz erlaubt, machte ſichtbar einen tiefen, furchterregenden Eindruck auf ihn, welcher durch die Worte des Troſtes und der Erbauung, die der Geiſtliche an ihn richtete, eher verſtärkt als gemildert wurde. Es war, als ob der Unglückliche in dem Boten des Friedens, deſſen Amt er ehemals verſpottet, jetzt den Verkündiger ſeines Verdammungsurtheiles erkennte, und als wenn die Worte des Heils, die er vernahm, ſich für ihn in donnernde Ausſprüche des erzürnten Richters verwandelten. Der Wahnſinn der Leidenſchaften, welche ihn verblendet, und bis zum Selbſtmord getrieben hatten, war verſchwunden, als hätte der Tod wirklich die Bande des unſterblichen Geiſtes gelöſt. Er klagte ſich ſelbſt mit der größten Strenge an, nicht bloß über die verbrecheriſchen Vorſätze und Handlungen der letzten Tage, ſondern über alle die verkehrten Schritte, welche ſeinen Untergang herbeigeführt hatten, und als deren einzige Triebfeder er jetzt ſeinen eigenen gränzenloſen Stolz erkannte. Dagegen entſchuldigte er das Betragen ſeiner ehemaligen Geſellſchafter gegen ihn,

und auch das meinige, obwol er dieses noch in einem ganz falschen Lichte sah. Laut verkündigte er die Gerechtigkeit der Strafe, die, wie er wähnte, für eine Dauer ohne Ende über ihn verhängt worden, und deren herbeste Pein in der ewigen Betrachtung seiner Schuld und ihrer nicht mehr zu ändernden Folgen bestand.«

»Ernst's Tagebuch, welches die Aerzte vor sich hatten, gab hinlänglichen Aufschluß über den Ursprung dieser nachsichtslosen Selbstverurtheilung, so wie über die letzten schrecklichen Vorsätze des Unglücklichen. Vertieft in den finstern Wahn, daß mit diesem Leben Alles geendigt sey, hatte er, nachdem er sich ohne Rettung verloren, und auch von mir getäuscht und verlassen glaubte, mit einer Art von Besonnenheit die Anstalten zu der gräuelvollen Mahlzeit getroffen, welche ihn und die Seinigen aus der Welt schaffen sollte. Aber die Angst des Gewissens, wahrscheinlich auch eine Regung natürlicher Zärtlichkeit, trieb ihn von dem entsetzlichen Mahle hinweg, noch eh' es bereitet und vollzogen war. Er dachte der Qual der Vorstellungen, die ihn marterten, auf immer zu entgehen, und sich selbst zu v e r n i c h t e n, indem er sich in die Wasser-

räder stürzte. Des leiblichen Todes gewiß, glaubte er es auch von dem Tode seiner Seele zu seyn. — Dieß ohne Zweifel war sein letzter Gedanke, als ihn das Bewußtseyn verließ; derselbe Gedanke, zur fixen Idee geworden, trat aus dem Chaos seiner zerrütteten Seele wieder hervor, als das Selbstbewußtseyn mit allen Schrecknissen eines beängstigten Gewissens in ihm zurückkehrte.«

»So zeigte sich des armen Mannes Geistesverrückung, deren seltsame Beschaffenheit man anfangs nicht zu deuten wußte, nach einigen Stunden schon völlig ausgebildet und zusammenhängend in sich selbst. Beide Aerzte erklärten diesen Zustand für den vollständigsten Wahnsinn, indem kaum eine Spur von Fieber bemerklich war, und die grausenhafte Idee, welche den Kranken beherrschte, alle leibliche Empfindung in ihm zerstört zu haben schien. Die allgemeine Starrsucht oder Lähmung der körperlichen Organe dauerte fort. Selbst die Sprache, deren Gebrauch er auf kurze Zeit bloß erhalten zu haben schien, um die Last abzuwälzen, worunter sein Gewissen arbeitete, versagte ihm auf's Neue ihren Dienst, als er seine Selbstanklage

vollendet hatte. Seit Tagesanbruch sprach er kein Wort mehr; der wieder streng verschlossene Mund mußte jedes Mal mit Gewalt geöffnet werden, wenn man ihm Arzenei oder die nöthigste Nahrung beibringen wollte. — Die Aerzte erwarteten bei eintretender Nacht eine neue Wendung der Krankheit, oder doch die Rückkehr der in der vorigen Nacht beobachteten Zustände. Ueber die Möglichkeit und Art der Heilung waren sie noch ganz im Dunkeln, gaben aber überhaupt wenig Hoffnung dazu. Der Geistliche, ein verständiger und wohlwollender Mann, war einer minder trostlosen Meinung. Er glaubte der Kraft der moralischen Gesinnungen vertrauen zu dürfen, welche in Ernst's Gemüth erwacht waren, und versprach sich von dem Einfluß derselben eine heilsame Wirkung auf die allmälige Herstellung des Kranken.«

»Meine Wünsche stimmten zu sehr mit der Ueberzeugung des guten Pfarrers überein, als daß ich nicht seine Hoffnungen hätte theilen sollen. Beruhigt über das Befinden der armen Frau und des Knaben, denen man die gräßlichsten Umstände der unglücklichen Geschichte zu verbergen gewußt hatte, und die sich von den

ersten Eindrücken des Schreckens zu erholen anfingen, verließ ich das Haus, bloß mit dem Gedanken beschäftigt, was ich zur Verbesserung von Ernst's ökonomischer Lage thun könne, von welcher, nach dem Charakter des Mannes, seine endliche Genesung vielleicht am sichersten zu erwarten war. Ich fand bei diesem Vorhaben die wirksamste Unterstützung in dem Eifer und den Einsichten meines Rechtsfreundes, der sich nicht weniger, als ich, verpflichtet glaubte, die unseligen Folgen seiner Rathschläge so viel als möglich gut zu machen. Die Stimmung der großen Mehrheit von Ernst's Gläubigern war unsern Absichten günstig. Man kam ohne Schwierigkeiten über einen Zahlungsstillstand von sechs Monaten überein. Ein Fonds ward ausgemittelt, um die an Falling verpfändeten Waaren zum Vortheil der Masse einzulösen. Der Agioteur, von der öffentlichen Meinung zum Voraus verurtheilt, war so klug, einem Prozeß auszuweichen, und sich mit dem Ersatz seiner Vorschüsse zu begnügen. Mehrere verloren geglaubte Schuldposten gingen ein. Dadurch wurde der Ausfall in der Bilanz größten Theils gedeckt. Ernst's ehemalige Kompagnons erklärten sich be-

reit, die Fabrik zu übernehmen, im Fall er mit Tod abgehen oder außer Stande seyn sollte, die Geschäfte fortzusetzen.«

»Alle diese günstigen Aussichten zu einer besseren Wendung von Ernst's ökonomischen Angelegenheiten wurden jedoch seinen Freunden durch die Nachrichten sehr verkümmert, welche von Tag zu Tage über den noch immer hoffnungslosen Zustand seiner Gesundheit einliefen. Eine Veränderung, die schon in den ersten Tagen bemerkt wurde, trat jetzt regelmäßig in jeder Nacht ein, und bewies durch diese Stätigkeit den hohen Grad der Bösartigkeit, welchen das Uebel erreicht hatte. Der Kranke erhob sich gegen Mitternacht aus seinem Bette, worin er den Tag über in einer Art von Starrsucht, aber offenbar in wachem Zustande gelegen, und fing an, auf eine wahrhaft gespenstische Weise in seinem Zimmer umher zu gehen. Seine Haltung und sein ganzes Wesen hatten das Ansehen eines Nachtwandlers; doch schien die Art der Wechselwirkung, worin sein Inneres mit der Außenwelt stand, verschieden von der gewöhnlichen Weise dieses krankhaften Zustandes. Es war eine Mischung von eigentlichem Wahnsinn, der, nach

einem inneren Prinzip der Ideenverbindung, sich eine eigene Welt schafft, und seine Einbildungen als äußere Dinge anschaut, und von der träumerischen Wahrnehmung, worin der Somnambüle sich bewegt. Da der Kranke in diesem Zustande sprach, so lernte man den seltsamen und grauenvollen Wahn, der ihn besaß, in seinem ganzen Zusammenhange kennen. Er glaubte sich jetzt als abgeschiedener Geist wieder auf der Erde und unter seinen ehemaligen Umgebungen zu befinden. Indem er von einer Ecke seines Zimmers zu der andern, oder in wunderlichen Kreisbewegungen, bald langsam, bald hastig umherging, bildete er sich ein, die Stadt, die Gegend, die Gärten und Häuser seiner Nachbarn zu durchwandern. Er sah Menschen aller Art, Bekannte und Unbekannte, Gemeine und Vornehme; er hörte sie von ihm, von seinem gewaltsamen Tode, von den Unglücklichen, die er gemacht, von der Schmach und Beschimpfung reden, die seiner verstümmelten Leiche angethan worden. Er hörte sein Andenken verwünschen und seinen Namen mit Abscheu aussprechen, selbst von denen, die er geliebt, und die einst ihn geehrt hatten. Der Unglückliche hörte und

sah dieses alles, und trug es mit Geduld und Unterwerfung. Aber die Folgen seiner Handlungen für Andere, das Unheil, welches sein Eigensinn und sein Stolz in der Welt gestiftet, thürmten sich in seiner Einbildung zu einem Ungeheuer von Verderben und Jammer auf, unter dessen Last seine geängstigte Seele erlag. In der Uebertreibung seiner Selbstverdammung stellte er sich seine redlichen Gläubiger zu Grunde gerichtet vor, seine treuen Diener verfolgt von den Gerichten und eingekerkert, sein Weib und sein Kind dem bittersten Mangel, der Schande und dem erdrückenden Bewußtseyn einer ehrlosen Verwandtschaft und Abkunft Preis gegeben. Diese schrecklichen Vorstellungen überwältigten seine starke Natur; er verfiel auf einige Augenblicke in wirkliche Raserei, und stürzte dann gewöhnlich in die fühllose Lethargie zurück, aus der er vor dem Eintritt dieser Krankheitsperiode sich aufgerichtet hatte.«

»Mehrere Wochen vergingen, ohne daß sich eine weitere Veränderung in dem Gange der Krankheit zeigte. Doch bemerkten die Aerzte eine bedeutende Abnahme der Lebenskräfte, und ein schleichendes Fieber, das sich einstellte, schien

das nicht mehr ferne Ende des Unglücklichen anzukündigen. Mit der schwindenden Lebenskraft nahm indessen auch die Heftigkeit der Zufälle ab, welche die Krankheit begleiteten. Die gewaltsame Starrsucht ging allmälig in eine bloße Nachlassung der Muskelkräfte über; die steifen Glieder wurden geschmeidiger; seit drei Tagen hatte man die Mundsperre nicht mehr gebraucht, um dem Kranken die Arzenei und seine Nahrung einzuflößen. Auch der Zustand des Somnambulismus war in den letzten Nächten weniger schreckhaft und gewaltthätig gewesen. Die Bilder der Phantasie, welche dem Nachtwandler vorschwebten, schienen minder furchtbar, und die Rückkehr zu einem festen Schlafe war zwei Mal ohne einen Anfall von Raserei erfolgt. Man hatte bemerkt, daß der Kranke, die kreisförmige Bewegung verändernd, sich einige Male der Thür genähert, und sie zu öffnen versucht hatte. Dieser Andeutung wollte man nachgeben und die Probe machen, ob er aus der Thür gehen und seinen Weg durch das Haus fortsetzen würde. Die Aerzte waren der Meinung, daß durch diese Anregung der Selbstthätigkeit das sinnliche Wahrnehmungsvermögen

zuerſt wieder hergeſtellt, und die fixe Idee des Kranken, daß er todt und ein bloßer Geiſt ſey, vielleicht zerſtört werden könnte. Ich war begierig, dieſes merkwürdige Experiment mit anzuſehen, und entſchloß mich daher, die Nacht, welche dazu beſtimmt war, in der Fabrik zuzubringen.«

»Ich fand, als ich Abends dort ankam, das ganze Haus in aufgeregter Stimmung und mit den Vorbereitungen zu dem bevorſtehenden Verſuche beſchäftigt. Die Gänge und Treppen waren beleuchtet, und überall auf dem Wege, den man den Kranken nehmen laſſen wollte, vertraute Leute aufgeſtellt, um die neugierigen Hausgenoſſen abzuwehren und nöthigen Falls hülfreiche Hand zu leiſten. Man führte mich zu Ernſt's Frau, deren Geſundheit ſeit einiger Zeit ſelbſt ſehr leidend war, und die mich zu ſprechen gewünſcht hatte. Die arme Dulderin wußte jetzt alles, was man ihr früher verborgen gehalten. Sie hatte ihren Mann, gegen den Rath und Willen der Aerzte, in dem Zuſtande des Nachtwandelns geſehen, und war über den furchtbaren Anblick in Nervenzuckungen verfallen, die für ihr eigenes Leben beſorgt machten. Seit ei-

nigen Tagen befand sie sich wieder besser; besonders aber war ihre Gemüthsstimmung ganz verändert. Die Melancholie, welche sie so lange zu Boden gedrückt, schien in eine schwärmerische Entzückung verwandelt, und die düsteren Ahnungen, die sie gequält hatten, nahmen die heiterste Farbe der Hoffnung an. Sie empfing mich in einem gewählten Nachtkleide, zwischen dem Pfarrer und einer Freundin sitzend, die sie gebeten hatte, den Abend bei ihr zu bleiben. Als ich eintrat, wollte sie aufstehen, aber ihre Schwäche hinderte sie daran. Der Pfarrer machte mir Raum; ich mußte mich an ihre Seite setzen. Sie dankte mir mit der rührendsten Beredsamkeit für Alles, was ich zur Ordnung der Angelegenheiten ihres Mannes gethan; denn man hatte sie davon unterrichtet. Dann empfahl sie mir, eben so einfach und rührend, ihren kleinen Wilhelm, der sich uns genähert hatte. »Sie werden sein Vater seyn, wenn er eine Waise ist,« flüsterte sie mir zu. Zwei große Thränen glänzten in ihren schönen Augen; — nie sah ich ein anziehenderes Bild des Grames und der mütterlichen Zärtlichkeit. — Ich wollte ihr Muth einsprechen; aber sie schüttelte sanft und

schmerzlich lächelnd das Haupt, indem sie mir leise die Hand drückte. — Da traten die Aerzte herein, und sie fing an, sehr lebhaft von einem frohen Ereigniß zu sprechen, das ihr bevorstehe. Sie schien mit größter Zuversicht einen Besuch von ihrem theuern Ernst zu erwarten, »von dem sie bald nichts mehr trennen sollte.« Ihr Gesicht war wie verklärt, indem sie redete. Die irdischen Interessen schienen sie nur wenig mehr zu berühren; es war das Seelenheil ihres Gatten, woran ihr ganzes Herz hing, und worauf sie nun mit vollem Vertrauen rechnen zu dürfen glaubte. Die Schwärmerei der guten Frau hatte einen Charakter von Würde und Innigkeit, welcher Achtung und Mitleid zugleich erweckte. Niemand widersprach ihr; der Geistliche begnügte sich, ihr die Mäßigung zu empfehlen, welche auch den edelsten und frömmsten Gefühlen nicht mangeln dürfe.«

»Gegen elf Uhr begab ich mich mit einem der Aerzte zu dem Kranken, der schon seit einer Stunde in einem ungewöhnlich sanften Schlafe lag. Wenige Minuten, nachdem wir eingetreten, erhob er sich von seinem Bette, mit geschlossenen Augen, ganz in dem Zustande eines

Nachtwandlers. Seine lange, abgemagerte Gestalt, und der Ausdruck von tiefem Kummer auf seinem blassen, eingefallenen Gesichte, hatten etwas schauerlich Rührendes. Ernst stand einige Augenblicke still, als ob er nachdächte, wohin er sich wenden sollte; dann ging er mit abgemessenen Schritten auf die Thür zu, welche er öffnete. Langsam schritt er hinaus und setzte seinen Weg über den beleuchteten Korridor bis zur Treppe fort, die zu der Wohnung des Fabriksinspektors führte. Jetzt beschleunigte er zunehmend seine Schritte, um das Zimmer seines alten Hausgenossen zu erreichen. Er horchte dann einige Sekunden, öffnete behutsam die Thür, und trat eben so hinein. Ein halb unterdrückter Ausruf des Inspektors, den Ernst's geisterhafte Erscheinung, obwol er darauf vorbereitet war, erschreckte, machte den Nachtwandler stutzen; doch nach einer Weile näherte er sich dem alten Manne, und richtete eine zusammenhängende Rede an ihn. Er beklagte den Verfall seines ehemaligen Eigenthums, das er im Besitz seiner streitenden Gläubiger verwahrlos't und verödet glaubte. Den Inspektor schien er bald zu erkennen, bald für einen fremden Bettler, bald

für den Wächter des verlassenen Gebäudes zu halten, dem er seine Geschichte erzählte, und sich als den unglücklichen Geist des vormaligen Besitzers zu erkennen gab. Plötzlich brach er seine Rede ab, als habe er mehr gesagt als ihm erlaubt sey, und setzte traurig seine Wanderung in einer entgegengesetzten Richtung fort.«

»Auf seinem Wege kam er den Wasserwerken näher, deren Rauschen er zu hören schien. Ein heftiges Zittern überfiel ihn; er machte eine Bewegung, um zu entfliehen, hielt sich aber mit Anstrengung in fester, aufrechter Stellung, als wolle er sich an den furchtbaren Eindruck gewöhnen. Nachdem er einige Minuten so gestanden, ging er, tiefaufseufzend, weiter, der Seite des Gebäudes zu, wo seine Frau und sein kleiner Wilhelm wohnten. Als er sich dem Zimmer seiner Frau näherte, schien die Erinnerung an sie, die er für entfernt und landesflüchtig hielt, mit der ganzen Macht des zärtlichsten Mitleidens über ihn zu kommen. Er lehnte sich an den Thürpfosten und weinte bitterlich. Da öffnete einer der Aerzte schnell die Thür. Wankend schritt er über die Schwelle und der Schrei: »Ernst! mein Ernst!« mit dem seelendurchdrin-

genden Ton seines Weibes ausgestoßen, schlug an sein Ohr. Er schauderte auf in Schreck und Wonne, und indem er sie mit weitgeöffneten Augen eine Weile anstarrte, sank er wie todt in ihre Arme.«

»Man brachte Ernst auf ein Ruhebett, wo er sich nach einiger Zeit von der wohlthätigen Ohnmacht erholte, von welcher die Rückkehr seiner Sinne, deren vollständigen Gebrauch er nun wieder hatte, begleitet war. Er sah sich, als er aus dieser Ohnmacht erwachte, in den Armen seiner Frau, von den zwei Aerzten, dem Geistlichen und seinem alten Freunde, dem Inspektor, umgeben, die seine noch schwankende Ueberzeugung, ob er lebe und seiner Sinne mächtig sey, durch die Versicherung zu befestigen suchten, daß die schweren Fieberträume, worin er seit mehreren Wochen gelegen, glücklich überstanden seyen. In der That überredete er sich gern, daß Alles, was er in dieser Zeit erfahren, nichts als ein furchtbarer Traum gewesen, und er dehnte diesen Glauben sogar auf den unglücklichen Versuch, sich selbst zu tödten, aus. Diese Vorstellungsart, worin die Aerzte ihn willig bestärkten, trug viel dazu bei, das gestörte Gleichgewicht

seiner Gemüthskräfte wieder herzustellen. Was aber, wie ich mit Recht vermuthet, seine geistige Genesung vollendete und vor einem Rückfall sicher stellte, das waren die Nachrichten, welche er von dem verbesserten Stande seiner Angelegenheiten erhielt. Als man ihm sagte, daß er aus Falling's wucherischen Händen befreit, und daß zu hoffen sey, die Fabrik werde ihre Zahlungen wieder anfangen können, wollte er sich nicht länger im Bette halten lassen; denn er behauptete, er befinde sich vollkommen wohl und im Stande, seinen Geschäften wie ehemals vorzustehen. Die Theilnahme, welche ich ihm bewiesen, rührte und freute ihn außerordentlich. Er war untröstlich, als er erfuhr, daß ich in der Nacht im Hause gewesen, aber nach der Stadt zurückgekehrt sey, ohne daß er mich gesehen und mir seinen Dank hätte bezeugen können.«

»Am folgenden Tage vermochten weder die Bitten seiner Frau, noch die Vorstellungen des Arztes, ihn ruhig zu erhalten, was zur Schonung seiner erschöpften Lebenskräfte doch so nothwendig war. Mit Mühe ließ er sich bewegen, in dem Bette zu bleiben, das man in dem Zim-

mer seiner Frau aufgeschlagen hatte, um jede Erinnerung an den traurigen Schauplatz seines Wahnsinnes von ihm zu entfernen. Aber es war unmöglich, den leidenschaftlichen Eifer zu mäßigen, womit ihn die unerwartete Wendung seiner Angelegenheiten erfüllte. Er wollte Alles selbst untersuchen, und sich überzeugen, daß man ihn über den Stand seiner Geschäfte nicht getäuscht habe. Sein Buchhalter mußte aus der Stadt kommen, und ihm einen umständlichen Auszug aller Rechnungen vorlegen. Ernst's Freude hatte keine Gränzen, als er den Beweis in den Händen hielt, daß seine Kreditmasse zur Befriedigung der Gläubiger hinreiche, und daß seine kaufmännische Ehre gerettet sey. Der Ortsphysikus war erstaunt, den Kranken so rüstig und heiter zu finden, als er ihn Abends besuchte. Die veränderte Gemüthslage des Kranken schien auch auf sein körperliches Befinden wunderthätig zu wirken; der Arzt gab Hoffnung, daß er am nächsten Tage einige Stunden werde aufstehen und sich, nach seinem Wunsche, mit leichteren Arbeiten beschäftigen können.«

»Den Rest des Abends brachte Ernst gemüthlich und heiter im Kreise der Seinigen zu.

Als er sich allein sah, und es in der Schlafkammer seiner Frau stille ward, stand er in geheim auf und fing an, einen langen Brief an mich zu schreiben. Er erleichterte darin sein Herz über alles Vergangene, beurtheilte sein bisheriges Betragen mit unparteiischer Strenge, und gelobte auf's Feierlichste, daß er sein künftiges Leben, wenn es ihm Gott erhielte, bloß dazu anwenden wolle, um seine Fehler gut zu machen. Seine Unternehmung gedenke er nur im Interesse seiner Gläubiger fortzuführen, und sich dabei ganz meiner Leitung zu überlassen. — Ein Fieberfrost, der ihn befiel, nöthigte ihn, aufzuhören und sich zu Bette zu legen. Am folgenden Morgen, als er ziemlich spät erwachte, empfand er sich unwohl und ungewöhnlich matt. Er versuchte aufzustehen, aber seine linke Seite war gelähmt. Seine Frau, die zu ihm hereinkam, und sein Uebelbefinden bemerkte, wollte nach dem Arzte schicken. — »Laß auch den Pfarrer zu mir bitten,« sagte Ernst, »ich glaube, ein Nervenschlag hat mich berührt.« —

»Da trat der Arzt ungerufen herein. Der Anfall schien ihm gefährlich; er verhehlte dem Kranken nicht, daß er keine Zeit zu verlieren

habe, sein Haus zu bestellen und sich mit Gott zu versöhnen. So bekannt Ernst mit dem Gedanken und den Schrecken des Todes war, so machte diese Ankündigung doch einen tiefen Eindruck auf ihn. Er faßte sich indeß und ließ den Inspektor kommen, um ihm den Schluß seines Briefes zu diktiren, der zugleich seinen letzten Willen enthalten sollte. Ernst sprach den Wunsch darin aus, daß seine ehemaligen Kompagnons seine Geschäfte übernehmen, und unter meiner Mitwirkung die Ausgleichung mit den übrigen Gläubigern zu Stande bringen möchten. Zu Erben seines etwanigen Vermögens setzte er seine Frau, und, im Fall ihres Todes, seinen unmündigen Sohn Wilhelm ein. Mich bat er, die Vormundschaft über den Knaben zu übernehmen, und über die Vollziehung seines letzten Willens zu wachen.«

»Die Ankunft des Geistlichen schien Ernst's Unruhe zu vermehren. Er betrachtete ihn mit einer ehrerbietigen Scheu, worin sich die Beängstigungen des aufgeregten Gewissens verriethen. Die Begebenheiten jener furchtbaren Tage, seine letzten freien Handlungen und Vorsätze, schienen plötzlich in ihrer wahren Gestalt

vor sein Bewußtseyn zu treten. Er täuschte sich nicht mehr über den Umfang und den Grad seines Verschuldens. — Man ließ ihn allein mit dem Geistlichen. Seine Frau betete in dem Nebenzimmer mit ihren Hausgenossen in großer Andacht. Nach einer Viertelstunde öffnete der Pfarrer die Thür und ließ das ganze Haus hereinkommen. Ernst saß aufgerichtet in seinem Bette; seine Miene drückte Nachdenken und demüthige Ergebung aus. — »Gott hat mich gewürdigt,« sagte er mit lauter, sehr bewegter Stimme, »meine tiefen Irrthümer noch in dieser Zeitlichkeit zu erkennen. Ich gehe in eine andere Welt, mit der innigen Ueberzeugung, daß wir überall in der Hand des heiligen und allgütigen Wesens sind, welches uns züchtigt, um uns zu bessern, und das mich strafen, aber nicht ewig verderben wird. Hier auf der Erde ist durch meine Thorheit und durch die Verkehrtheit meines Willens das mannigfache Gute zerstört worden, womit die Allmacht mich ausgestattet. Ich habe in frevelhafter Leidenschaft mein Leben abgekürzt, und nur durch ein Wunder der Vorsehung wurde das größere Unheil verhindert, welches die Raserei des Stolzes in

mir zur Reife brachte. Lasset uns hoffen, daß der Allerbarmer Gnade statt Recht über den reuigen Sünder werde ergehen lassen.« — Der Geistliche sprach: Amen! zu diesem offenen Bekenntnisse, und die feierliche Handlung der Religion endigte diesen denkwürdigen Auftritt.«

»Von dieser Zeit an sprach Ernst nichts mehr, was Bezug auf seine Angelegenheiten in dieser Welt, oder auf seine Erwartungen in der künftigen gehabt hätte. Er wünschte seinen Knaben auf einige Minuten zu sehen. Mit der zärtlichsten Theilnahme betrachtete er den Kleinen eine Zeitlang; dann legte er seine Hand auf das Haupt des Kindes und sagte gerührt: »lerne dereinst an meinem Beispiele!« — Hierauf bat er, man möge ihn allein lassen, weil er eine Neigung, ein wenig zu schlummern, verspüre, und wendete sich gegen die Wandseite des Bettes. Seine Frau und die Uebrigen gingen aus dem Zimmer, dessen Thür sie offen ließen. Er lag eine halbe Stunde, wie es schien, in ruhigem Schlafe. Als der Arzt und der Geistliche wieder leise an sein Bett traten, fanden sie, daß er todt war.«

»Ich sage nichts von dem Schmerze seiner

Frau, der durch die Tröſtungen des Glaubens gemäßigt wurde, nichts von der Trauer ſeiner Untergebenen, die ihn alle herzlich liebten, noch von meiner eigenen, nicht vorwurffreien Bekümmerniß. Seine zahlreichen Bekannten, das gewerbfleißige Publikum, beklagten den Verluſt des ausgezeichneten Geſchäftsmannes. Die Ausgleichung ſeiner Schuldenmaſſe kam nach einigen Monaten, ohne Verluſt für die Gläubiger, zu Stande; die Uebernehmer der Fabrik ſicherten ſeinen Erben eine Rente zu, und ein kleines Kapital wurde für meinen Mündel zurückgelegt. Ernſt's Witwe kränkelte ſeit dem Tode ihres Gatten. Die ſchwärmeriſche Frömmigkeit der guten Frau artete nach und nach in einen ſtillen Irrſinn aus, worin ſie mit der Geiſterwelt in einem geheimnißvollen Verhältniſſe zu ſtehen, und auch ihren verſtorbenen Mann, deſſen Geiſt noch auf der Erde wanderte, öfters zu ſehen wähnte. Ungefähr nach einem Jahre ſtarb ſie, an dem Tage und in der Stunde, welche ſie vorausgeſagt hatte. — Wilhelm lebt und gibt Hoffnung, ein guter Menſch und nützlicher Staatsbürger zu werden. Den verächtlichen Falling ſah man, nach Ernſt's Kataſtrophe, ſel-

tener auf der Börse und an anderen öffentlichen Orten. Man hörte, daß er seine liegenden Güter nach und nach verkaufe; endlich verließ er das Land, im Gefolge des feindlichen Heeres, das nach abgeschlossenem Frieden sich zurückzog.«

Der stürmische Himmel war ruhig geworden, während Norberg seine Erzählung endigte. Das Gewitter hatte sich in einen sanften Landregen aufgelöst, der von einer angenehmen Kühle begleitet war. Wir sahen aus den geöffneten Fenstern der Schweizerhütte auf die erfrischten Gartenanlagen hinaus, in die mit Nebel und Regenwolken weithin umzogene Landschaft. Niemand sprach; die von Ernst's trauriger Geschichte mannigfach bewegten Gemüther schienen in dem stärkenden Anblicke der Natur Erholung zu suchen.

»Es scheint,« unterbrach Norberg endlich das allgemeine Schweigen, »wir sollen heute unsern stillen Tag hier oben zubringen. Das ginge allenfalls noch an, wenn ich nicht fürchten müßte, Sie durch meine Erzählung melan-

cholischer gestimmt zu haben, als zur harmlosen Unterhaltung einer kleinen Gesellschaft gut ist.«

»Diese Stimmung ist indeß nicht unangenehm,« sagte Palmer; »sie entspricht der Benennung des Tages, welcher von unserer Freundin dem Nachdenken und der stillen Rückkehr in sich selbst gewidmet wurde. Auch das Wetter hat die Farbe des Tages angenommen. Dieser sanfte, melancholische Regen, der uns hier so traulich zusammen hält, ist recht dazu gemacht, um Betrachtungen über die lehrreiche Geschichte anzustellen, die wir eben hörten.«

Elisa stand am Fenster, den sinnigen Blick auf eine nahe Jasmin- und Rosenhecke gerichtet, die, vom Winde hin und her bewegt, große Regentropfen zugleich mit ihren Düften umherstreute. — »Das Leben ist so schön,« sagte sie, mit Bezug auf Palmers Bemerkung, indem sie sich zu diesem wandte, »das Leben ist so schön, mit allen seinem Wechsel von Schwüle, Sturm und Ungewitter, wenn das Herz nur ruhig ist und das Gewissen. Warum müssen die Leidenschaften eine solche Gewalt über den Menschen haben, daß er versucht werden kann, diese freundliche Gewohnheit des Seyns und des Wirkens

mit dem unbekannten Schrecken des Grabes zu vertauschen?«

»Vielleicht darum,« versetzte Palmer, »damit er inne werde, es gebe noch etwas Höheres als das Leben, und dieses Höhere sey, wie das Leben selbst, von einer Macht abhängig, vor der sein Verstand und sein Wille völlig Nichts sind. Ich sehe in der leidenschaftlichen Verblendung des armen Ernst, mehr als in irgend einer anderen Begebenheit, die leitende Hand der Vorsehung, die einen Verirrten auf dem einzigen Wege, welcher ihm offen stand, zur Erkenntniß seiner selbst und der höchsten Zwecke des Daseyns zurückführt.«

»Das ist auch meine Ansicht,« sagte Doktor G. »Der Wahn des Vernunftstolzes muß sein Aeußerstes thun, damit er sich selbst als Wahnsinn erkennen lerne. Die Bekehrung eines Ungläubigen von Ernst's Charakter konnte schwerlich durch mildere Mittel bewirkt werden. Die Geschichte seines Inneren läßt uns einen Blick in den Abgrund eines menschlichen Gemüthes thun, das durch die Sophisterei des sich selbst genügenden Verstandes bis an den Rand eines unnatürlichen Verbrechens geführt wird, und

nur durch den Schauder, der es davon zurückstößt, noch seine moralische Kraft beweiset.«

»So ist es,« fuhr Palmer fort, »und dieser Schauder, der den Unglücklichen von einer größeren Gräuelthat abhielt, während er sich selbst der Vernichtung weihte, däucht mich der lichte Punkt in dem düsteren Seelengemälde, welches Freund Norberg vor unsern Augen abrollte. Es ist das Aufblitzen eines besseren Willens in der tiefsten Nacht innerer Verworrenheit und Verzweiflung. Diese Regung der eigenen Willenskraft machte den Verirrten vielleicht der göttlichen Gnade würdig, als deren Werk wir seine wundervolle Erhaltung und die Umwandlung seiner sittlichen Grundsätze betrachten müssen.«

Man sprach noch einige Zeit über diesen Gegenstand, und erwähnte des moralischen Nutzens, welchen die Geschichte haben könnte, wenn sie allgemein bekannt würde. Palmer besonders war der Meinung, daß die Enttäuschung eines Ungläubigen dieser Art, im Momente seiner versuchten Selbstentleibung, schon in der bloßen Vorstellung ihre Wirkung nicht verfehlen könne. »Woher,« fragte er, »hat der entschiedenste Materialist die Gewißheit, daß sein Bewußtseyn

mit dem leiblichen Tode aufhören und die innere Erfahrung, die Jeder nur einmal machen und keinem Andern mittheilen kann, ihm nicht dereinst das Gegentheil von dem darthun werde, was Epikur und die Schule der Physiker ihn gelehrt haben? — Die Möglichkeit, im Augenblicke des Todes auf eine ähnliche Weise, wie Ernst, von dem Daseyn eines Geisterreiches und einer moralischen Weltordnung überzeugt zu werden, muß sich Jedem aufdringen, und diese Vorstellung reicht hin, ein System ohne inneren Halt und Zusammenhang, wie das des materialistischen Unglaubens ist, zu erschüttern, und seine Anhänger mit einer heilsamen Furcht vor der Zukunft zu erfüllen.«

»Es ist noch etwas in dieser Geschichte,« bemerkte Doktor G., mit einer ihm eigenen Schärfung des Blickes, womit er zuweilen seine Worte begleitet, »es ist noch etwas in dieser Geschichte, was einen Anhänger des Materialismus und der Physik überhaupt stutzig machen könnte; die Verbindung nämlich, worin die Hauptbegebenheit mit dem seltsamen Gemüthszustande von Ernst's Gattin zu stehen scheint. Die Ahnungen und Visionen der guten Frau

hatten vielleicht doch mehr Grund, als man ihr gelten lassen wollte. Ein Umstand in dem Berichte, welchen wir hörten, macht es sogar zweifelhaft, ob mit dem Tode des gespenstischen Nachtwandlers die Geschichte seiner irdischen Wanderungen geendigt war.«

»Wie?« rief Norberg verwundert, »Sie legen ein Gewicht auf einen Umstand, dessen ich nur im Vorbeigehen erwähnte, und von dem ich nicht vermuthet hätte, daß ein philosophischer Arzt ihn seiner Beachtung werth finden würde? — Ich möchte nicht dafür angesehen seyn, als ob ich den Schwärmereien einer nervenschwachen Frau eine Bedeutung geben wollte, die sie gewiß nie hatten, welches Aufheben man auch zu jener Zeit von ihren angeblichen Erscheinungen und von dem Zutreffen ihrer Voraussagungen machte.«

»Also gab es doch auch schon damals Leute,« erwiederte der Doktor, »denen diese Umstände auffielen, und die hinter den Ahnungen und Visionen der seltsamen Frau mehr suchten, als gewöhnliche Schwärmerei? — Ich läugne nicht, daß ich auf solche Erscheinungen in der Gemüthswelt besonders aufmerksam bin, und daß

es mir der Mühe werth scheint, der Glaubwürdigkeit und dem eigentlichen Zusammenhange derselben tiefer nachzuforschen.«

»Glauben Sie an die Möglichkeit von Geistererscheinungen?« fragte Norberg rasch.

»Ihre Möglichkeit an sich in Abrede zu stellen,« antwortete der Doktor nach einigem Besinnen, »möchte nicht leicht, noch durchaus philosophisch seyn. — Ich glaube an eine Geisterwelt; ob es dem Menschen, nach den Bedingungen seiner sinnlichen Natur, möglich sey, mit ihr in Berührung zu kommen, weiß ich nicht. Nur eine Erfahrung, welche sich als solche auswiese, könnte hierüber Aufschluß geben.«

»Und eine solche Erfahrung wäre überhaupt denkbar? man könnte wol gar darauf ausgehen, sie anzustellen?« sagte Norberg kopfschüttelnd. — »Ich gestehe, daß mir um den Gebrauch meiner Vernunft und meiner Sinne bange wird, wenn ich jemals genöthigt seyn sollte, eine Begebenheit solcher Art als unbezweifelte Thatsache anzuerkennen.«

»Es ist eine gute, ja unentbehrliche Maxime des Vernunftgebrauches,« versetzte Doktor G.,

»gegen Behauptungen und angebliche Erfahrungen Zweifel zu erregen, welche mit den uns bekannten Naturgesetzen im Widerspruch zu seyn scheinen, und ich bin selbst geneigt, meine Bedenklichkeiten in dieser Hinsicht so weit als möglich zu treiben. Aber ein eben so unvermeidlicher Hang unserer Vernunft, ihre Einsichten zu erweitern, und besonders von der unsichtbaren Welt Erkundigung einzuziehen, deren Daseyn wir annehmen müssen, ohne eine bestimmte Vorstellung von ihr zu haben, — dieser natürliche Hang der Vernunft steht jener Zweifelsucht entgegen. Irgend eine der vielbestrittenen Begebenheiten, welche auf einen Zusammenhang mit dem Geisterreiche hinzeigen, könnte sich doch als Thatsache bewähren: gegen Thatsachen aber ist mit dem bloßen Verneinen nichts ausgerichtet; man muß vielmehr suchen, sie mit dem System unserer Grundsätze und Erfahrungen in Uebereinstimmung zu bringen.«

Norberg beharrte, mit der Konsequenz und dem Eifer eines aufgeklärten Geschäftsmannes, bei seinem Widerspruche, indem er behauptete, die Zulassung einer einzigen Geistererscheinung öffne der Phantasterei und dem Aberglauben

Thür und Thor, und es gebe in einer solchen Gespenster- und Zauberwelt keinen Schutz mehr gegen Schwärmer und Betrüger von allen Gattungen und Farben. Auch Palmer zeigte sich wenig geneigt, der Philosophie Zugeständnisse im Gebiete des Supernaturalismus zu machen. »Wunder und Geister,« sagte er, »gehören in die Religionsgeschichte; im bürgerlichen Leben, in den Verhältnissen der Gegenwart, kann man dergleichen nicht gestatten. Jeder Versuch, mit der unsichtbaren Welt in eine andere, als rein sittliche Gemeinschaft zu treten, muß auf Abwege führen. Das Interesse der wahren Religion ist mit einem solchen Mißbrauche unserer geistigen Anlagen für das Uebersinnliche eben so unverträglich, als es die Zwecke der Moralität und des gesellschaftlichen Verbandes sind. Wir wandeln im Glauben hienieden, wie der Apostel sagt, und nicht in der Anschauung.«

»In einem wissenschaftlichen Zeitalter, wie das unsrige,« antwortete Doktor G., »hat es mit dem Gespenster- und Wunderglauben so große Gefahr nicht. Ich bin sogar der Meinung, daß kein Faktum dieser Art, auch wenn es die vollste innere Beglaubigung hätte, sich je-

mals, bis zu dem Grade wissenschaftlicher Evidenz, als solches werde ausweisen können. Es wird bei jeder Geschichte dieser Gattung immer für den Verstand der Ausweg übrig bleiben, sich die anscheinlich übernatürliche Begebenheit nach mehr oder minder bekannten Naturgesetzen zu erklären, und nöthigen Falls selbst eine wirkliche Geistererscheinung in eine bloße Anomalie der Erfahrungsseelenkunde zu verwandeln.«

»Unser Freund G.,« sagte Palmer, »scheint Beobachtungen über diesen Gegenstand gesammelt zu haben, die ohne Zweifel interessant sind, und welche uns seine Meinung von der Sache ungleich besser erläutern würden, als es durch allgemeine Sätze und Bemerkungen geschehen kann. Ich möchte ihn wol bitten, uns von den »Anomalien seiner Erfahrungsseelenkunde,« wie er sich ausdrückte, eine oder die andere mitzutheilen.«

»Sie erwarten vielleicht mehr, als ich zu leisten im Stande bin,« erwiederte der Doktor mit nachdenklicher Miene. »Indessen könnte ich Ihnen doch einen Fall aus meiner Praxis erzählen, der wenigstens die Richtigkeit des Satzes beweist, mit welchem ich meine Bemerkun-

gen schloß. Der Fall ist in psychologischer Hinsicht merkwürdig, was es übrigens auch für eine Bewandtniß mit den Erscheinungen, dem Kopfe und dem Charakter des jungen Geisterſehers haben mag, den wir darin kennen lernen.«

»Also wirklich ein Geisterseher?« sagte Norberg, indem er unvermuthet aufstand. »Ich bin in der That neugierig. Sie sollen uns die Geschichte erzählen, lieber Doktor, sobald wir wieder so traulich beisammen sind. — Aber da kommen unsre Bedienten mit Regenschirmen und anderem Rüstzeug, um uns aus dem Nothhafen, in den uns das Wetter verschlug, abzuholen und nach Hause zu führen. Wir werden gut thun, keine Zeit dabei zu versäumen, denn der Regen scheint eher zu- als abzunehmen.«

Die Nachricht, welche die Bedienten brachten, daß Elisens Kinder während des Ungewitters sehr besorgt um ihre Mutter gewesen und großes Verlangen nach ihr bezeigt hätten, entschied über Norberg's Vorschlag. Wir traten ohne Verzug den Rückweg an, auf dem uns die Zerstörung auffiel, welche Sturm und Wassergüsse hin und wieder in den Gartenanlagen gemacht hatten. Als wir an dem Teiche vorbei

kamen, bemerkte Doktor G., daß der kleine Mast auf Georgs Barke umgestürzt sey, und daß der Wimpel, mit dem er ihn geschmückt, nicht mehr daran wehe. Elise sah den Doktor und Palmer'n etwas betroffen an; sie schien sich der Worte zu erinnern, mit denen sie die Hoffnungsflagge ihrer Schützlinge vor Kurzem begrüßt hatte. Norberg, der ihren Gedanken wahrscheinlich errieth, lächelte. »Der Schade ist leichter gut gemacht,« sagte er, »als der größere, den der Sturm unter Deinen Blumen angerichtet. Sieh nur dort den Nelkenflor! Ganze Reihen sind geknickt, und die zierlichen Töpfe liegen zerschmettert auf der Erde. Der alte Thoms, Georgs Vater, steht ganz verblüfft dabei, und kratzt sich in dem Kopfe. Wer an Vorbedeutungen glaubte, hätte Grund genug, Dein schönes Projekt mit Georg und Jeannetten für gefährdet zu halten.«

Elisa schwieg; sie schien einige Unzufriedenheit über die ironische Bemerkung ihres Gemahls zu empfinden. Doch dieser ließ sich in seiner, plötzlich umgestimmten, munteren Laune nicht stören. Als hätte sein Gemüth durch die schwermüthigen Erinnerungen, die es von sich abge-

wälzt, eine erhöhte Spannkraft erhalten, wie die von der Stickluft befreite Atmoſphäre durch die Entladungen des Gewitters, ſcherzte und lachte er jetzt über die Verwüſtung, welche ſich ſeinen Augen darſtellte. Er rief den Gärtner zu ſich, und befahl ihm, Eliſens Nelkenflor ſo ſchnell als möglich herzuſtellen, und Georg's Barke mit einem neuen Maſt und Wimpel auszuſtatten. »Wir wollen doch verſuchen,« ſagte er, »ob wir dem Schickſal keine günſtigeren Zeichen abgewinnen können. Die arme Jeannette und Deine wohlmeinenden Abſichten mit ihr ſollen es nicht entgelten, daß ich durch ſie an Fehler erinnert wurde, welche ich in einem ähnlichen Falle ſelbſt beging. Wir wollen die Hülfe, die wir den Bedürftigen zu leiſten im Stande ſind, ihnen nicht verweigern, weil es uns einmal mißlang, den rechten Zeitpunkt und das gehörige Maß darin zu treffen.« — Ein Blick der innigſten Liebe war Eliſens Antwort auf dieſe Rede ihres Gemahls, und die vollſtändigſte Eintracht herrſchte wieder zwiſchen den edlen Gatten.

Bei unſerem Eintritt in das Wohngebäude kamen uns die Kinder jubelnd entgegen. Sie

umringten ihre Mutter, und bestürmten sie mit zärtlichen Fragen und Liebkosungen. Der Jüngste, ein blühender Knabe von kaum drei Jahren, war dabei der lauteste. Elisa nahm ihn auf den Arm, während sich die zwei Größeren an ihre Kleider hängten. Wir folgten dem fröhlichen Zuge der Kleinen, welche ihre schöne Mutter wie im Triumph auf ihr Zimmer führten, wo nun die heiterste Familienscene den stillen Tag der Frau von Norberg beschloß.

(Der Schluß dieses Cyclus von Erzählungen im folgenden Theile.)

Digitized by Google

II.

Wie es geschah,

daß ich ein Hagestolz ward.

Aus den

Lebenserfahrungen eines Ungenannten.

Digitized by Google

1.

Da ich der Letzte meines Stammes bin, und die Zeit größtentheils vorüber ist, wo ich in Ansehung dieses Umstandes die gehörige Vorsorge hätte treffen können, so habe ich mich wegen der Versäumniß, welche mir dießfalls zur Last gelegt werden könnte, oft mit dem Gedanken entschuldigt, daß die Erhaltung der Geschlechter weniger von dem Thun und Willen der Einzelnen abhängt, als von dem Naturgesetz und dem Schicksal. In der That scheint, noch eh' ich geboren ward, diese launische Macht beschlossen zu haben, den harmlosen Schlag von Menschen, zu dem ich gehöre, wieder eingehen zu lassen, nachdem der Versuch gemacht war, daß er nicht sonderlich für diese Welt tauge, noch die Welt für ihn. Meine eigene Existenz habe ich nur einem grillenhaften Einfalle meines Vaters zu danken; und wenn ich auf die Bedenklichkeiten zurücksah, welche die Verheirathung meiner Aeltern lange zweifelhaft machten, durfte ich meine Unent-

ſchloſſenheit, ſelbſt in den Stand der Ehe zu treten, wol für hinlänglich gerechtfertigt halten.

Mein Vater und mein Oheim nämlich, Beide Männer, mit allen Eigenſchaften ausgeſtattet, um ihren Namen und ihre Glücksgüter auf eine zahlreiche Nachkommenſchaft zu vererben, hatten mit wunderlichem Eigenſinne einander das Wort gegeben, nie zu heirathen; indem Jeder behauptete, die Umſtände und Neigungen des Andern vertrügen ſich beſſer mit dem Eheſtande, als ſeine eigenen, und es wäre hinlänglich, wenn ſein Bruder eine Frau nähme und Kinder erzeugte, während er ſelbſt das Anſehen und den Vortheil der Familie auf andere Weiſe zu befördern ſuchte. Onkel Leonhard, der ältere der Brüder, berief ſich darauf, daß er mit der Handlung des Großvaters, die er fortführte, ohnehin die ſtärkſte Laſt auf ſich genommen habe, und ſo ausgedehnte Geſchäfte unmöglich mit der Sorge für Weib und Kind vereinigen könne; dagegen ſtützte ſich mein Vater auf den Grundſatz, daß gerade dem Erſtgebornen die Pflicht hauptſächlich obliege, für die Fortpflanzung des Geſchlechtes zu ſorgen, und bewies außerdem, daß er, als Gelehrter und Schriftſteller — im Fache der

eleganten Jurisprudenz — ungleich mehr für den Glanz und die Dauer des Familiennamens thun könne, als wenn er ein ganzes Dutzend leiblicher Erben in die Welt setze. Dieser seltsame Wettstreit ward von Jahr zu Jahr hartnäckiger, und gedieh endlich dahin, daß mein Oheim beinahe funfzig und mein Vater fünf und vierzig Jahre alt wurde, ohne daß einer von ihnen Anstalt machte, zu erfüllen, was Jeder von dem Andern zu fordern und zu erwarten sich berechtigt glaubte.

Das Sonderbarste bei der Sache war, daß mein Vater sowol, als mein Oheim, schon ziemlich früh und fast zu gleicher Zeit, ihre Augen auf eine und dieselbe Person geworfen hatten, von der sie meinten, sie schicke sich am besten dazu, die Mutter ihrer Nachkommen zu werden. Diese Person war die Mündel meines Großvaters, das Fräulein Dorothea von Sittig, welche nach dessen Tode als eine mittellose Waise unter den Augen der Großmutter erzogen worden, und deren künftige Versorgung, als ein theures Vermächtniß des Vaters, auf seine Söhne übergegangen war. Beide liebten Doroheen als eine Schwester, und als sie mannbar

zu werden anfing, schien noch ein lebhafteres Gefühl für die aufblühende Jungfrau in ihnen zu erwachen. Aber, seltsam genug, Jeder sah sie mit den Augen eines Liebhabers nur in der Seele seines Bruders. Eifersüchtig, wenn ein fremder Bewerber sich Dorotheen näherte, schienen Beide um die Wette bemüht, sich ihres Herzens versichern zu wollen; allein, so oft die Wahl zur Entscheidung kommen sollte, trat einer vor den Ansprüchen des Andern zurück, und es zeigte sich, daß keiner von Beiden für sich selbst, sondern für seinen Bruder geworben hatte.

Dorothea hätte kein Frauenzimmer seyn müssen, wenn ein solcher Wettkampf galanter Aufmerksamkeiten sie nicht eine Zeitlang recht angenehm unterhalten hätte. Doch ein Spiel dieser Art ermüdet endlich, und Dorothea war darüber mündig geworden. Im Grunde gab sie meinem Vater den Vorzug, ohne deßhalb seinem Bruder gerade abgeneigt zu seyn. Ungeduldig über die lange Unentschiedenheit ihrer beiden Liebhaber, benutzte sie den Zeitpunkt einer Handlungsreise meines Oheims, um sich das Ansehen zu geben, als ob die Anträge eines Dritten Gehör bei ihr finden könnten. Dieser falsche An-

griff verfehlte seine Wirkung nicht. Mein Vater, ernstlich besorgt, Dorotheens Hand möchte einem Fremden zu Theil werden, entschloß sich rasch, in Ermangelung des Bruders Leonhard, sie selbst zu heirathen. Aufgebot und Trauung folgten schnell auf einander, und nach zwölf Monaten trat ich an's Licht der Welt, zugleich mit einem zierlichen Traktat über die römischen Gesetze gegen die Hagestolzen, welchen mein Vater seinem Bruder zueignete; gleichsam als wolle er sich dafür rächen, daß Leonhard ihn genöthigt, die bürgerliche Last des Ehestandes an seiner Statt zu übernehmen. Mein Oheim, der mich zur Taufe hielt, war dagegen außerordentlich erfreut, Dorotheen zu dem ehrwürdigen Range einer Mutter erhoben und die Descendenz der Familie gesichert zu sehen, ohne daß er selbst auf seine Freiheit Verzicht zu thun brauchte, oder eine andere Bemühung hatte, als Pathenstelle bei dem Neugebornen zu vertreten. Die Galanterie des ehemaligen Brautwerbers schien in der Dienstfertigkeit des Herrn Gevatters erneuert zu seyn; und wenn man meine Mutter zwischen ihrem Eheherrn und ihrem Schwager sah, war man zwei-

felhaft, welchen von Beiden sie näher anginge, und welchem sie selbst mehr zugethan wäre.

Unter so wunderlichen Familienverhältnissen ward ich geboren und erzogen. Meine Empfindungsweise, Begriffe und Neigungen nahmen etwas von den humoristischen Eigenheiten der Umgebung an, in welcher ich aufwuchs. Von der Wiege an war ich ein sehr stilles, bedachtsames Kind; eine Temperamentstugend, die ich ohne Zweifel der Besonnenheit und Mäßigung verdankte, womit meine Aeltern vor und nach meiner Geburt in Allem zu Werke gingen, was auf meine körperliche und geistige Bildung Bezug hatte. Ich erinnere mich nicht, jemals ein heftiges Verlangen oder eine der stürmischen Leidenschaften empfunden zu haben, welche das Knabenalter beunruhigen. Die Kinder meiner Tante Sara, und der kleine Baron Eduard, unsers Nachbars Sohn, mit denen ich täglich zusammen kam, mißbrauchten häufig meine Gutmüthigkeit, indem sie mir meine artigsten Spielsachen und beinahe Alles, was ich von Werth besaß, bald abzuschmeicheln, bald abzutrotzen wußten. In der That litt ich nicht viel bei dieser Art von Beraubungen. Ich hatte ein großes

Wohlgefallen an schönen Spielwerken, und an Allem, was gut in die Augen fiel, aber der Antheil, den ich daran nahm, ging mehr auf die Betrachtung, als auf den Besitz. Ein hübsches Bilderbuch, worin ich mein Mühmchen Cily blättern sah, machte mir in ihren niedlichen Händen noch mehr Vergnügen, als in den meinigen, und meine besten Steckenpferde, auf denen sich der muntere Eduard herumtummelte, schienen mir unter seiner Leitung eine weit stattlichere Figur zu machen, als wenn ich sie selbst geritten hätte.

Meine Mutter schmählte öfters über diese Züge philosophischen Gleichmuths, den ich nicht von ihr hätte, wie sie sagte, und der meiner künftigen Frau, wenn ich eine bekäme, einmal viel zu schaffen machen würde. Mein Vater lächelte darüber; er meinte, ich hätte das wahre Temperament der Jurisprudenz, und würde, wenn ich einst auf der Gelehrtenbank eines Reichstribunales säße, Beweise von Unparteilichkeit und richterlicher Würde ablegen, welche meiner Abkunft zur Ehre gereichten. Am wenigsten war mein Onkel Leonhard mit diesem Mangel an Selbstgefühl und Thatkraft zufrie-

den, wie er meine Sanftmuth und Nachgiebigkeit nannte; er sprach mir, nicht ohne Grund, alle Fähigkeit ab, jemals in seine Fußstapfen zu treten und ein Kaufmann zu werden, wozu er mich früher bestimmt hatte. Meine kleinen Muhmen, in deren ältere ich ein wenig verliebt war, hatten mich offenbar zum Besten; Cily spielte zuweilen schon die Kokette, und es war sichtbar genug, daß sie meine ehrbare Huldigung nur duldete, um den Wildfang Eduard lüsterner nach ihrer Gunst zu machen.

Ich war noch nicht zwölf Jahre alt, als ich meine gute, verständige Mutter verlor; ein unersetzlicher Verlust für mich und unsere ganze Familie. Von dieser Zeit an erhielt Tante Sara viel Einfluß in unserem Hause und auf meine Erziehung. Die Tante galt für eine Frau von Geist, und war eine große Freundin der schönen Literatur, die sie für die Blüthe des Lebens und der geselligen Bildung erklärte. In mir glaubte sie entschiedene Anlagen zum Dichter entdeckt zu haben. Meine Fahrlässigkeit und mein weniges Geschick in gewöhnlichen Dingen hielt sie für unverkennbare Zeichen des Genies; die Träumereien, worein ich öfter verfiel, für Anwandlun-

gen der Begeisterung. Noch war sie zweifelhaft, ob sich mein Talent mehr zur epischen, zur dramatischen, oder zur lyrischen Gattung neige. Sie hätte gewünscht, daß ich mich vorzugsweise für das Theater bestimmen möchte; doch auch die Romane standen bei ihr in hohem Ansehen, und sie versah mich reichlich mit Mustern aller Art. Ich las mit einem Eifer, der alle Gränzen überschritt. Meine etwas träge Einbildungskraft ward allgemach belebt. Einige wahre Dichterwerke, die mir in die Hände fielen, machten tiefen Eindruck auf mich. Ich bildete mir Ideale von menschlicher, besonders von weiblicher Vollkommenheit, wogegen mir Alles, was mich umgab, alltäglich und reizlos vorkam. Mein Mühmchen Cily war die erste, welche, in ihrem Verhältniß zu mir, die Folgen dieser idealen Stimmung erfuhr. Ihre kleinen Künste und Neckereien machten keine Wirkung mehr auf mich; ich ließ sie gleichgültig mit Eduard sich herumtreiben, und setzte mich in einen Winkel, um die Clariſſa oder die neue Heloiſe zu leſen.

2.

Ich weiß nicht, was auf diesem Bildungswege aus mir geworden wäre, hätte mein Vater weniger streng auf den Schulunterricht gehalten, welchen ich theils von ihm, theils von einem alten französischen Officier empfing, der mir täglich zwei Stunden Arithmetik und Geometrie vortrug. Mein Vater selbst unterrichtete mich im Latein, in der Geschichte und den Alterthümern, die er als die Grundlage der Rechtswissenschaft, des Hauptzweckes meiner Erziehung, betrachtete. Er hatte die Freude, mich in diesen Kenntnissen solche Fortschritte machen zu sehen, daß er den ersten Kursus der juridischen Studien mit mir anfangen konnte, als ich erst sechzehn Jahre alt war. Meine Tante seufzte über den Druck, unter welchem, wie sie glaubte, mein dichterisches Talent zu erliegen in Gefahr stand. Sie unterließ jedoch nicht, mich mit poetischen Werken aller Art zu versorgen, und meine Bibliothek bereicherte sich durch ihre Freigebigkeit mit Dichtern und Romanschreibern jedes Ranges, von Ariost, Cervantes und Shakspeare an, bis zu Madame Genlis und dem fruchtba-

ren Spieß. — Ich las nicht weniger fleißig als sonst, aber mit mehr Auswahl. Mein Geschmack fing an, sich zu bilden, und bald kamen mir eine Menge Bücher nicht weniger schal und ungenießbar vor, als die Alltagsgesichter der wirklichen Welt.

Mein junger Freund Eduard hatte, in Ansehung des Umganges sowol als der Lektüre, einen minder ekeln Geschmack. Er las nicht viel, und fast nur Romane; aber jeder Roman, den er las oder spielte, machte ihm großes Vergnügen. Kein Mädchengesicht kam ihm alltäglich vor; von dem größten und dem kleinsten Fräulein der Nachbarschaft an, bis zu den Nähterinnen und Kammerzofen herab, hatte er jeder, auf eine halbe Stunde wenigstens, den Hof gemacht, und so flüchtig seine Neigung gewöhnlich war, so heftig schien sie doch manchmal zu seyn. Die Weiber nannten ihn einen Flattergeist, einen Schelm, wol auch einen Böswicht; aber er war zuweilen allerliebst, und man konnte dem Sausewind nicht gram seyn. Ich hing selbst sehr an Eduard, aber ich mißbilligte höchlich seine Leichtfertigkeit, und es vermehrte meine Achtung für die jungen Damen meiner Bekannt-

schaft keineswegs, daß ich sie, seines Leichtsinnes ungeachtet, alle in ihn vergafft sah. Eduard, seiner Seits, lachte über meine Weisheit, war mir aber doch herzlich zugethan; ja, vielleicht war es eben die Verschiedenheit unserer Gemüthsarten und Grundsätze, was unserer Freundschaft einen Reiz und eine Wärme gab, welche sonst nur der Geschlechtsneigung eigen sind. Mein Mühmchen Cily, die mit keinem von uns recht zufrieden war, spöttelte häufig über unsere Zärtlichkeit. Sie hatte den Muthwillen, einer ihrer Gespielinnen einzubilden, daß ich ein verkleidetes Mädchen und die heimliche Geliebte des schönen Eduard sey, wie, trotz meiner Prüderie, aus unserem Betragen leicht abzunehmen wäre. Diese Posse machte damals Glück in unserer Koterie, und trug nicht wenig dazu bei, mich in den Ruf zu bringen, daß ich ein Weiberfeind, oder, wie Andere sagten, ein kleiner Phantast sey, der in nichts als in seine eigenen Grillen verliebt wäre.

Die satyrischen Ausfälle meiner kleinen Muhme vermochten eben so wenig, als Eduards Beispiel, mich in dem ruhigen Gange irre zu machen, den ich von Kindheit auf verfolgte, und wozu Natur und Gewohnheit mich anwiesen.

Ich setzte meine Studien mit stillem Eifer fort, und suchte meine Erholung in den harmlosen Vergnügungen der Einbildungskraft, deren unermeßliches Gebiet in den Werken der Dichtkunst aller Zeiten und Nationen mir eröffnet war. Die Welt der Ideale, besonders der weiblichen, entwickelte sich vor meiner Phantasie in immer reizenderen Formen; die Göttinnen der Griechen, die Feen und Houris der Romantiker, stritten um den Vorzug in meiner Neigung, und verwahrten mein Herz vor jedem weniger mächtigen Eindrucke. Cily wußte nicht, wenn sie wegen meiner Unempfindlichkeit mit mir schmollte, daß mich eben Atalante und ihre goldenen Aepfel anzogen, oder daß mich Armida in ihrem Zaubergarten gefangen hielt. Selbst meine Tante kam meinen geheimen Liebschaften nicht auf die Spur; sie hielt meinen Kaltsinn gegen ihr Geschlecht für eine Idiosynkrasie mancher Dichternaturen, von denen die Gelehrtengeschichte Meldung thut. In ihren Augen war dieß eben kein Unglück; sie sagte mit großer Gleichgültigkeit und eben so vieler Zuversicht voraus, daß ich meinen Namen schwerlich in leiblichen Sprößlingen auf die Nachwelt bringen,

dagegen aber eine desto zahlreichere Nachkommenschaft von Geisteskindern zurücklassen würde. Mein Vater glaubte, die Sache werde sich geben, wenn er mir erst die Legem Papiam — Poppäam gegen die Hagestolzen und die kanonischen Gesetze de Matrimonio erklärt haben würde. Onkel Leonhard machte sich über meinen Vater und meine Tante zugleich lustig: er meinte, ich würde noch früh genug in eine Weiberschürze vernarrt werden; um die Nachkommenschaft brauche die Familie übrigens keine Sorge zu tragen, nach den Anordnungen, die er deßhalb in seinem Testamente getroffen habe.

Mein Vater endigte glücklich den zweiten Jahrgang seiner juristischen Uebungen mit mir, und bereitete sich vor, mich in dem dritten mit dem Lehen- und deutschen Staatsrecht bekannt zu machen, worein er seine Hauptstärke setzte. Da ward der treffliche Mann unvermuthet krank, und starb bald hernach eben so unvermuthet, nichts so sehr bedauernd, als daß er mir den deutschen Reichsprozeß nicht mehr vortragen konnte. Dieser harte Schlag traf meinen Oheim nicht weniger empfindlich als mich. Nie hatten zwei Brüder, ungeachtet der Verschiedenheit ih-

rer Temperamente, Beſchäftigungen und Liebhabereien, in größerer Eintracht mit einander gelebt. Seit ſechzig Jahren und darüber wohnten ſie in Einem Hauſe; ſie hatten beſtändig nur Eine Familie ausgemacht, ja, Einer konnte als die Ergänzung des Andern betrachtet werden. Schon durch den Tod meiner Mutter hatte die behagliche Heiterkeit dieſes Familienlebens ſehr gelitten; die häufigen Beſuche und die zuthätige Geſchäftigkeit der Tante Sara waren ein ſehr unvollkommener Erſatz für den Abgang einer liebevollen und geliebten Hausfrau. Nach dem Ableben meines Vaters fühlte ſich mein Oheim oft einſam und verlaſſen; er wurde übellaunig und vertrug ſich immer weniger mit ſeiner Schweſter. Auch die Aufſicht über meine Erziehung fing ihm an läſtig zu werden, beſonders als mein alter Mentor, der franzöſiſche Mathematiker, unſer Haus verließ, um in ſein Vaterland zurückzukehren. Da fiel ihm glücklicherweiſe ein, daß es die Abſicht meines Vaters geweſen, mich ein Jahr ſpäter nach Göttingen, und von da nach Wezlar, dem großen Ziel ſeiner Wünſche, zu führen. Mein Oheim war ſelbſt in Göttingen geweſen, und hatte eine ſehr

vortheilhafte Meinung von den Einrichtungen dieſer hohen Schule. Er glaubte außerdem, daß es Zeit ſey, mich meiner eigenen Führung zu überlaſſen; die akademiſche Freiheit ſchien ihm ſehr zuträglich, manche Fehler meiner etwas weichlichen Hauserziehung zu verbeſſern. Sein Entſchluß, mich nach Göttingen zu ſchicken, war gefaßt, und ich befand mich auf dem Wege dahin, bevor meine Tante, Mühmchen Cily, mein Freund Eduard und ich ſelbſt noch recht wußten, wie es damit zugegangen.

3.

Da ich nicht die Geſchichte meiner Gelehrſamkeit ſchreibe, ſondern die meiner Liebſchaften, ſo werden mir die ſchönen Leſerinnen gern erlauben, mich über meinen zweijährigen Aufenthalt in jener berühmten Muſenſtadt möglichſt kurz zu faſſen. Ich war ſo glücklich, die Vorleſungen des alten Pütter über die Reichshiſtorie zu hören, und den Unterricht aller der großen Rechtslehrer zu genießen, welche Göttingen damals in ſich vereinigte. Mein Vater ſelbſt hätte

den Eifer loben müssen, mit dem ich im ersten Jahre meiner akademischen Laufbahn dem etwas trockenen Studium des Lehnrechts und der deutschen Prozeßordnung oblag. Ich vergrub mich ganz in meinen Büchern, und hatte beinahe gar keinen Umgang. Im Anfang des zweiten Jahres empfahl man mir eine Gartenwohnung, deren angenehme Lage meiner einsamen Lebensart und meinem Geschmacke sehr zusagte. Ich bezog diese Wohnung während des Frühlings. Mein Hauswirth, seines Gewerbes ein Pferdeverleiher, ließ sich Magister nennen. Er gab Lehrstunden in der englischen Sprache, und im Reiten und Fechten, obwol sein Name in die Matrikel der Fakultät nicht eingetragen war. Mein Wirth und die junge Person, die sich mir als die Gebieterin des Hauses darstellte, erwiesen mir viele Artigkeiten. Schon aus Höflichkeit glaubte ich einige Stunden bei dem Magister nehmen zu müssen. Im Englischen konnte mir sein Unterricht von keinem Nutzen seyn; er redete die Sprache in einem kauderwelschen Dialekt, den ich öfter selbst zu verbessern Gelegenheit hatte. Aber er war ein guter Fechtmeister, und seine Pferde gehörten zu den besten in der

Stadt. Ich ward also sein Schüler in der edlen Reit- und Fechtkunst, wobei ich den Vortheil hatte, mich fast täglich in der Gesellschaft meiner hübschen Hauswirthin zu befinden, welche an unseren Uebungen in der Regel selbst Theil nahm.

Lucinde — so hieß diese junge Person — war eine angenehme Blondine von fünf bis sechs und zwanzig Jahren, mit ein Paar Augen, die von schalkhaftem Feuer glänzten. Sie sprach wenig, war aber nicht ohne Witz, und ihre Einfälle hatten zuweilen eine treffende Schärfe. Eben so bestimmt als rasch in ihren Bewegungen, schienen die Fecht- und Reitübungen ihr ein gewohntes Spiel. Man konnte ein Rappier nicht gewandter und zierlicher handhaben; ihr Mann, wiewol ein Meister in der Kunst, war plump und ungelenk ihr gegenüber. Aber um Lucinden in ihrem ganzen Reize kennen zu lernen, mußte man sie zu Pferde sehen. Ein anmuthiger Trotz in ihrem Gesichte schien der weiblichen Furchtsamkeit und der Meinung zu spotten, die ihrem Geschlechte diese ritterliche Uebung verwehren zu dürfen glaubt. Sie ritt gewöhnlich einen Falben, ein junges, feuriges

Thier, das der ſchönen Hand, die es lenkte, mit ſchmeichelndem Stolze gehorchte. Ich hatte mir Pentheſilea, die Königin der Amazonen, heroiſcher gedacht, aber gewiß nicht reizender.

Die Lehrſtunden, denen Lucinde beiwohnte, hatten einen ziemlich hohen Preis, und waren außerdem nur für Solche zugänglich, welche ſie dieſer Auszeichnung werth hielt. Zu jener Zeit hatte ich nur einen Mitſchüler bei dieſem Privatiſſimum. Es war dieß ein junger Liefländer von Stand und Vermögen, der ſich ſchon zum zweiten Mal in Göttingen aufhielt, und an den gymnaſtiſchen Uebungen in dem Hauſe des Magiſters großen Gefallen zu haben ſchien. Ich bemerkte bald, daß der junge Mann der reizenden Lucinde ſehr feurige Blicke zuwarf, von dieſer aber mit einer gewiſſen Sprödigkeit behandelt wurde. Um ſo zuvorkommender war ihr Betragen gegen mich; ohne Zweifel, weil meine Beſcheidenheit einige Aufmunterung zu verdienen ſchien. Der Magiſter blieb neutral bei dieſem kleinen Kriege der Galanterie und der Eitelkeit; denn für mehr ſchien er die Aufmerkſamkeiten ſeiner jungen Freunde für Lucinden, und die Art, wie ſie von dieſer erwiedert wurden, nicht zu halten.

Die Zerstreuung, welche ich mir seit einiger Zeit fast täglich in der Reitbahn und auf dem Fechtboden machte, kam meinem Humor und meiner Gesundheit sehr zu Statten. Ich war nie so heiter und lebenslustig gewesen. Der Umgang meiner freundlichen Wirthsleute fing an, mir zum Bedürfniß zu werden. Wir machten öfters kleine Landpartien mit einander. Lucinde tanzte außerordentlich gern; wo sie eine Geige hörte, setzten sich ihre Beine sogleich in taktmäßige Bewegung. Der Liefländer, der zu meinem Verdrusse sich häufig an demselben Orte einfand, ließ eine solche Gelegenheit nie vorbeigehen, ohne ihr die Hand zu bieten, und war gewiß, sie dann gefälliger als sonst zu finden. Er war ein guter Tänzer und machte, mit Lucinden im Arm, eine bessere Figur, als mir lieb war. Einmal glaubte ich zu sehen, daß die glühenden Blicke, die er auf Lucinden heftete, von ihr mit gleicher Wärme erwiedert wurden. Ein Stich fuhr mir durch's Herz; — ich ward mir plötzlich bewußt, daß ich verliebt und von heftiger Eifersucht bewegt war. Lucinden, die vom Tanz erhitzt zurück kam und sich zu mir setzte, entging meine Bewegung und die Ursache

meines Unmuthes nicht. Sie schien nicht unzufrieden mit dieser Entdeckung zu seyn. Gesprächiger als gewöhnlich, scherzte und tändelte sie mit dem Magister, und lachte einige Mal hell auf. Ein paar stachelige Einfälle über den Liefländer, der ihr nicht von der Seite ging, versöhnten mich halb und halb. Endlich stand sie unvermuthet auf und ergriff meinen Arm, damit ich sie durch den Saal führe. — »Tanzen Sie denn gar nicht?« sagte sie, als wir einige Schritte von unseren Begleitern entfernt waren, und sah mich mit einem unbeschreiblich süßen Lächeln an. Ich entschuldigte mich mit meiner wenigen Uebung. — »Nur ein paar Gänge,« flüsterte sie, und zog mich in den Kreis. — Ich wußte nicht, wie mir geschah; aber sie hielt mich in ihren Armen, und wir flogen durch die Reihen, sechs oder sieben Mal, bis sie erschöpft auf einen Sessel sank und mich neben sich niederzog. Ihre warme, feuchte Hand zuckte in der meinigen; ich fühlte, daß sie mir näher rückte und sich an mich lehnte, als bedürfe sie einer Stütze. Zitternd und unmerklich legte ich meinen Arm um ihren schlanken Leib und drückte sie sanft an mich. — Da stand der Magister vor uns, Lu-

cindens Hut und Ueberwurf in den Händen haltend. — »Der Wagen wartet,« sagte er trocken; »es ist schon spät.« — Lucinde zögerte eine Weile, dann stand sie langsam auf und machte ihren Anzug zurecht. Einige flüchtige Blicke, die sie mir zuwarf, entzückten mich. Jetzt faßte sie des Magisters Arm, und indem sie mir noch ein freundliches: »gute Nacht!« zuflüsterte, schlüpfte sie durch die Umstehenden hinweg und verschwand aus dem Saal.

Der Bursch, der mein Pferd hielt, war nicht zu finden. Scheltend suchte ich ihn in dem Stall und im Hofe, indeß die Kalesche des Magisters rasch davon fuhr. Es vergingen wol zehn Minuten, eh' ich auf meinem Klepper saß. Mit aller Anstrengung konnte ich meine Gesellschaft nicht mehr einholen; die leere Kalesche kam mir schon entgegen, als ich um die Ecke meiner Gasse sprengte. Mißmuthig begab ich mich auf mein Zimmer und suchte Zerstreuung bei meinen Büchern. Aber Pufendorf und Heineccius kamen mir heute unausstehlich breit und langweilig vor; selbst die Dichter gewährten mir wenig Unterhaltung; ihre schönsten Beschreibungen schienen mir doch allzu luftig und nebelhaft.

Nur Boccacio ſagte mir einigermaßen zu; ich ſchlief endlich über einer Erzählung des Decamerone ein.

Am nächſten Morgen konnte ich die Fechtſtunde kaum erwarten, wo ich Lucinden zu ſehen hoffte. Ich war überraſcht, fünf bis ſechs junge Leute auf dem Fechtboden zu finden, die ſich unter der Anleitung des Magiſters mit dem Rappier übten. Die Lehrſtunde wollte gar kein Ende nehmen; faſt ſchien es, als ob Meiſter und Schüler ſie mit Abſicht verlängerten, um meine Ungeduld auf's Aeußerſte zu ſpannen. Endlich trat Lucinde herein, in einem zierlichen Fechtkleide und in der ſchönſten Laune von der Welt. Sie grüßte mich freundlich, doch nur im Vorbeigehen, und fing gleich an, einige neue Stellungen und Handgriffe mit dem Rappier zu verſuchen. Da kam auch noch der Liefländer mit zwei Fremden, die er einführte. Es ſchien darauf abgeſehen zu ſeyn, mir recht viel Aergerniß zu verurſachen. — Jetzt wendete ſich Lucinde unvermuthet zu mir, und forderte mich auf, einen Gang mit ihr zu machen. Ihr anſcheinender Kaltſinn reizte mich; ich bot meine ganze Kunſt auf, um der ihrigen das Gleichgewicht zu

halten. Mein Eifer und die Leidenschaft, die ich darunter verbarg, ergetzten die schöne Frau; scheinbar tändelnd, aber mit Sicherheit, wich sie meinen Angriffen aus, und als suche sie die Stelle, wo sie mich treffen wollte, streifte ihre Spitze mich einige Mal obenhin; dann, als wolle sie zeigen, wie sie zu besiegen sey, gab sie eine Blöße, die sie nur zögernd deckte. Endlich begriff ich den geheimen Sinn dieses reizenden Spieles. Es war das originellste und ausdrucksvollste Zweigespräch der Liebe, das man ersinnen kann, um sich mitten unter lästigen Zuschauern und Nebenbuhlern auf's Vollkommenste zu verständigen. Ich ward es nicht müde, dieß anmuthige Spiel fortzusetzen, bis Lucinde, mit meiner Gelehrigkeit und ihrem Triumphe zufrieden, mich unversehens entwaffnete, und dem seltsamen Schaugefechte scherzend ein Ende machte.

Von diesem Tage an betrachtete ich mich als Lucindens begünstigten Liebhaber. Die kleinen Vertraulichkeiten, die zwischen uns Statt fanden, waren um so süßer, je geheimer, je seltener und je unschuldiger in gewisser Art sie waren. Ein Händedruck, ein flüchtiger Kuß, auf den Raub genommen oder gegeben, war alles,

was sie gestattete und ich selbst begehrte. Wir sahen uns nie allein; der Magister, obwol dem Anscheine nach nicht eifersüchtig, wußte es doch immer so einzurichten, daß Lucinde überall von Beobachtern oder Bewunderern umringt war. Er zeigte sie den Leuten gern, und war stolz auf ihre Gestalt und Talente, wie auf die Schönheit und Dressur seiner Schulpferde. Ihr Putz lag ihm kaum weniger am Herzen als ihr selbst. Ich bemerkte bald, daß es zu der Sitte des Hauses gehörte, der schönen Lucinde Geschenke in dieser Art zu machen. Da man mich für einen reichen Erben hielt, und ich außerdem auf dem freundschaftlichsten Fuße mit der Familie stand, durfte ich schon etwas mehr thun als ein Anderer. Lucinde belohnte meine Freigebigkeit durch die Auszeichnung, welche sie meinen Geschenken bewies. Keine Farbe, versicherte sie, kleide sie besser, als die ich gewählt, und seit einiger Zeit wollte ihr kein Anzug mehr gefallen, den sie nicht von mir erhalten hatte. Da sie gern und oft wechselte, hatte ich Gelegenheit, meinen Geschmack in solchen Dingen vielseitig darzuthun. Meine Ersparnisse aus früherer Zeit fanden auf diese Weise nach und nach die vollständigste

Verwendung. Zum Glück trafen eben neue Wechsel von meinem Oheim ein. Der Juwelier, bei dem ich einige Nippes für meine Hausfrau aussuchen wollte, zeigte mir eine Schnur Perlen, von großer Schönheit. Ich wußte, daß Lucinde Perlen über Alles liebte. So beträchtlich der Preis war, zahlte ich ihn doch, in der Absicht, meiner Schönen zu ihrem nahen Geburtstag eine Ueberraschung mit ihrem Lieblingsschmucke zu machen.

Lucinde hatte das Kästchen von ungefähr auf meinem Schreibtische gesehen. Da ich ihre Neugierde, den Inhalt kennen zu lernen, nicht befriedigte, vermaß sie sich halb im Scherz, halb im Ernst, dennoch zu erfahren, was ich vor ihr zu verbergen suchte. Als ich nun am folgenden Abend in mein verschlossenes Zimmer trat, war ich höchlich erstaunt, sie vor dem Spiegel sitzen zu sehen, das offene Kästchen vor sich habend, und eben damit beschäftigt, die Perlenschnur durch ihre aufgerollten Haarlocken zu flechten. Lucinde erschrak heftig, aber auf die anmuthigste Weise; und als ich, überwältigt von ihrer Gegenwart und von der reizenden Vertraulichkeit des Ortes und der Stunde, den Arm um

sie schlang, schmiegte sie sich verschämt lächelnd an mich, und ihre frischen, warmen Lippen begegneten den meinigen. Es war ein Moment der süßesten Selbstvergessenheit. Da rauschte die verborgene Tapetenthür, durch welche Lucinde gekommen war, und — der Magister trat heraus. Die erschreckte Schöne riß sich aus meinen Armen, indem sie einen Schrei ausstieß. Ich war wie vernichtet. Nach einer ziemlich langen Pause, während welcher ich nicht aufzublicken wagte, hörte ich die Tapetenthür verschließen, und der Magister war sammt Lucinden verschwunden.

Ein armer, einfältiger Schelm, der bei dem ersten Diebstahl ertappt wird, kann keine erbärmlichere Figur machen, als ich bei diesem Auftritte. Scham und Reue drückten mich zu Boden, noch mehr die Furcht vor den Folgen, die ich voraus zu sehen glaubte. Die Ehre und der häusliche Frieden meiner schönen Wirthin schienen durch meine Schuld auf immer zerstört. Welch ein Leben stand der Aermsten bevor! Mußte der beleidigte Mann uns Beide nicht für noch schuldiger halten, als wir in der That waren? Konnte er glauben, daß wir das erste

Mal, nur auf wenige Minuten, und von meiner Seite zufällig, uns hier gefunden, und daß, was er gesehen, das Aergste war, was wir uns vorzuwerfen hatten? — Nimmermehr! Lucinde war verloren in der Meinung des rechtschaffenen Mannes, und eine Ehescheidung das Geringste, was ich befürchtete.

Indessen, wie schlimm die Sache auch stand, es mußte gehandelt werden. Ich fühlte mich verpflichtet, und war bereit zu jeder Art von Genugthuung. Das wollte ich meinem ehrlichen Hauswirth noch in dieser Nacht schreiben. Es war dunkel geworden, während ich meine Ueberlegungen anstellte. Ich machte Licht, um meine Absicht sogleich auszuführen. Als ich den Lehnstuhl, worin ich mit Lucinden gesessen, zu meinem Schreibtische rückte, fiel mir ein Papier in die Augen, das in einer Ecke des Lehnstuhles lag. Ich hob es auf, und fand, daß es ein entsiegeltes Billet ohne Aufschrift war. Die Anfangsworte lauteten: »Süße Lucinde!« — und der Name des Liefländers stand darunter. Inhalt und Ton verriethen eine lange gepflogene, keineswegs zweideutige Vertraulichkeit; auch des Magisters ward darin erwähnt, in Ausdrücken,

welche bewieſen, daß ihm das Verhältniß des zärtlichen Paares kein Geheimniß war.

Ich las das Billet zwei-, dreimal, und brach endlich in ein unwillkührliches Lachen aus, das ich lange nicht zu mäßigen vermochte. Plötzlich befreit von meiner Gewiſſensangſt, Furcht und Beſchämung, fühlte ich mich leicht und muthwillig, wie ein von der Strafe losgeſprochener Schulknabe. Zum Glück war ich nur ein Thor geweſen, kein Verbrecher, und die Tragödie, in die ich mich verwickelt glaubte, verwandelte ſich in eine Poſſe. In dieſer Stimmung erblickte ich das Käſtchen, worin die Perlen fehlten, welche Lucinde, vermuthlich im Schreck, mit fortgenommen hatte. Ich legte das Billet des Liefländers hinein, und machte einen Umſchlag über das Ganze, mit der Adreſſe: an die ſchöne Lucinde. Das wollte ich ihr als ein Andenken zurück laſſen, wenn ich am nächſten Morgen aus dem Hauſe abzog, wie ich zu thun entſchloſſen war. Hierauf verriegelte ich meine Zimmer von allen Seiten, und ging einen Bekannten aufzuſuchen, den ich in der letzten Zeit vermieden hatte, weil er einige Mal angefangen, ſich über meine Hausleute nachtheilig gegen mich

zu äußern. Jetzt erfuhr ich von ihm, daß Lucinde vormals zu einer Gesellschaft von Kunstreitern gehört, und sich in den Schutz des Magisters, mit dem sie nie verheirathet war, begeben habe, um ihre zufälligen Verbindungen mit einem Theil der werthen Burschenschaft auf einem geregelten Fuße fortzusetzen. Mein Freund wünschte mir Glück, noch so leichten Kaufes den Netzen einer verschmitzten Dirne entkommen zu seyn, die schon mehreren jungen Leuten übel mitgespielt hätte, und nun ehestens durch einen Beschluß des akademischen Senats, sammt ihrem würdigen Beschützer, aus der Stadt gewiesen werden würde.

Am folgenden Tage bezog ich ein anderes Quartier, ohne mich um den Magister Roßtäuscher und seine Gefährtin weiter zu bekümmern. Später erfuhr ich zufällig, daß sie mit ihrem ganzen Marstall auf Reisen gegangen wären, und an der Spitze einer neugeworbenen Gesellschaft von Kunstreitern die umliegenden Landstädte in Kontribution setzten.

Meine Aufmerksamkeit war nun wieder ausschließend auf die Vollendung meiner Studien gerichtet. Ich mußte fleißig seyn, um nachzuho-

len, was ich in den letzten Monaten versäumt hatte. Die Bücher ersetzten mir auf's Neue jeden anderen Umgang, und die abstraktesten Gegenstände zogen mich jetzt gerade am meisten an. Zu meiner Erholung las ich abwechselnd einen alten oder neueren Dichter, nach einiger Zeit wol auch manchmal wieder einen Roman. Ich fand es, wenn nicht angenehmer, doch sicherer, Romane zu lesen, als sie zu spielen; für's erste wenigstens entsagte ich allen näheren Verbindungen mit einem Geschlechte, das ich von einer so gefährlichen Seite kennen gelernt hatte. Nach einem halben Jahre war mein letzter juridischer Kursus zu Ende. Ich verließ die Akademie, und kam, nach einer zweimonatlichen Reise durch Deutschland, in meine Vaterstadt zurück.

4.

Bei meiner Ankunft fand ich meinen Freund Eduard im Begriff, zur Armee abzugehen, bei welcher er als Volontär Dienste genommen hatte. Mein Mühmchen Cily machte zugleich Anstalten

zu ihrer Hochzeit, aus Verdruß, ſagte man, daß Eduard unter die Uhlanen gegangen. Sie war hübſcher, aber zugleich kauſtiſcher als jemals; ſelbſt ihre Mutter, die gute Tante Sara, konnte es nicht mehr mit ihr aushalten. Der bejahrte Herr, dem ſie gegen alle Erwartung ihre Hand reichte, ſchien kurz vor der Verlobung etwas nachdenklich über das Glück zu werden, das ihm bevorſtand. Mein Oheim lachte; ich hätte doch, bemerkte er, eine recht gute Spürnaſe gehabt, da ich mich, als Knabe ſchon, von der kleinen Xantippe zurückzog. Der treffliche alte Mann war wieder ganz heiter und rüſtig. Mit meiner Aufführung ſchien er zufrieden; er hatte mir bereits einen Platz in dem Geſchäfts-Bureau eines ſeiner Freunde ausgemittelt, wo ich mich vorläufig mit dem deutſchen Reichsprozeß bekannt machen konnte. Zu gleicher Zeit ſollte ich die Doktorswürde nehmen, um dereinſt, nach meines Vaters Wunſch, Sitz und Stimme auf der Gelehrtenbank eines Reichsgerichtes erlangen zu können.

Eduard reiſte zur Armee ab, und Cily vollzog ihre Heirath, während ich die juriſtiſche Praxis mit allem Eifer zu betreiben anfing. Der

Reichsagent, bei dem ich arbeitete, hatte eine einzige Tochter, die er beinahe nicht weniger liebte, als seine Kanzellei, und deren künftigen Mann er zu seinem Nachfolger in seinem weitläufigen Geschäfte bestimmte. Mein Fleiß gefiel ihm; obwol er gegen meine belletristische Schreibart allerlei einzuwenden hatte, glaubte er doch, daß ich unter seiner Anleitung ein tüchtiger Praktikus werden könnte. Meine Vermögensumstände und die Hoffnungen, welche ich auf die Erbschaft meines Oheims hatte, machten mich außerdem zu einer sehr annehmlichen Partie in seinen Augen. Der Ehrenmann entwarf daher in aller Stille den Plan, die Neigung seiner Tochter unmerklich auf mich zu lenken; denn daß ich diese Neigung erwiedern würde, fiel ihm gar nicht ein zu bezweifeln. — Fräulein Agnes war ein ungemein sittsames, wohlerzogenes Frauenzimmer von noch nicht vollen drei und zwanzig Jahren. Man konnte sie beinahe hübsch nennen. Ihre etwas beleibte, runde Gestalt ermangelte nicht einer gewissen Zierlichkeit; Farbe und Zartheit der Haut waren ausgezeichnet; die mehr angenehmen als reizenden Gesichtszüge verriethen große Ruhe und Sanft-

muth. In ihrem äußeren Betragen war sie ein wenig förmlich; wenn sie sprach, was nie ohne hinlänglichen Anlaß geschah, war sie eben so abgemessen als wortreich in ihren Ausdrücken. Man sah, daß Agnes sich für ein verständiges Mädchen hielt, und daß sie erwartete, von den Männern als ein solches behandelt zu werden.

Nach der Erfahrung, welche ich mit Lucinden gemacht hatte, war ein so völlig entgegengesetzter weiblicher Charakter für mich wenigstens nicht abschreckend. Ich unterhielt mich gern mit der gesitteten, zuweilen recht vernünftig sprechenden Tochter meines alten Gönners. Agnes zeichnete mich offenbar aus; aber es geschah mit so vielem Anstande, daß die Aufmerksamkeiten, die ich ihr dagegen bewies, nur die pflichtmäßige Erwiederung der Höflichkeit zu seyn schienen. So bildete sich nach und nach ein Verhältniß zwischen uns, das, meinerseits ganz absichtlos, nicht ohne Ansprüche von Agnesens Seite war, besonders aber von ihrem Vater so angesehen wurde, als ob der Ausführung seines Planes nun nichts mehr entgegen stände. Der Neigung seiner Tochter gewiß und die meinige voraussetzend, wandte er sich an meine Tante, um zu-

erst sie für seine Absichten zu gewinnen, dann aber durch ihre Vermittlung die Zustimmung meines Oheims zu seinem Projekte zu erhalten.

Meine Tante, die seit längerer Zeit alle Erwartungen getäuscht fand, welche sie sich von meinen dichterischen Anlagen gemacht hatte, sah in meiner Neigung zu einem so unpoetischen Wesen, als die Tochter ihres alten Freundes war, nichts Befremdendes mehr. Da ich der Muse ungetreu geworden, war es ihr ziemlich gleichgültig, was ich, in der spießbürgerlichen Beschränktheit, zu der ich mich herabgelassen, für eine Lebensgefährtin erwählte. Sie that sich übrigens auf ihr Geschick, eine Heirathsangelegenheit einzuleiten, etwas zu gute, und nahm es daher auf sich, ihren Bruder Leonhard für die Sache zu stimmen. Für mich sollte ihre Verwendung ein Geheimniß seyn; denn sie liebte die Ueberraschungen, im Leben wie auf der Bühne, und wollte meinem prosaischen Liebeshandel wenigstens dadurch einen etwas romantischen Schwung geben. Daß der ganze Heirathsplan für jetzt noch geheim bleiben solle, war auch die Meinung des alten Herrn; ich sollte erst Doktor werden, und dann eine Zeit lang für

mich prakticiren, bis er mir den größeren Theil seiner Geschäfte, mit der Hand seiner Tochter, förmlich abtreten wollte.

Ich hatte die strengen Prüfungen aus allen Theilen der Rechtswissenschaften mit Ehren überstanden; meine Inaugural-Dissertation war gedruckt und der Tag festgesetzt, an dem ich die von mir aufgestellten Theses öffentlich vertheidigen sollte. Agnesens Vater, als mein Haupt-Opponent, ließ es sich nicht nehmen, den üblichen Doktorschmaus in seinem Hause zu veranstalten, wozu meine ganze Verwandtschaft eingeladen wurde. Ich war zu sehr mit meiner Disputation beschäftigt, um gehörig beobachten zu können, was um mich vorging. Indessen sah ich wol, daß Etwas im Werke sey, womit man mich zu überraschen gedachte. Die verständige Agnes schien seit einigen Tagen noch feierlicher als gewöhnlich; sie sprach sehr vernünftig von den Pflichten einer Hausfrau, und erröthete dazwischen, so oft ich sie etwas aufmerksamer betrachtete. Das Gesicht meiner Tante Sara hatte einen Zug von Schlauheit, der sich unter einem seltsamen Lächeln verbarg, wenn man sie forschend ansah. Mein Oheim trällerte unverständ-

liche Worte vor sich hin, richtete mitunter eine Querfrage an mich, aus der ich nicht klug werden konnte, und starrte mich gleich darauf an, als hätte er Lust, mich auszulachen. Ein Besuch, den ich meiner Muhme Cily machte, erklärte mir endlich das Räthsel. Sie sprach von dem Doktorschmaus, dem sie beizuwohnen das Vergnügen haben werde, und von ihrem Verlangen, die schöne, geistreiche Agnes als ihre künftige Muhme zu begrüßen. Ich beantwortete Cily's ironische Glückwünsche anfangs als Scherz, was sie jedoch sehr übel nahm. Es werde doch erlaubt seyn, meinte sie, von einem Geheimniß zu sprechen, das morgen an der Tafel der halben Stadt bekannt werden würde. — Ich war wie aus den Wolken gefallen. Cily's Behauptung schien nur allzuviel Grund zu haben. Man verheirathete mich, ohne daß ich Etwas davon wußte, und gab mir ein Wesen zur Frau, von dem mir noch nie eingefallen war, daß es zu einem andern Geschlecht gehöre, als ich selbst. Mit Mühe verbarg ich vor meiner boshaften Cousine die Verlegenheit, worin ich mich befand, und eilte nach Hause, um von meinem Oheim und meiner Tante den Zusam-

menhang dieſer ſeltſamen Geſchichte zu erfahren.

Meine Tante war anfangs ſehr aufgebracht, als ſie hörte, daß alle ihre Bemühung und Feinheit umſonſt verwendet ſeyn ſollte, und daß ich gar nicht daran dachte, eine Heirath zu vollziehen, wobei ſie Alles ſo geſchickt und geheimnißvoll eingeleitet hatte. Ich mußte zur Dichtkunſt meine Zuflucht nehmen, und ihr den halben Horaz und Boileau in's Gedächtniß rufen, um ſie nach und nach zu beſänftigen. Sie geſtand, daß ihr die Wahl, die ich getroffen haben ſollte, gleich unbegreiflich geweſen, und daß bloß die Zuverſicht, mit der Agneſens Vater von der Sache geſprochen, ſie verleitet habe, daran zu glauben. Am Ende ließ ſie ſich ſogar herbei, den alten Herrn über den Irrthum, worin er und ſeine Tochter ſich befanden, auf eine ſchonende Weiſe aufzuklären, und dieſen unangenehmen Handel, ſo gut es anginge, beizulegen. Mein Oheim ſchüttelte den Kopf; er war mit dem ganzen Projekt nie recht einverſtanden geweſen, wollte aber auch jetzt mit der Löſung des verworrenen Knotens, worein die Geſchäftigkeit der Tante mich und ſich ſelbſt verſtrickt hatte, nichts zu thun haben. Im Grunde war es ihm lieb,

wenn sich die Sache zerschlug; denn obwol er es sich zur Regel gemacht hatte, meiner Verheirathung — da die Descendenz der Familie davon abhing — kein Hinderniß in den Weg zu legen: so war er doch der Gesinnung nach allzusehr ein Hagestolz, um nicht eine heimliche Freude zu empfinden, so oft ein halb und halb zur Reife gelangter Heirathsplan wieder vereitelt wurde.

Ich befand mich auf jeden Fall in einer ganz besonderen Lage. Agnesens Neigung für mich, an der ich nicht mehr zweifeln konnte, und die wohlmeinenden Absichten ihres Vaters, waren aller Rücksicht werth. Wenn in Herzensangelegenheiten der Vernunft die erste Stimme gebührte, so hätte ich kaum eine bessere Wahl treffen können als die, welche hier mein gutes Glück an meiner Statt getroffen zu haben schien. Agnes besaß unstreitig alle Eigenschaften, welche ein überlegter und wohlgesinnter Mann seiner Hausfrau und der Mutter seiner Kinder wünschen kann. Sie war gesund, nicht unangenehm von Gestalt, gleichmüthig, unermüdet und anstellig in häuslichen Geschäften, unterrichtet genug, um sich mit einem Manne von Verstand über allgemein interessante Gegenstände unter-

halten zu können, dabei so frei von Eitelkeit, als es ein Frauenzimmer in unserer Zeit nur irgend seyn kann; was mehr als Alles ist, sie hatte Grundsätze und die höchsten Begriffe von den Pflichten ihres Geschlechtes und ihres künftigen Frauenstandes. So hatte ich dieses achtungswürdige Mädchen kennen gelernt, und ohne Zweifel würde ich jedem Freunde, der in gleichem Falle mich um meine Meinung befragt hätte, gerathen haben, sie und keine Andere zur Frau zu nehmen. Und diese werthvolle Person hatte mir in aller Unschuld und Ehrbarkeit ihr Herz zugewendet; sie wußte, daß sie von ihren und meinen Verwandten für mich bestimmt sey; sie hielt die Aufmerksamkeit, die ich ihr bezeigte, für die Bewerbung eines Bräutigams, und sah wahrscheinlich selbst eine gewisse Zurückhaltung in meinem Betragen als einen Beweis höherer Achtung und eines männlichen Charakters an, den sie mehr schätzte, als die schmeichelnde Sprache gewöhnlicher Liebhaber. Ich durfte meine Hand ausstrecken, und dieses treffliche Geschöpf war mein: wenn ich sie zurückzog, kränkte und beleidigte ich es auf das Empfindlichste. — Dieß Alles sagte ich mir, und die Wage der Vernunft

ſtand ganz zu Agneſens Vortheil. Aber ſie reizte meine Einbildungskraft nicht; mein Herz blieb kalt: ich wußte ſie mit keiner meiner Lieblingsheldinnen in den alten und neueren Dichtern zu vergleichen, außer etwa mit der Penelope, oder mit Eliſabeth, der biederen Hausfrau des mannhaften Götz. Bei allem dem war mir nicht wohl zu Muthe: ich fürchtete den morgenden Tag; es war mir gleich peinlich, mich von Agneſen geſchieden, und mich mit ihr verbunden zu denken.

Sara's diplomatiſche Geſchicklichkeit, mehr noch der geſunde Verſtand meines in Antrag geweſenen Schwiegervaters, erſparten mir den Ausbruch unangenehmer Oeffentlichkeiten, die ich am meiſten zu ſcheuen hatte. Agneſens Vater meldete mir in einem vertraulichen Billet, daß er ſich bewogen finde, ein gewiſſes Projekt, welches zwiſchen ihm und meiner Tante beſprochen worden, auf eine andere Zeit auszuſetzen, und dieß um ſo mehr, da ſeine Tochter ſogleich zu einer kranken Baſe auf das Land reiſen müſſe, wo ſie ſich bis zu deren Herſtellung aufhalten werde. Das heutige Feſt ſollte deſſen ungeachtet in gehöriger Ordnung vor ſich gehen, und in unſeren freundſchaftlichen Verhältniſſen durch-

aus nichts verändert werden. — Der Ausweg war ziemlich auffallend, aber doch noch der schicklichste, der sich treffen ließ. Mit möglichst anständiger Haltung erschien ich in dem akademischen Saale und vor meinem Opponenten, dessen treuherzige Unbefangenheit und ruhige Fassung ich bewunderte. Die feierliche Handlung ging in üblicher Form und mit dem größten Anstand vorüber. Bei der darauf folgenden Mahlzeit war Niemand aufgeweckter, als unser freundlicher Wirth; die Abwesenheit seiner Tochter ward nicht bemerkt, wenigstens nicht besprochen, und außer einigen spitzigen Reden meiner Muhme Cily, hatte ich nicht das geringste Unangenehme an diesem gefürchteten Tage zu erfahren.

Es ist zweifelhaft, ob mein Kaltsinn gegen Agnesens wirkliche Vorzüge in die Länge würde Stand gehalten haben, wenn sie und ihr Vater es der Mühe werth gefunden hätten, die Verhältnisse zwischen uns noch einige Zeit unentschieden zu lassen. Aber Beide waren sich ihres Werthes zu sehr bewußt, um von der Zeit oder von meiner Laune zu erwarten, was sie als den unbestrittenen Preis ihrer Verdienste fordern zu dürfen glaubten. Nach wenigen Tagen schon

fand eine Erklärung zwischen mir und Agneſens Vater Statt, welche meinen ferneren Beſuchen in ſeinem Hauſe ein Ende machte. Die geſelligen Verhältniſſe meiner Vaterſtadt verloren dadurch für mich manche Annehmlichkeit. Glücklicherweiſe nahmen die Unterhandlungen, welche mein Oheim wegen meiner Anſtellung bei dem Kammergericht in W— r angeknüpft hatte, eben eine entſcheidende Wendung. Man hielt für gut, daß ich ohne Verzug die Reiſe dahin antrete, um mich den einflußreichen Männern, auf deren Unterſtützung mein Oheim rechnen zu können glaubte, perſönlich zu empfehlen. Am Tage meiner Abreiſe gab ein zufälliges Zuſammentreffen mit Agnes mir Gelegenheit, Abſchied von ihr zu nehmen. Sie ſchien etwas befangen, aber ihr Betragen war, wie gewöhnlich, voll Sanftmuth und ruhiger Würde. Meine Bitte um ihr freundſchaftliches Andenken erwiederte ſie nicht ohne Rührung, wünſchte mir dann, mit einem reizenderen Ausdruck der Geſichtszüge, als ich je an ihr wahrgenommen, »eine glückliche Lebensreiſe,« und entzog mir mit einem leiſen Drucke ihre Hand, die ich geküßt hatte, indem ſie ſich ſchnell entfernte.— Der Eindruck,

welchen dieser Abschied in mir zurückließ, blieb lange in meinem Gedächtniß. Es kam mir nachher öfters in den Sinn, ich hätte damals das einzige Glück verscherzt, welches mir durch die Hand eines Weibes bestimmt war.

5.

Wenn die Leserinnen, nach meinen bisherigen Bekenntnissen, eine unvortheilhafte Meinung von meiner Fähigkeit, wahrhaft zu lieben, gefaßt haben sollten, so werden sie hoffentlich Gründe zur Milderung ihres Urtheiles im Verfolg dieser authentischen Geschichte finden, wofern sie anders nicht schon müde geworden sind, den Selbstbeobachtungen eines ehrlichen Dilettanten in der Liebe noch länger ihre Aufmerksamkeit zu schenken. Die Begebenheit, welche ich nun zu erzählen im Begriffe bin, nimmt sogar diese Aufmerksamkeit in einem höheren Grade in Anspruch: nicht eben, weil sie reicher an interessanten Ereignissen ist, als meine bisher erzählten kleinen Liebesabenteuer, sondern weil Personen darin auftreten, welche man so-

gleich als eigentliche Virtuosen der Liebe erkennen wird. Wie der kühne Versuch, mit so überlegenen Talenten mich in einen Wettkampf einzulassen, für mich ausfiel, wird man erfahren, wenn man die Geschichte meiner dritten Liebschaft, die zugleich die meiner ersten und letzten Liebe ist, wird gelesen haben.

Es wäre überflüssig, über meine Anstellung bei dem Kammergericht und die erste Zeit meines Aufenthaltes in W—r, mehr als einige Worte zu sagen. Man war mit den Proben meiner Rechtskenntnisse und des praktischen Geschäftsgeistes zufrieden, welche ich gleich anfangs abzulegen erwünschten Anlaß fand. Die Verbindungen meines Oheims, der durch seine Lieferungen für die Reichsarmee mit der deutschen Ritterschaft in vielseitige Berührung gekommen war, thaten das ihrige. Nach einem Jahre ungefähr erhielt ich den Titel und den Wirkungskreis eines Assessors, und war also dem Ziele ziemlich nahe gerückt, welches der Ehrgeiz meines Vaters mir vorgesetzt hatte. Mein Oheim, ungemein erfreut über den guten Erfolg seiner Verwendung und Rathschläge, setzte mich in den Stand, dem Posten, den ich bekleidete, durch

einen anständigen Aufwand Ehre zu machen. Auf solche Weise befand ich mich in meinem neuen Wohnsitze bald in sehr angenehmen Geschäfts- und Lebensverhältnissen.

In den Gesellschaften, welche zu besuchen ich Gelegenheit hatte, zog eben damals ein junges Fräulein, das vor Kurzem in W — r angekommen war, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Sie war die Tochter eines verdienten Stabsofficiers, des hessischen Obersten von T — n, der, wie man erzählte, sein Vermögen im Dienste zugesetzt, und, nachdem er auf einem ziemlich großen Fuße gelebt, plötzlich gestorben war, ohne seiner Witwe und seiner Tochter viel mehr zu hinterlassen, als den Anspruch auf eine kleine Pension und einen weitläufigen Prozeß mit seinen Verwandten, welcher bei dem Reichsgerichte anhängig war. Alles, was in W — r zur feinen Welt gehörte, nahm lebhaften Antheil an dem Schicksale der würdigen Oberstin, und noch mehr an dem ihrer reizenden Tochter, deren glänzende Eigenschaften die allgemeine Bewunderung erregten. Die regelmäßige Schönheit einer edlen, beinahe junonischen Gestalt, war der geringste der Vorzüge, durch welche Helmine

von T—n sich auszeichnete. Sie besaß alle Gaben des Umganges im höchsten Grade der Vollkommenheit. Ihr Geist, ihr Gefühl, der Schwung ihrer Phantasie, die unerschöpfliche Fülle ihres stets heiteren Humors, gaben jedem ihrer Worte und ihrem ganzen Seyn und Betragen einen unaussprechlichen Reiz, und sicherten ihr, in welcher Umgebung sie sich auch befand, die Herrschaft über die Gemüther. Immer von der Gegenwart auf's Lebendigste angeregt, überließ sie sich harmlos den Eindrücken des Augenblickes, und schien von den Empfindungen der Theilnahme und des Wohlwollens, welche sie einflößte, in gleichem Maße selbst durchdrungen. Es war unmöglich, sich diesem zauberischen Wesen zu nähern, ohne es zu lieben, und wenn man es liebte, kaum möglich, nicht dem Gedanken Raum zu geben, daß man von ihm wieder geliebt werde.

Zum ersten Mal in meinem Leben empfand ich, daß die Ideale der Kunst nur ein mattes Abbild der Natur sind, und daß vor der Macht der Wirklichkeit die Träume der Phantasie in ihr Nichts verschwinden. Der flüchtige Eindruck, welchen andere Frauenzimmer auf mich gemacht

hatten, kam mit dem, was ich jetzt erfuhr, in keine Vergleichung; ich fühlte mich überrascht und ermuthigt zugleich, die liebliche Erscheinung fest zu halten, in der alle Anforderungen meiner Einbildungskraft übertroffen schienen. Ganz verloren in die Betrachtung von Helminens Vollkommenheiten, wurde ich erst spät gewahr, daß ich in vollem Ernste in sie verliebt sey. Ich erschrak, doch bei weitem nicht so sehr, als die Größe der Gefahr es zu fordern schien. Der Wunsch, das liebenswürdige Geschöpf zu besitzen, war kühn, aber nicht unerreichbar. Helmine war nicht reich, und nicht vornehmer als ich. Jung, ziemlich wohl gebildet, von unabhängigen Glücksumständen, dabei nicht ohne Aussicht, mich zu einem ehrenwerthen Rang in der bürgerlichen Welt empor zu schwingen, konnte ich auf jede Verbindung Anspruch machen, die sich mir unter den ausgezeichneten Personen des Mittelstandes darbot. Mit ziemlicher Zuversicht stellte ich mich daher in die Reihen der erklärten Verehrer des Fräulein von T—n, und durfte dabei nicht fürchten, durch die Aeußerungen einer lebhaften Theilnahme, Helminens Wachsamkeit in einem mehr als gewöhnlichen

Grade aufzuregen. Sie war gewohnt, die Huldigungen der Männer als einen geselligen Tribut zu betrachten, über dessen Bedeutung und eigentlichen Werth Niemand zweifelhaft seyn könne; deßhalb pflegte sie auch den Aufschwung der leidenschaftlichen Sprache, deren Gegenstand sie häufig war, gelegentlich durch eine Wendung milden Spottes niederzuschlagen, wodurch das Gleichgewicht eines harmlos schönen Umganges dann immer wieder für einige Zeit hergestellt wurde.

Bisher hatte ich das Fräulein von T — n bloß in größeren Gesellschaften gesehen, wo der Antheil der Einzelnen an der gegenseitigen Unterhaltung verhältnißmäßig nur gering ist. Es hatte sich einige Mal gefügt, daß, während Helminen eine Schar von Bewunderern umschwärmte, ich in ein längeres Gespräch mit ihrer Mutter verwickelt wurde. Die verständige Unterhaltung der weltklugen, noch recht angenehm aussehenden Dame, machte mir Vergnügen, und auch ihr schien meine unbefangene Weise zu gefallen. Das nächste Mal suchten wir uns unter der Menge gleichgültiger Gesellschafter auf, was von Helminen nicht unbemerkt

blieb. Sie machte ſich von dem Schwarm ihrer Verehrer los, um, wie ſie halb ſcherzend halb ernſthaft ſagte, dem einzigen jungen Manne näher zu treten, der Sinn und guten Geſchmack genug habe, die Unterredung mit einer Frau von Verſtand und Erfahrung dem Geplauder eines unbeſonnenen Mädchens vorzuziehen. Die Mutter äußerte ſich in nicht minder verbindlichen Ausdrücken; und da ich eben Gelegenheit gehabt hatte, der Oberſtin einen unbedeutenden Dienſt in den Angelegenheiten zu erweiſen, welche ſie in W — r zurückhielten, ward mir die von Anderen vergebens geſuchte Ehre zu Theil, zu dem kleinen vertrauten Theezirkel der Frau von T — n geladen zu werden. Dieſer Zirkel beſtand aus ein paar Jugendfreundinnen der Oberſtin, aus drei oder vier älteren Herren vom Militär- und Civilſtande, welche ihr verſtorbener Gemahl zu ſeinen Freunden gezählt hatte, und aus einigen neueren weiblichen Bekanntſchaften Helminens, worunter ſich die Baronin von R — g, eine junge, in der umliegenden Gegend begüterte Witwe, durch Geiſt, Lebhaftigkeit und körperliche Reize am meiſten auszeichnete.

Von jetzt an besuchte ich die Oberstin und ihre Tochter, so oft es meine Geschäfte erlaubten, oder ich sie zu Hause traf. Genußreichere Stunden als die, welche ich hier an Helminens Seite zubrachte, habe ich nie durchlebt. Wenn dieses außerordentliche Geschöpf schon in großen Gesellschaften die allgemeine Aufmerksamkeit und Theilnahme erweckte, so riß sie in dem engeren Kreise weniger Freunde, wo sich ihr bewundernswürdiges, beinahe universelles Kunsttalent ganz frei entwickeln konnte, unwiderstehlich hin. Sie mochte ruhen, oder in Bewegung seyn, so schien ihre ganze Persönlichkeit von dem reinsten Feuer des Genies beseelt. Die Gegenwart der Freunde diente nur dazu, den immer regen Strom schöner Empfindungen, Bilder und Ideen ihrem Inneren zu entlocken, oder ihm eine neue Richtung zu geben. Es war ein steter Wechsel der anmuthigsten Gemüthszustände, durch die natürlichste Veranlassung herbei geführt, und mit eben so viel Wahrheit als Energie ausgedrückt. Helmine sang, las, phantasirte auf dem Klavier oder der Harfe, tanzte wol auch, oder stellte eine dramatische Scene mimisch dar: — aber Alles dieses geschah, ohne vorbereitet zu scheinen, und

hatte das Ansehen des freien Ergusses eines glücklichen Naturells, welches spielend sich selbst und seine Umgebung ergetzt. Der leichteste Ton des Umganges unterbrach häufig die begeisterte Stimmung, und bildete so das Band, welches diese künstlerischen Uebungen zu einem schönen Ganzen verknüpfte. Man hätte jeden solchen Abend ein reizendes Gedicht nennen mögen, und Helminen selbst eine Muse, die, zu den häuslichen Verhältnissen der Menschen sich herablassend, die Alltäglichkeit des Lebens zur heitersten Poesie erhob.

Noch hatte ich nie Gelegenheit gefunden, mit Helminen allein zu seyn. In den zufälligen Gesprächen, welche vor Zeugen zwischen uns gewechselt wurden, stimmte sie ihren Ton zuweilen zu einer Vertraulichkeit herab, die mir unendlich wohl that. Sie unterbrach sich öfters in einer Rede, die an einen Andern gerichtet war, um mich um meine Meinung zu fragen. Bei den herrlichsten Stellen eines Gedichtes oder eines Musikstückes wendete sie sich gern zu mir, als wollte sie den Eindruck beobachten, den sie auf mich hervorbrächten, und nickte mir zu, wenn ich, ihrem Sinne gemäß, mein Wohlge-

fallen darüber bezeigte. Ihr Galanterien zu sagen, verbot sie mir ausdrücklich, weil diese Sprache mir nicht anstehe. Wenn die Rede von der Liebe oder der Ehe war, schwieg sie am liebsten still; doch einmal, als ich mit ihr und der Baronin von R—g in einem Winkel saß, und das Gespräch auf das Heirathen fiel, schilderte sie ihren eigenen Charakter mit der liebenswürdigsten Offenheit. Sie gestand, daß sie ihres reizbaren Gefühles und ihrer Einbildungskraft nicht immer mächtig, schwerlich beständig in ihren Neigungen, und, bei einem überwiegenden Hang, den ersten Eindrücken zu folgen, in großer Gefahr sei, dereinst das Opfer einer Uebereilung zu werden. Dann sprach sie, mit merklicher Wärme, von dem Charakter des Mannes, dem sie allenfalls zutraue, sie, in einer gesetzlichen und glücklichen Verbindung, vor einer solchen Verirrung zu bewahren, brach aber das Gespräch plötzlich ab, indem sie mit einer Art von launischer Ungeduld hinzusetzte, daß sie einem solchen Manne, wenn sie einen kennte, wohlmeinend rathen würde, sich ja nie ernstlich mit ihr einzulassen.

Täuschte mich die Eitelkeit, oder war es wirklich, — ich glaubte mich in dem Bilde zu erken-

nen, welches Helmine von dem Manne ihrer Wahl entwarf. Ich verbarg mir nicht, daß in den Geständniſſen des ſeltenen Mädchens ein Schein von Wahrheit liege; aber gerade die Unbefangenheit, mit der ſie ihre vermeinten oder wirklichen Unvollkommenheiten vor mir aufdeckte, vollendete ihren Triumph über mein Herz und meinen Willen. So viel Verſtand und Aufrichtigkeit, eine ſo tiefe Gemüthlichkeit bei ſo reizbaren Empfindungen, mußten ſie in den Augen desjenigen, dem ſie ſich mit vollem Vertrauen ergab, zu dem liebenswürdigſten aller Weiber machen. Jetzt ward mir meine Liebe zur wichtigſten Angelegenheit des Lebens; es war entſchieden, daß Helmine die Meinige werden müſſe, um ihrer ſelbſt und um meinetwillen. Ich beſchloß, mich ihr zu erklären, ſobald ſich die Gelegenheit dazu anböte, und der Zufall ließ mich dieſe eher finden, als ich gehofft hatte.

6.

An einem gewöhnlichen Geſellſchaftstage der Frau von T—n ſagte man mir bei meinem Eintritt, daß heute keine Geſellſchaft kommen

werde, weil die Frau Oberstin den Abend bei einer kranken Freundin zubringe, daß aber das Fräulein zu Hause sey und Besuch annehme. Ich vermuthete, die Baronin von R — g oder eine andere von Helminens Freundinnen bei ihr zu finden, und ging, ohne weiter an Etwas zu denken, in das Besuchzimmer. Es war leer und Alles ganz still. Die Thür von Helminens Kabinet stand halb offen; ich näherte mich leise; — Helmine war allein! — Sie saß auf einem Stuhl, den Rücken gegen den Eingang gekehrt, mit einem Buche in der Hand, worein sie vertieft schien. Eine unaussprechliche Anmuth war über ihre, in nachlässiger Stellung ruhende Gestalt verbreitet. In ihrem Anschauen verloren, blieb ich einige Momente unbeweglich. Jetzt wendete sie von ungefähr den Kopf herum, und sah mich in der Thür stehen. Ohne ihre ruhigheitere Miene zu verändern, grüßte sie mich mit einem leichten Kopfneigen, und wies mit der Hand auf einen Sessel, unfern dem ihrigen, um mich sitzen zu machen. Das Herz schlug mir gewaltsam; ich konnte kaum einige Worte der Entschuldigung über meinen unvorgesehenen Eintritt hervorbringen.

Helmine ſchien auf das, was ich ſprach, nicht zu achten, ſondern blätterte ganz unbefangen in ihrem Buche. — »Ich leſe die Korinna der Frau von Staël,« ſagte ſie nach einer Pauſe; »kennen Sie das Buch?« — Ich bejahte es. — »Man hat mir geſagt,« fuhr Helmine fort, »daß ich mich ſelbſt in der Geſchichte finden würde. Wenn ich wirklich dieſer Korinna gleiche, ſo thut es mir um den Geſchmack der Menſchen leid, denen meine Geſellſchaft erträglich dünkt.« — Der Anlaß war ſo natürlich, ihr etwas Verbindliches zu ſagen, was zugleich mit der Wahrheit vollkommen übereinſtimmte. In der That konnte eine Vergleichung zwiſchen Helminen und der Heldin jenes berühmten Romans, in den Augen eines Kenners und Freundes der Natur, nur zum Vortheil der erſteren ausfallen. Helminens Genie that ihrer Weiblichkeit keinen Abbruch; man hätte es vielmehr das Genie der weiblichen Liebenswürdigkeit nennen mögen. — Wir ſprachen von Korinnens Verhältniſſen zu den Männern. Helmine zeigte wenig Theilnahme an dem Schickſal der unglücklichen Virtuoſin. »Sie könne ſich die Liebe,« ſagte ſie: »nur in den heiterſten Beziehungen denken. Ein Weib,

dessen Phantasie in dieser Hinsicht sich zum Düsteren neige, komme ihr abgeschmackt vor, und könne in der Liebe weder glücklich seyn, noch Andere beglücken.« — Ihre schönen Augen strahlten von der reinsten Heiterkeit, als sie diese Worte sprach, und ich glaubte in meinem Herzen einen ganzen Köcher von Liebespfeilen zu empfinden, die auf einmal darin eingedrungen waren.

Helmine war indessen aufgestanden und hatte sich an das Pianoforte gesetzt, worauf sie zu phantasiren anfing, zuerst in abgebrochenen Sätzen, aber bald mit einer Geläufigkeit und einem Feuer, die an Muthwillen gränzten. — Ich stand wieder an ihrer Seite, und da sie einigemal schalkhaft lächelnd zu mir emporsah, neigte ich mich gegen sie herab und drückte einen Kuß auf ihren blendend-weißen Nacken. Sie that nicht, als ob sie es bemerke, sah jedoch vor sich in den Spiegel, und als meine Blicke den ihrigen darin begegneten, fand ich ihre Miene etwas ernst. Ihr Spiel auf dem Pianoforte nahm einen gemesseneren Gang, stockte nach einer Weile, und hörte endlich sanftverklingend auf. Sie saß wie in Nachdenken versunken da, voll unbeschreiblichen Liebreizes.

Da ermannte ich mich, und mit aller Beredsamkeit, deren die Liebe fähig ist, trug ich dem holden Geschöpf das Anliegen meines Herzens vor, ihr meine Person, meine Besitzthümer und Hoffnungen zu Füßen legend, und sie beschwörend, mich durch das Geschenk ihrer Hand zum Glücklichsten der Menschen zu machen. — Helminens Blicke ruhten mit dem Ausdrucke wohlwollender Theilnahme auf mir, während ich sprach. Sie schien von meinem Antrage nicht überrascht, sondern meine Worte mit prüfender Aufmerksamkeit zu erwägen. Ich hatte ihre Hand gefaßt und bat, da sie noch immer schwieg, zärtlich dringend um Antwort. — »Heute nicht, lieber Freund!« sagte sie mit sanftem Kopfschütteln; — »wenn wir einmal wieder so beisammen sind.« — Ich neigte mich in Ergebung, und küßte mit Innigkeit ihre Hand. Da ging die Thür auf, und die Baronin von R — g trat herein.

Die Baronin schien mein Hierseyn und die Verlegenheit, in welche mich ihr Eintritt versetzte, nicht ohne Schalkheit zu bemerken. Aber mit der Gewandtheit einer Dame aus der großen Welt brachte sie bald eine Unterredung in den Gang, die mir Zeit gab, meine gewöhnliche Fas-

sung zu erlangen. Sie sprach viel von sich selbst, von ihren Gütern und deren angenehmen Lage. in der Nachbarschaft mehrerer bedeutenden Städte und der reizendsten Badeorte, wo sich die schöne Welt der ganzen Umgegend versammele. Dann fragte sie mich, ob ich ihren seligen Gemahl, den guten alten Geheimen Rath von R — g, gekannt habe; und ohne meine Antwort abzuwarten, erinnerte sie Helminen an die letzte brillante Redoute in den Bädern von E — s, welche sie mit einander besucht hätten, wenige Tage zuvor, eh' ein unglücklicher Schlagfluß sie zur trostlosen Witwe gemacht. Mit gleicher Geläufigkeit ging sie auf zwanzig andere Gegenstände über, scherzte über meine und Helminens Zerstreuung, die mit ihrer lebhaften Unterhaltung nicht Schritt halten konnte; schalt uns, da besonders ich sehr wortkarg blieb, unausstehlich langweilig, und schickte mich endlich kurz und gut nach Hause, indem sie mit ihrer Freundin wegen der Einrichtung des Landhauses, das sie mit einander beziehen wollten, Verabredung zu nehmen habe. Als ich nach einigem Zögern ging, nickte mir Helmine vom Sopha leichthin und gleichgültig zu, kam mir aber in das schon

dunkelnde Vorzimmer nach, und, indem sie wie von ungefähr an mir vorbeistreifte, flüsterte sie mir in's Ohr: »Reden Sie mit meiner Mutter!« — Ich wollte sie entzückt an meine Brust drücken, aber sie war schon entschlüpft.

Es war spät in der Nacht, als ich nach Hause kam. Auf welchem Wege ich dahin gelangte, und was sonst in mir vorging, weiß und erinnere ich mich nicht; — ein glücklicher Liebender hat nur ein Gedächtniß für seine Empfindungen. Die ganze Heiterkeit meiner Geliebten war über mich gekommen, als ich, von meinen Kreuz- und Quergängen unter dem Sternenhimmel, und noch mehr von der inneren Bewegung meiner entzückten Seele ermüdet, in meinem Armstuhle saß, noch immer träumerisch auf Helminens Verschwinden zurück schauend, und die süßen Worte vernehmend, die sie mir zugeflüstert hatte. Mein Diener weckte mich endlich aus meinem Wonnetaumel, indem er mir ein Packet von Briefen und Aktenstücken darreichte, welche in der Zwischenzeit an mich gekommen waren. Ein Brief meines Oheims fiel mir davon zuerst in die Augen. Es war die Antwort auf das Schreiben, worin ich ihm vor einigen Wochen von meiner

Bekanntschaft mit Helminen und von meiner Absicht, um ihre Hand zu werben, Nachricht gegeben. Mein Oheim überraschte mich durch die Versicherung, daß ihm die Familie des Fräuleins von T — n wohl bekannt sey, indem er den Obersten und dessen schöne Gemahlin, während eines längeren Aufenthaltes in Cassel vor etwa funfzehn Jahren, öfters gesehen, und von dem ersteren, bei einem unangenehmen Handel mit einem andern hessischen Officier, sogar einen wesentlichen Dienst empfangen habe. Ob Helmine ein solches Wunder von Liebreiz und Vollkommenheit sey, als ich mir einbilde, bezweifelte er zwar, konnte auch nicht umhin, seinem alten Unglauben über das Glück der Ehe durch einige Witzworte und sarkastische Einfälle Luft zu machen, ging aber dann plötzlich zu der Bemerkung über, daß, wenn man einmal die Thorheit, ein Weib zu nehmen, begehen wolle, es noch am besten sey, sich bei Zeiten dazu zu entschließen, und endigte mit der Frage, wann ich denn auf's Späteste Hochzeit zu halten gedächte? — In einer Nachschrift erwähnte er noch einmal der Frau des Obersten, indem er bemerkte, seine künftige Nichte sey allenfalls hübsch genug,

wenn sie ihrer Mutter gleiche. Eines Wechsels von sechshundert Dukaten, der dem Briefe beigeschlossen war, gedachte er bloß mit den Worten: »zu einem Ringe.«

Ungemein froh gestimmt durch den Inhalt und Ton dieses Schreibens, sah ich die übrigen Papiere nur flüchtig durch, und stand hastig auf, um sie zu weiterem Gebrauch für den folgenden Tag bei Seite zu legen. Da fiel aus dem schnell zusammengerafften Packet eine Karte auf den Boden, welche den Namen meines Jugendfreundes, des Uhlanen-Rittmeisters Eduard von **, trug. Mein Bedienter sagte mir, der schöne junge Officier sey zweimal da gewesen, und habe die größte Ungeduld bewiesen, mich nach so langer Trennung wieder zu sehen; er denke sich nur einige Tage hier aufzuhalten, und werde mich morgen mit dem Frühesten wieder besuchen. — Das Glück schien an diesem unvergeßlichen Abend auf einmal alle seine Gunstbezeigungen an mich verschwenden zu wollen; überhäuft von seinen Gaben, legte ich mich zur Ruhe, den Tag erwartend, der mir die theuerste derselben auf immer versichern sollte.

7.

Ich saß am nächsten Morgen an meinem Schreibepult, mit der Antwort auf meines Oheims Brief beschäftigt, — da flog mit Ungestüm die Thür auf, und mein Freund Eduard lag an meinem Halse. Wir hatten einander seit drei Jahren nicht gesehen, und auch schon ziemlich lange nicht mehr geschrieben, weil zwei entfernte Feldzüge Eduards Aufenthalt sehr ungewiß gemacht, und überdieß meine eigene Uebersiedlung unsere briefliche Verbindung für einige Zeit unterbrochen hatte. Eduard sagte mir, daß er einen kurzen Urlaub genommen, hauptsächlich, um mich in W — r zu besuchen, dann aber auch, um, wo möglich, einem schönen Abenteuer auf die Spur zu kommen, welches ihm vor einiger Zeit aufgestoßen und eben so unvermuthet wieder entschwunden sey, und dessen räthselhafter Gegenstand sich jetzt hier befinden solle. Ueber diesen Gegenstand ließ er sich, wider seine Gewohnheit, nicht näher aus; doch war es merkbar genug, daß die unbekannte Schöne — denn um eine solche handelte es sich, — dem Ritt-

meiſter noch etwas mehr, als ſein alter Spiel=kamerad, am Herzen lag. Da ich meinen jun=gen Freund oft, wol auch ohne beſonderen Grund, verliebt geſehen, war ich eben nicht neugierig, ſein zärtliches Geheimniß zu erfahren. Inter=eſſanter war es mir, von ſeinen Kriegsthaten er=zählen zu hören, wovon ihm mehrere die größte Ehre machten, von denen er aber unaufgefordert niemals ſprach. Es gehörte zu Eduards Eigen=heiten, daß er von dem Guten und Großen, was in ihm lag, oder er vollbrachte, ſehr wenig, von manchen geringfügigen Vorzügen und Hand=lungen aber mehr Aufhebens machte, als ſchick=lich und weiſe ſchien. Ohne ſtolz zu ſeyn, hatte er zuweilen das Anſehen der Eitelkeit, und auch dieß meiſt nur in Nebendingen. Er war der ſchönſte Mann, den ich kannte; doch bemerkte ich nie, daß er ſich auf ſeine Geſtalt etwas ein=bilde. Kein Mädchen konnte dagegen auf ihren Geſchmack, ſich gut zu kleiden, mehr Werth le=gen, als Eduard auf den ſeinigen, und man mußte ſich billig wundern, daß ein junger Uh=lanen=Officier, der ſo ſorgfältig Toilette machte, auf dem Schlachtfelde ſtets einer der erſten war, ſeine zierliche Uniform und ſeinen Alcibiades=Kopf

den Kugeln und Säbelhieben der Feinde auszusetzen.

Nach einer Stunde der herzlichsten Unterhaltung brach Eduard mitten in einer Rede ab und eilte davon, um sein Négligé geschwind zu verändern, weil er die Promenade besuchen wollte. Mich drängte es, den einzigen Gang zu thun, der mir heute wichtig war. Sobald es die Tageszeit erlaubte, ließ ich mich bei der Mutter meiner Geliebten melden. — Die Oberstin empfing mich mit ihrer gewöhnlichen Höflichkeit, ohne die Absicht meines Besuches durch irgend einen Anschein von vermehrter oder verminderter Aufmerksamkeit anzudeuten. Meinen Antrag nahm sie mit der Würde einer Frau von Stande, und mit der besonnenen Vorsorge einer liebenden Mutter auf. Sie ließ meinen persönlichen Eigenschaften Gerechtigkeit widerfahren, ja sie gestand, daß ihre Tochter, so weit sie mich kennen gelernt, mit mir eher als mit manchem anderen Manne würde glücklich werden können. Dabei barg sie aber nicht, daß sie, nach den früheren Verhältnissen ihrer Familie und bei den, wie sie wol sagen dürfte, seltenen Naturgaben ihrer Tochter, mit dem Gedanken vertraut ge-

worden, keines der besten Häuser von deutschem Adel würde durch eine Verbindung mit Helminen etwas von seinem Glanze verloren haben. — Ich erklärte mich bescheiden über meine bürgerliche, doch ehrbare Abkunft, indem ich kein Gewicht auf die adelige Geburt meiner Mutter legen wollte; verweilte mich aber etwas länger bei den Vermögensumständen meiner Familie, welche einiger Beachtung werth schienen. Was ich der Frau von T — n von meinem Oheim und von dem guten Andenken erzählte, worin sie selbst bei ihm stand, schien ihr wohl zu gefallen. Sie glaubte sich nach und nach sogar der Gesichtszüge des würdigen Kaufherrn — wie sie ihn mit Auszeichnung nannte — zu erinnern, obwol ihrem Gedächtniß früher sein Name, unter der Menge gleichzeitiger Bekannten entfallen war. Die vornehme Zurückhaltung, welche sie bei meinem Empfang gegen mich beobachtet, machte allmälig einer größeren Freundlichkeit Raum. »Die Hauptsache bei dieser Heirathsangelegenheit,« sagte sie mit einem vertraulichen Lächeln, »sey die Neigung ihrer Tochter und unser gegenseitiges Einverständniß. Zwar habe sich Helmine über den Antheil, den sie an meiner

Person nehme, bisher nicht deutlich gegen sie erklärt, aber ohne Zweifel sey ich über diesen Punkt genauer unterrichtet, und in dieser Voraussetzung trage sie kein Bedenken, zu meinem ehrenwerthen Antrage ihre aufrichtige Beistimmung zu geben.« Mit diesen Worten öffnete sie die Thür des Kabinet's, worin sich ihre Tochter befand, und lud mich freundlich ein, das Weitere von ihr selbst zu hören.

Helmine saß schreibend am Tisch, als ich eintrat. Sie grüßte mich mit einem herzlichen: »guten Tag!« sah aber gleich wieder auf ihr Papier nieder, um dem Billet, an dem sie schrieb, noch einige Worte beizufügen. — Ich stand einige Augenblicke in stiller Erwartung. Jetzt legte Helmine die Feder hin, und reichte mir mit einem Blick voll innigen Wohlwollens ihre Hand, indem sie sagte: »Dem Freund, auf's Leben!« — Ich stürzte zu ihren Füßen nieder, ihre Hand mit zärtlichen Küssen bedeckend. Sie duldete eine kurze Weile den stummen Ausdruck meines Entzückens, entzog sich aber dann meinen Liebkosungen, indem sie mich bat, mich auf einen Stuhl niederzulassen, der einige Schritte von ihr entfernt stand.

Sie fing an, mit großer Unbefangenheit von unserer künftigen Einrichtung zu sprechen. Unsere Verbindung sollte, nach ihrem Wunsche, im Spätherbst vollzogen werden, wo ich sie und ihre Mutter nach Cassel begleiten sollte. Hier in W — r sollten unsere Absichten für's erste noch geheim bleiben, selbst vor der Baronin, auf deren Verschwiegenheit in solchen Fällen nicht zu rechnen sey. — Ich gestand Alles zu, was sie nur wünschen konnte. Mit Hingebung, ja mit Andacht hörte ich ihren Worten zu, und belauschte jeden Zug ihres holden Gesichtes, dessen Ausdruck mir noch nie so milde und ruhig erschienen war. Die Göttin, mit dem blendenden Glanze, der sie umgab, war vor meinen entzauberten Blicken verschwunden; die liebende Freundin, im sanften Lichte häuslicher Beschränkung, saß still beglückend mir zur Seite.

Ich hatte unvermerkt den Platz auf dem Sopha neben ihr eingenommen, und hielt ihre Hand, die sie mir willig ließ. — »Lieben,« sagte Helmine, wie für sich sprechend, »lieben, wo möglich, ohne Schwärmerei! Weil ich Sie dessen für fähig hielt, habe ich Sie zum Gefährten meines Lebens gewählt. Ich fürchte die Lei-

denschaften; sie machen niemals glücklich.« — »Lehre mich, du holder Engel!« erwiederte ich; »ich will fromm und folgsam seyn, wie ein liebendes Kind.« — Helminens aufgegangene Haarlocken flossen, wie ein dunkler Ambrastrom, um ihren schneeweißen Hals und über meinen Arm, den ich tändelnd darein verwickelte. — »Ihr seyd Alle fromme Kinder, so lange wir Euch Euren Willen thun,« gab Helmine lächelnd zur Antwort, indem sie meinen Arm zurückschob, und die losgemachten Flechten ihres Haares wieder aufsteckte; »aber es taugt nicht, den Kindern immer ihren Willen zu lassen.« — »Sind Sie eine so versuchte Lehrmeisterin?« sagte ich, ihr ein wenig scharf in die Augen sehend; »zwar das Genie bedarf der Erfahrung nicht.« — »Wenn die Ungeschicklichkeit der Männer uns die Erfahrung nicht so leicht machte!« entgegnete Helmine, und eine leichte Röthe flog über ihre Wangen. — »Sollten Sie nie geliebt haben?« fragte ich ganz unbefangen. — »Kaum,« erwiederte sie ziemlich rasch; »verliebt, glaube ich, bin ich ein paar Tage gewesen. — »Der Glückliche!« seufzte ich: und es war mehr Ernst als Humor in diesem unwillkührlichen Seufzer.

»Ein Nichts, eine Phantasie!« fuhr Helmine, wie für sich redend, fort; — »und doch war ich vielleicht nahe daran, eine Thorheit zu begehen, ja ich beging wirklich eine, denn ich suchte, unter ziemlich romanhaften Umständen, zwei Nächte nach einander einen jungen Mann auf, dessen Charakter und persönliche Verhältnisse ich gar nicht kannte, — bloß, um mich zu überzeugen, ob es der Mühe werth sey, mein Herz an ihn zu verlieren, und ob seine Seele so schön sey, als seine Adonis-Gestalt.« — Ein Gedanke fuhr mir plötzlich durch den Sinn. »Wie?« rief ich bestürzt: »war es nicht ein Uhlanen-Officier?« — »Nicht doch!« antwortete Helmine lachend; »die Uniformen sind mir so gefährlich nicht. Der junge Niederländer, der sich damals eine Zeitlang an einem benachbarten kleinen Hofe aufhielt, und mir mehr gefiel als je ein Mann vor ihm, gehörte nicht zum Militär, und ging bald darauf nach Westindien, wo er begütert ist. — Doch ich sehe, mein Freund, man wagt bei Ihnen, wie bei den meisten Menschen, wenn man laut vor ihnen denkt. Das sollte nicht seyn, denn ich habe mir vorgesetzt, Sie zum Vertrauten aller meiner Einfälle und Phantasien

zu machen. Erhalten Sie mich ja bei dieſem Vorſatz, wenn Sie nicht wollen, daß aus meinen Einfällen wirkliche Thorheiten werden.« —

Die Stimme der Baronin, deren Wagen angefahren war, ließ ſich im Nebenzimmer hören. Sie war gekommen, ihre Freundinnen in ihr neues Landhaus abzuholen, das die drei Frauen für den Reſt der ſchönen Jahreszeit mit einander beziehen wollten. Die Unterhaltung der Baronin lag mir ob, während die Damen des Hauſes ſich zur Abfahrt bereit machten. Ich fand Mathilden weniger munter und geſprächig, als gewöhnlich. Sie ſchien zerſtreut, und überhörte einen guten Theil von dem, was ich ihr ſagte. Jetzt ſtand ſie am Fenſter und muſterte mit gleichgültigen Blicken die Vorübergehenden. Endlich warf ſie die Bemerkung hin: daß in den letzten Tagen ungewöhnlich viele Fremde angekommen ſeyen. Ich ſtimmte ihr bei, und erwähnte meines Freundes, des Rittmeiſters. — »Uhlanen-Rittmeiſter?« fragte ſie, ſich lebhaft zu mir wendend. — »Iſt er ſo glücklich, von Ihnen gekannt zu ſeyn?« erwiederte ich, nicht weniger lebhaft. — Mathilde ſtockte und ſah mich beobachtend an. »Man habe ihn ihr ge-

nannt,« gab sie mit angenommener Gleichgültigkeit zur Antwort; »auch habe sie ihn irgendwo ein paar Mal gesehen, wenn sie sich anders nicht in der Person irre.« — Helmine und die Oberstin waren reisefertig. Ich glaubte Mathilden anzusehen, daß sie noch einige Fragen auf dem Herzen habe. Als ich die Damen über die Treppe begleitete, lud sie mich sehr angelegentlich ein, am nächsten Tage in ihrem Sommerhause mit ihnen zu speisen. Sie hatte sich meines Armes bemächtigt, und machte es mir unmöglich, meiner Geliebten auch nur ein vertrauliches Wort zum Abschiede zu sagen. Ein holdseliger Blick, den mir Helmine aus dem fortrollenden Wagen nachsandte, entschädigte mich zum Theil für dieses kleine Mißgeschick der Liebe. Ich wußte übrigens nun, wem die Uhlanen-Uniform gefährlich werden könnte, und glaubte dem Geheimnisse Eduards ziemlich nahe auf der Spur zu seyn.

Als ich Abends die Promenade besuchte, und das Gedränge der eleganten Welt, welcher heute ihre schönste Zierde gebrach, mit kaltsinnigen Blicken durchstreifte, sah ich den Rittmeister zwei schlanken Gestalten nacheilen, welche, die Menge vermeidend, den Weg in eine Seiten-Allee ein-

schlugen. Er hatte sie erreicht, kehrte aber bald mit den Zeichen getäuschter Erwartung zurück. Nun ward er mich gewahr und flog auf mich zu. Er erzählte mir voll Freude und mit einer Hast, die für keine Bemerkung oder Frage Raum ließ, daß die schöne Unbekannte gefunden und, was noch mehr, daß sie frei und Herrin ihrer Hand sey. Ich erfuhr jetzt, Eduard habe sie im vorigen Herbst, während eines kurzen Aufenthaltes in den Bädern von E — s, kennen gelernt. Sie habe offenbar Antheil an ihm genommen, aber sich, als er dringender geworden, seinem Liebeswerben, wie davon erschreckt, plötzlich entzogen, und ihm sogar auf's Strengste verboten, ihr weiter nachzuforschen. Aus allen Umständen habe er geschlossen, daß sie eine verheirathete Dame, vermuthlich die Frau eines benachbarten Gutsbesitzers sey, dessen Eifersucht sie vor aller Welt verborgen zu halten wisse. Erst vor ein paar Wochen sey es dem unermüdeten Eifer seines vertrauten Kammerdieners Louis gelungen, ihren hiesigen Aufenthalt, und endlich heute ihren wahren Stand und Namen zu entdecken. Er habe Grund, zu glauben, daß sie sich seiner noch erinnere, und bald werde er wis-

sen, ob sie Tod oder Leben über ihn beschlossen habe; denn ihr Kammermädchen, dessen Bekanntschaft Louis gemacht, habe versprochen — —

In dem Augenblick bemerkte der Rittmeister in der Ferne seinen Louis, der ihn zu suchen schien. »Auf Wiedersehen, Freund!« sagte er und eilte auf ihn zu, ohne mir zu eröffnen, was ihm das Kammermädchen versprochen, und ohne mir Zeit zu der Bemerkung zu lassen, daß es der Vermittlung der gefälligen Iris schwerlich bedürfe, um ihm Gewißheit über die günstigen Gesinnungen der Dame zu verschaffen. Ich sah Eduarden sehr lebhaft mit seinem Louis sprechen; im nächsten Moment waren Beide aus meinen Augen verschwunden.

8.

Wenn ich einen Roman schriebe, statt einer wahren Geschichte, so wäre es gegen alle Regeln der Kunst, in dem Augenblick ein zweites Liebespaar einzuführen, wo Alles darauf ankommt, dem ersten die Theilnahme zu erhalten, welche der Autor nach und nach seinen Lesern für sie

einzuflößen gewußt hat. Aber ich bin so wenig zum Helden eines Romans gemacht, daß sich mein Stoff keinen Gesetzen der Form fügen will, und es bleibt mir nichts übrig, als einfach zu erzählen, wie sich die Sachen verhielten. Mein Herz war beruhigt; die Aussichten, welche sich mir in die Zukunft eröffneten, konnten nicht heiterer seyn. Ich fand wieder Zeit und Neigung, mich meinen Amtsgeschäften zu widmen, und, was mich überaus glücklich machte, es war das Interesse meiner Geliebten, das mit dieser Beschäftigung auf's Engste verknüpft war. Der wichtige Prozeß ihrer Familie, welcher bei dem Kammergericht anhängig war, sollte im Laufe der Woche vorgetragen und entschieden werden. Der Fall war verwickelt und der eigentliche Rechtspunkt nicht leicht auszumitteln. Obwol die meisten Rechts- und alle Billigkeitsgründe für die Oberstin sprachen, konnte doch auch ihr Gegner Manches für sich anführen; er hatte außerdem warme Freunde unter den Beisitzern, und war überhaupt unermüdet, seine Ansprüche den Richtern auf's Beste zu empfehlen. Der Referent, ein gerechter und unparteiischer, aber etwas ängstlicher Mann, konnte lange mit sich selbst

nicht einig werden, wie er seinen Antrag stellen solle. Einige Unterredungen, die er mit mir über die Sache hatte, gaben seinen Ansichten indeß eine bestimmtere Richtung; und als er unvermuthet erkrankte, bewog er den Präsidenten, mir die weitere Ausführung und die Erstattung des Berichtes zu übertragen.

Der Gegenstand des Prozesses war von Bedeutung; denn der Ausgang machte meine Freundinnen wohlhabend und unabhängig, oder beinahe ganz arm. Noch nie hatte ich meine Rechtskenntnisse auf einen Fall angewendet, der mir so wichtig und den Wünschen meines Herzens so nahe gewesen wäre. Einen Augenblick stand ich bei mir selbst an, ob ich auch ein unbefangener Richter sey und einen Ausspruch in dieser Streitfrage thun dürfe. Aber ich war mir bewußt, daß bloß die Ueberzeugung von dem unbezweifelten Rechte meiner Freundinnen den Wunsch in mir erweckt hatte, es ihnen verschaffen zu helfen. Mit eben so viel Eifer als Besonnenheit ging ich an den Entwurf meiner Deduction. Sie sollte ganz erschöpfend werden, und sogar der Möglichkeit jeder Einwendung vorbeugen. Die Arbeit mußte in drei Tagen voll-

endet seyn, nach welchen der Vortrag erstattet und darüber abgestimmt werden sollte. Ich hatte noch einen persönlichen Beweggrund, diese Frist nicht zu überschreiten. Der Geburtstag der Oberstin fiel nach fünf Tagen. Ich wollte sie und Helminen, denen alles dieß ein Geheimniß war und bleiben sollte, mit der Nachricht, daß ihr Prozeß entschieden und gewonnen sey, zu ihrem Geburtstage als Angebinde überraschen.

Ungern riß ich mich von meinem Arbeitstische los, um der Einladung der Baronin, auf ihrer Villa zu speisen, Folge zu leisten. Als ich ankam, hatten die Damen schon zur Hälfte abgespeist, was mir einen scharfen Verweis von Seiten der schönen Hausfrau zuzog. Mathilde schien ungemein aufgeregt, aber in der glänzendsten Laune von der Welt. Sie sprudelte über von Witz, und ließ besonders mich, das Reichskammergericht und den gesammten Civilstand die Spitzen ihres muthwilligen Humors empfinden. Die Oberstin glaubte aus Höflichkeit die Partei der Justiz nehmen zu müssen, was ich aber ablehnte, wenigstens so lange ihr Prozeß noch im Zuge wäre, welches vielleicht noch eine Weile dauern könnte. Dagegen brachte ich ei-

nen Toaſt zu Ehren des Kriegsſtandes aus, den zwei der anweſenden Damen ſo nahe angingen, und dem auch die dritte im Herzen nicht abhold zu ſeyn ſchiene. Mathilde lachte etwas gezwungen über meinen Trinkſpruch, gab aber dem Geſpräch ſchnell eine andere Wendung, indem ſie von dem Kirchweihfeſte zu reden anfing, welches heute in dem nächſten Dorfe gefeiert würde, und das die Bewohner der Stadt beſonders zahlreich zu beſuchen pflegten. Sie konnte es kaum erwarten, bis der Kaffee gebracht wurde, und befahl, den Tiſch auf den Balkon zu ſetzen, um der freien Ausſicht zu genießen. — Ich mußte lächeln; denn ich zweifelte nicht, daß ſie unter den Vorbeikommenden eine Uhlanen-Uniform zu ſehen ſich gewiſſe Rechnung machte.

Wir ſaßen jetzt auf dem Balkon, deſſen Ausſicht die umliegende Gegend beherrſchte. Das Landhaus der Baronin hatte die angenehmſte Lage zwiſchen mehreren anderen, deren Gärten ſich berührten, und von denen es das geſchmackvollſte und anſehnlichſte war. Kaum funfzig Schritte von dem Hauſe entfernt, zog ſich die Straße hin, auf der man, außer den gewöhnlichen Reiſenden und Fuhrleuten, an ſchönen

Nachmittagen und Abenden auch die Einwohner der Stadt nach einem benachbarten Beluſtigungsort, in Wagen, zu Pferde und zu Fuß, in ziemlicher Anzahl vorbeikommen ſah. Ich hatte hinter Mathilden Platz genommen, während Helmine ſich mit ihrer Mutter über einen häuslichen Gegenſtand beſprach. Da kam, in der Richtung gegen die Stadt zu, eine Kutſche mit vier feurigen Roſſen in ſcharfem Trab gefahren, und ihr entgegen ſprengten zwei Reiter, in deren erſtem ich ſchon von ferne den Rittmeiſter zu erkennen glaubte. Die Aufmerkſamkeit der Baronin war auf die Kutſche gerichtet, deren wildes Geſpann den ziemlich holperigen, an der einen Seite ſteil abſchüſſigen Fahrweg daher raſ'te. Jetzt bemerkte ſie Eduarden — er war es wirklich —, deſſen Blicke gegen den Balkon gewendet waren, und ſchrie laut auf, denn ſein Pferd bäumte ſich und ſtürzte, da er, die Damen auf dem Balkon grüßend, den Zügel ſcharf anzog, mit einem gewaltigen Schlag zu Boden. Die Karoſſe mit dem Viergeſpann flog in demſelben Nu über die Stelle, und ein zweiter Angſtſchrei, den Eduards Begleiter Louis ausſtieß, indem er ſelbſt vom Pferde ſprang, ließ

befürchten, daß sein Herr überfahren sey. Auch Helmine und die Oberstin hatten nun die Augen gegen die Straße gerichtet und sahen erstarrt die Schreckensscene an. Ich eilte vom Balkon, meinem Freunde zu Hülfe; die Leute der Baronin folgten mir. Die Oberstin und Helmine waren um Mathilden beschäftigt, die einer Ohnmacht nahe war.

Als ich bei der Unglücksstelle ankam, fand ich meinen jungen Freund in den Armen seines Bedienten am Boden liegen. Sein linker Arm war verwundet und blutete stark, aber der Zustand gänzlicher Bewußtlosigkeit, worin Eduard sich befand, ließ eine noch ungleich gefährlichere innere Verletzung besorgen. Frau von T — n kam nach einer kurzen Weile selbst herab, um den Verunglückten in das Haus bringen zu lassen. Der Anblick des jungen schönen Mannes, der, außer dem Arm, scheinbar unverletzt, starr und bleich wie ein Bild von Alabaster da lag, schien sie eben so sehr zu überraschen als zu rühren. Man trug ihn auf ihren Befehl in ein Zimmer des Erdgeschosses, wo in der Geschwindigkeit alles so bequem als möglich zu seiner Pflege eingerichtet wurde.

Die Mittel, welche man ohne ärztlichen Rath anzuwenden wußte, hatten keinen Erfolg; nur der Puls und die rückkehrende Wärme der Glieder zeigten noch Leben. Man hatte nach dem Chirurg in dem nahen Dorfe geschickt, und erwartete dessen Ankunft. Auch die Baronin, die der Schreck krank gemacht, und die sich mit Helminen in ihr Schlafzimmer zurückgezogen hatte, bedurfte des Arztes. Mein Wagen war so eben aus der Stadt angekommen, um mich zu dem Präsidenten abzuholen, der dringend nach mir verlangte. Da ich für jetzt hier nichts mehr nützen konnte, und meinen Freund der verständigen Vorsorge der Frau von T—n getrost überlassen durfte, hielt ich es für's Beste, die Aufträge des Präsidenten schnell zu vernehmen, und inzwischen den Arzt der Damen, der zugleich der meinige war, in meinem Wagen nach Mathildens Villa zu senden. — Ich verweilte mich bis gegen die Nacht bei dem Präsidenten. Mein Wagen mit dem Arzte war seit einer halben Stunde zurück; man hatte den Doktor zu einem andern Kranken berufen. Ich war ohne Nachricht über das Befinden meines Freundes, und warf mich voll Ungeduld in meine

noch angeſpannte Chaiſe, um ihn, ſo ſpät es auch war, ſelbſt noch zu ſehen.

Indem ich in der Dämmerung auf Mathildens Landhaus zufuhr, kam mir Louis auf halbem Wege ſingend und trällernd, und ziemlich bequem auf ſeinem Klepper daherſchlendernd, entgegen. Erſtaunt, ihn hier und in ſo fröhlicher Stimmung zu ſehen, rief ich ihn an: wie ſich ſein Herr befinde, und wo er hinreite? — Sein Herr, erwiederte der aufgeweckte Burſch, lebe und ſey glücklich wie in Mahomeds Paradieſe; denn die Houris pflegten und liebkoſ'ten ihn. Er ſelbſt reite nach der Stadt, um die nothwendigſten Sachen zu ihrer Einrichtung zu holen. Sie blieben für's Erſte bei der ſchönen Unbekannten, und das würde vermuthlich eine Weile dauern, denn noch hätten ſie bei keiner jungen Dame im Quartier gelegen, wo man ſie nicht lieber hätte behalten, als weiter ziehen laſſen wollen. — Damit gab Louis ſeinem Gaul die Spornen und grüßte mich mit einer recht artigen Cäſars-Miene, als wäre er des guten Glückes bei den Frauen ſelbſt gewohnt, das er ſeinem Herrn ſo freigebig zuſchrieb.

Bei meiner Ankunft in dem Hauſe der Ba-

ronin erfuhr ich, daß sich die Damen eben in ihre Zimmer begeben hätten, weil der Kranke in einen Schlummer verfallen sey, welchen der Arzt als die Krisis seines, mehr seltsamen als gefährlichen, Zustandes voraus gesagt habe. Der Chirurg, dessen Obhut Eduard anvertraut war, führte mich an sein Bett, wo ich ihn, zwar blaß, aber heiter und wohl aussehend, in tiefem Schlafe fand. »Vermuthlich,« sagte der Wundarzt, »werde er die ganze Nacht aus diesem heilsamen Schlummer nicht erwachen.« — Eduard machte in dem Augenblick eine Bewegung; ein Lächeln bildete sich auf seinem Gesichte, und ein Seufzer, der Lust vielmehr als der Beängstigung, stieg aus seiner tiefathmenden Brust hervor. — »Es ist eine der Phantasien,« sagte der Chirurg, »mit denen der junge Herr seit seinem Wiederaufleben beschäftigt war. Eine oder auch zwei von den Damen des Hauses schienen ihm wohl bekannt zu seyn, obschon sie sich Beide die Miene gäben, seine Reden für bloße Wirkungen des Wundfiebers zu halten.« — »Das sind sie vermuthlich auch!« unterbrach ich den gesprächigen Chirurg, und verließ ihn, um den Frauen, vor meiner Rückkehr in die Stadt, gute Nacht zu sagen.

Die Damen wollten sich eben in ihre Schlafgemächer zurückziehen, als ich eintrat. Meine Dazwischenkunft schien nicht unwillkommen, wenigstens der Baronin, die mich sehr herzlich begrüßte, und sich noch einmal auf ihr Sopha niederließ, als wäre sie Willens, die Konversation noch eine gute Weile fortzusetzen. Die Haltung, die Miene, das ganze Betragen der drei Freundinnen bezeichnete sehr merklich die Verschiedenheit des Eindruckes, welchen das Erscheinen und der Unfall des anziehenden Fremden auf sie gemacht hatten. Mathilde war in einem überreizten Zustande von Empfindsamkeit, dessen ich sie kaum für fähig gehalten hätte. Sie gab sich ein sehr leidendes Ansehen, und klagte einigemal über unausstehliches Kopfweh; aber ihre Augen leuchteten von Lebenslust und Feuer, und ihre Zunge stand nicht eine Minute still. Helmine war ernsthaft und nachdenkend: sie schien ihre Freundin mit einer Mischung von Mitleid und gutmüthiger Ironie zu betrachten; mir wafr sie mitunter einen beobachtenden Blick zu, als wollte sie sehen, welche Wirkung das, allerdings auffallende, Benehmen der Baronin auf mich hervorbrächte. Die Oberstin war am meisten

unbefangen; desto mehr beruhigte mich ihre Versicherung, daß, nach des Arztes und ihrer eigenen Meinung, der Rittmeister außer aller Gefahr sey, und nach wenigen Tagen gänzlich hergestellt seyn werde.

Mathilde versuchte alle Wendungen, um dem lebhaften Interesse, welches ihr »mein armer junger Freund« einflößte — das war ihr Ausdruck —, den Anschein gewöhnlicher Theilnahme und einer ganz unschuldigen Neugierde zu geben. Mit vieler Kunst wußte sie mir Eduards Geschichte, Familienverhältnisse und persönliche Eigenschaften abzufragen, die ich keine Ursache zu haben glaubte vor ihr geheim zu halten. So erfuhr sie denn, mit sichtbarem Vergnügen, von mir: daß mein Freund Eduard aus einer guten, alten Familie abstamme, und ein ansehnliches Vermögen zu erwarten habe; daß er den Ruf eines eben so tapferen Officiers, als angenehmen Gesellschafters besitze; daß ich ihn als einen jungen Mann von dem edelsten Herzen kenne, von glühender Einbildungskraft, und seltener, der tiefsten Leidenschaften fähigen Erregbarkeit des Gefühles. Einige Züge von gutmüthiger Unbedachtsamkeit und großherziger Selbstverläug-

nung, die ich aus Eduards Jugendgeschichte anführte, schienen besonders viel Eindruck auf Mathilden zu machen, und erhielten auch den Beifall der Oberstin. Die Baronin warf endlich die Frage hin: »ob man von Eduards früheren Verhältnissen mit Frauenzimmern nichts zu erzählen wisse?« — »So weit ich diese kennte,« erwiederte ich, »machten sie seinem Herzen mehr Ehre, als seiner Klugheit. Ich hätte ihn einige Mal verliebt gesehen, und zwar in Gegenstände, die seiner Liebe nicht ganz werth waren; aber von seiner Seite hätte diese Liebe stets den Charakter der aufrichtigsten Hingebung gehabt. Mein Freund,« setzte ich hinzu, »bedürfe zu seinem Glücke der Zuneigung einer edlen, geistvollen, ihm an Welt- und Menschenkenntniß überlegenen Freundin; eine solche würde ihn durch ihren Besitz eben so glücklich machen, als sich durch seine Liebe und Treue belohnt fühlen.«

»Gewiß!« sagte Mathilde mit mehr Ernst und Innigkeit, als ich an ihr zu sehen gewohnt war, »ein Mann kann von dem andern nicht mit mehr Wärme sprechen, um ihn der Gunst der Frauen zu empfehlen. Wenn es eine Dame gibt, deren Herz zu gewinnen der Wunsch ihres

Freundes ist, so kann er sich glücklich preisen, einen Vorsprecher wie Sie bei ihr zu haben, denn ich wenigstens kenne kein Frauenzimmer, das für so viele Liebenswürdigkeit unempfindlich seyn könnte, als Sie Ihrem jungen Freunde beilegen.« — Ich bemerkte jetzt, daß Helmine — die unserem Gespräche anfangs gleichgültig, dann mit zunehmender Aufmerksamkeit, und zuletzt mit einer Art von Verlegenheit zugehört hatte — aufgestanden war, und erinnerte mich, daß die Damen, nach den angreifenden Auftritten des Tages, der Ruhe bedürften. Zufrieden mit dem Dienste, welchen ich meinem Freunde bei dem geheimen Gegenstande seiner Zärtlichkeit geleistet zu haben glaubte, nahm ich mit kurzen Worten Abschied, und kehrte heiteren Muthes in die Stadt zurück, mich des glücklichen Ausganges freuend, den Eduards Unfall für ihn zu gewinnen schien, und mir nicht wenig auf den Scharfsinn zu gute haltend, der mich das Geheimniß seiner Liebe so bald hatte errathen lassen.

9.

Mein Vater pflegte zu ſagen, eine juridiſche Deduktion, welche Klarheit und Eleganz mit der gehörigen Gründlichkeit verbinde, ſey das ſchönſte Kunſtwerk in der Welt, und er zweifelte nicht, daß ein Kenner, wie Chariſius oder Tribonian, das gediegene Responsum eines M. Scävola oder Servius Sulpicius Rufus der erhabenſten Ode von Pindar oder Horaz müſſe vorgezogen haben. Nach der Verſicherung meiner Tante Sara, war dieſe Vorliebe für die Schönheiten der Jurisprudenz der einzige Umſtand, welcher die probehaltige Geduld meiner Mutter zuweilen erſchöpfte. In einer Anwandlung von eiferſüchtiger Laune habe ſie einmal ſogar behauptet, mein Vater habe dem Drucker ſeines Traktats über die römiſchen Geſetze gegen die Hageſtolzen, wegen der typographiſchen Ausſtattung dieſes Werkes, mehr Komplimente gemacht, als ihr, oder der Hebamme wegen ihrer Bemühung, bei meiner Geburt. — Ich kann mich nicht rühmen, in dem Grade meines Vaters Sohn zu ſeyn, daß ich die Zierlichkeiten einer juriſtiſchen Abhandlung einem ſchönen Gedichte von Göthe

oder Schiller, einer geistreichen Landschaft von Claude Lorrain, oder wol gar dem seelenvollen Ausdrucke eines reizenden Frauengesichtes vorzöge; aber in meine Deduktion des Rechtsgrundsatzes, wonach der T—nische Erbschaftsstreit entschieden werden sollte, war ich, ehrlich gestanden, verliebt. So lange ich mit dieser Arbeit beschäftigt war, hatte ich für keine andere ein Geschick, und kaum einen Sinn für einen anderen Gegenstand. Selbst meine Geliebte schien für den Augenblick weniger Interesse für mich zu haben, als ihr Familienprozeß. Nur zweimal innerhalb drei oder vier Tagen nöthigte ich mir eine halbe Stunde ab, um Helminen und den Rittmeister zu sehen, von dessen zunehmendem Besserbefinden ich übrigens täglich die befriedigendsten Nachrichten erhielt.

Ich fand Eduarden das erstemal noch etwas schwach, aber ungemein anziehend, in dem zierlichsten Schlafrock auf seinem Ruhebette; die Baronin sehr aufgeweckt ihm zur Seite, Helminen und deren Mutter mit ihren Arbeiten in einiger Entfernung sitzend. Eduard hielt die Hand Mathildens, die ihm eben etwas Artiges gesagt haben mochte, in der seinigen, als ich in's Zim-

mer trat. — Ich ſtand lächelnd vor der Gruppe, indem ich meinem Freunde zu ſeiner ſchnellen Herſtellung Glück wünſchte. Ein leiſer Seufzer war Eduards Antwort, wobei er kopfſchüttelnd auf das Herz zeigte, als ſey die Wunde hier noch nicht geheilt. — Ich richtete einige Worte an Helminen und die Oberſtin, welche mir feierlicher als gewöhnlich vorkam, und ein paar Fragen wegen ihres Prozeſſes an mich ſtellte, deren Beantwortung ich vorſichtig auswich. Als ich Helminen ſagte, daß mich eine dringende Arbeit die ganze Woche an meinen Schreibtiſch feſtbannen würde, ſah ſie mich eine Weile verwundert an, unterdrückte aber eine ſpöttiſche Bemerkung, die ihr auf den Lippen ſchwebte. Ich dachte an den römiſchen Senator, der in einem ähnlichen Fall, gegen ſeine Frau oder ſeine Mutter, eine gleiche Standhaftigkeit bewies, und freute mich zum voraus der Genugthuung, welche ich von Helminen zu erwarten hatte, wenn ſie erſt von meiner Deduktion und deren Wirkungen unterrichtet ſeyn würde.

Die Ungeduld der Baronin unterbrach dieſe etwas peinliche Zwiſchenſcene. Sie rief ihre Freundin gegen die Langeweile zu Hülfe, die ſie

dem Rittmeiſter, oder er ihr machte. Eduard behielt ſein angenehm leidendes Weſen; man konnte nicht liebenswürdiger unter Frauen ſeyn, ohne ſelbſt zum Weibe zu werden. Er bat Helminen, die Romanze zu ſingen, die er dieſen Morgen aus ſeinen offenen Fenſtern mit Entzücken gehört habe. Auch die Baronin drang in ſie; aber ſie lehnte es ab, ungeachtet ich ſelbſt ſie darum erſuchte. Eduard ſchmollte eine Weile, lieblich wie ein Mädchen; endlich fing er an, allerlei Poſſen zu treiben, und die Rolle des launiſchen Verliebten mit drolliger Uebertreibung zu ſpielen, wobei er es mit viel Takt und Feinheit zweifelhaft zu machen wußte, ob die ernſthafte Abſicht dieſes Spieles auf Mathilden, auf Helminen, oder gar auf die Oberſtin gerichtet ſey, die in der That nicht am wenigſten davon ergetzt ſchien. Doch die naive Zuthätigkeit der Baronin ſtellte ſie bald wieder als die Hauptperſon in dieſem kleinen Konzertantſtücke der Galanterie und des Witzes dar, und es ſchien ausgemacht, daß ſchon das beſte Vernehmen zwiſchen ihr und dem Rittmeiſter beſtehe.

Es wurde viel von den Bädern von E — s und den daſigen Unterhaltungen geſprochen.

Mathilde verhehlte nicht, daß die Eifersucht des seligen Geheimen Rathes ihr ein etwas lächerliches Inkognito aufgedrungen, und sie genöthigt habe, die allerliebsten Bälle nur verstohlen, und vermummt wie eine alte Sibylle, zu besuchen. Auch der damaligen Begleiter Eduards wurde erwähnt, besonders des Chevaliers de **, dieses räthselhaften Niederländers oder Westindiers, von dem man noch heute nicht wüsse, welche von den verschiedenen Gestalten, worin er erschien, seine eigentliche gewesen. Ich sah Helminen stark erröthen, als der Chevalier genannt wurde. Ihr Abenteuer war also gleichzeitig mit dem meines Freundes, und dieser kannte meinen gefährlichen Nebenbuhler, ziemlich genau, wie es schien. Meine Neugierde ward, ungeachtet meiner gelehrten und richterlichen Zerstreuung, erweckt. Aber Niemand wollte auf meine Fragen, die ich mit vieler Behutsamkeit einleitete, rechten Bescheid geben. Die Baronin schien ihre Zurückhaltung mit einer geheimen Schadenfreude zu verbinden; Helmine behauptete mit einigem Mißmuth ihre stille Würde; Eduard verwirrte sich mehrere Male in seinen doppelsinnigen Reden und Antworten. Aus Allem erhellte, daß

weder meine Geliebte, noch mein Freund an den Niederländer und an das Verhältniß erinnert seyn wollten, worin sie mit ihm gestanden. Mein Zartsinn bezähmte meine Neugierde. Wußte ich doch, daß der Mann, den ich gefürchtet, weit entfernt war, und daß man sich des Antheils beinahe schämte, welchen man ehedem an ihm genommen. Ich war befriedigt durch den unvollkommenen Aufschluß, den ich erhalten hatte, und dachte nicht weiter an meinen unbekannten Rival, als ich zu Hause wieder bei meiner Arbeit saß.

Das nächste Mal traf ich meinen Freund und seine schönen Pflegerinnen bereits in dem Garten. Die Stimmung der kleinen Gesellschaft war heute merklich verändert. Der Rittmeister hatte Briefe von seinem Vater und von seinem Regiment zugleich erhalten. Die Art von Waffenruhe, die seit mehreren Wochen Statt gefunden, schien bald bedeutenden Kriegsereignissen weichen zu müssen. Eduard war entschlossen, in drei Tagen zu seinem Regimente zurückzukehren. Sein militärischer Geist war in ihm erwacht; die Galanterie und die Liebe hatten nur mehr die zweite Rolle. Von der anderen Seite mel-

dete ihm sein Vater, daß ihre Familie durch den Tod ihres Vetters, von dem ihr ein großes Fideikommiß zufiel, um eine halbe Million reicher geworden. Der alte Herr wünschte, daß Eduard die Kriegsdienste verließe, und an eine Heirath dächte. Die Oberstin fand den Wunsch des Vaters, in den Umständen der Familie, sehr natürlich; auch Mathilde schien nichts dagegen zu erinnern zu haben: aber Eduard erklärte sich voll Unwillen wider einen solchen Plan in dem jetzigen Zeitpunkte, und Helmine stimmte mit Wärme dieser Meinung bei, über die, wie sie sagte, ein Soldat nicht einen Augenblick zweifelhaft seyn könne. Man stritt noch eine Weile hin und wider; doch die kriegerische Gesinnung behielt die Oberhand, und endlich fing auch Mathilde an, dem Entschlusse ihres Liebhabers die poetische Seite abzugewinnen. Sie summste etwas betrübt Klärchens Lied aus dem Egmont, wobei ein Paar der schönsten Thränen in ihren gefühlvollen Augen glänzte.

Von Egmont und Klärchen kam man auf Percy Hotspur und seine Lady zu sprechen. Hotspur war immer Eduards Lieblingsheld gewesen, trotz der rauhen Außenseite dieser Feuerseele, welche

mit seiner eigenen Zierlichkeit so seltsam abstach. Helmine, die den Shakspeare über Alles hochschätzte und zur Hälfte auswendig wußte, fing die artige Scene der Lady mit ihrem Mann zu recitiren an; Eduard fiel sogleich im Charakter des Hotspur ein, und setzte den Dialog mit großer Lebendigkeit fort. Dieß unerwartete Talent meines Freundes machte einen sehr angenehmen Eindruck auf beide junge Damen. Nachdem die Oberstin sich entfernt hatte, schlug Helmine vor, zur Feier des Geburtstages ihrer Mutter eine kleine theatralische Vorstellung zu geben, wobei, außer ihr und Mathilden, auch Eduard eine Rolle übernehmen sollte. Der Rittmeister willigte nach einigem Zögern ein. Man war lange unschlüssig, welche Scene aus Shakspeare's Werken man darstellen wollte. Der kurze Auftritt zwischen Hotspur und Lady Percy war zu unbedeutend. Die Hauptmomente im Lear, Macbeth und Othello paßten zu der Persönlichkeit der Darsteller nicht. Zur Gerichtsscene im Kaufmann von Venedig fehlten der Jude und mehrere Nebenpersonen. Das Letztere war auch bei'm Cymbeline und dem Sturm der Fall. Ich brachte endlich die Balkonscene in Romeo und Julie in

Vorſchlag, wobei ich von Mathilden lebhaft unterſtützt wurde, welche in einer Anwandlung von humoriſtiſcher Selbſtverleugnung ſich anbot, die Amme zu ſpielen, eine Rolle, für die ſie ganz geſchaffen ſey. Dafür verſprach Helmine ihrer Freundin in einer anderen Gattung von Schauſpiel, wozu ſie den Entwurf im Kopfe trage, Gelegenheit zu verſchaffen, ihr ſchönes Talent auf das Vortheilhafteſte zu zeigen. — Ich verließ meine Freunde, ſehr vergnügt, einen Einfall gehabt zu haben, von deſſen Ausführung ich mir einen Genuß der ſeltenſten und köſtlichſten Art verſprechen zu dürfen glaubte.

Die zwei folgenden Tage waren ausſchließend der Vollendung meines richterlichen Gutachtens, und endlich dem Vortrage deſſelben in voller Rathsſitzung, gewidmet. Meine Gründe, meine Beredſamkeit, die gute Sache ſiegten. Die Mehrheit der Stimmen ſprach die ſtreitige Erbſchaft den geſetzlichen Erben des Oberſten zu, mit Ausnahme eines kleinen Lehengutes, welches ihrem Gegner zufiel. Die bedeutenden Gerichtskoſten wurden zwiſchen den Parteien ausgeglichen. — Mein Triumph war vollkommen. Ich betrieb mit großem Eifer die Ausfertigung des

Urtheils, wovon ich der Oberstin am nächsten Morgen — ihrem Geburtstage — selbst eine Abschrift überbringen wollte.

Ich hatte Helminen am vorigen Abend mit einigen Zeilen gemeldet, daß ich sie und ihre liebenswürdige Hausgenossenschaft heute und während des folgenden Tages nicht würde sehen können, und unter dem allgemeinen Vorwand dringender Geschäfte um Entschuldigung gebeten. Bei meiner Zurückkunft aus der Rathssitzung fand ich ihre Antwort, deren dunkle Andeutungen durch den scherzhaften Ton die Wirkung verloren, welche sie wol sonst in mir hätten hervorbringen können. Helmine wünschte mir Glück, und halb und halb sich selbst, daß ich über den Obliegenheiten des Liebhabers die Pflichten des Gerichtsbeisitzers nicht versäume. Sie lobte den Styl meines Briefes, den sie ein Muster von wohlgesetzter Prosa nannte; das verspreche einen guten Ehemann, denn die Poesie passe höchstens zur Liebe, doch in die Ehe ganz und gar nicht. A propos der Poesie fragte sie: ob der Herr Assessor nicht wenigstens Abends Zeit finden werde, Juliens Mondschein-Reverien mit anzuhören? Früher hätte sie sich meinen Besuch ohne-

hin verbitten müſſen, da ihr die Einübung ihrer Rolle keinen Augenblick frei laſſe. Uebrigens werde es ihr angenehm ſeyn, nächſtens einmal ein vernünftiges Geſpräch unter vier Augen mit mir zu führen, um ſich von dem poetiſchen Rauſche, worein ihre Umgebung ſie verſetze, recht auszunüchtern. — Es war zu viel Milde in dieſem Spott, und er hatte zu viel Aehnlichkeit mit dem Tone, in dem Helmine gewöhnlich von der Liebe ſprach, als daß ich dadurch hätte beunruhigt werden ſollen. Meine ſcheinbare Gleichgültigkeit konnte ſie ein wenig übel gelaunt machen; aber ich war meiner Rechtfertigung gewiß, wenn ſie den Grund erführe, der mich von ihr entfernt hielt. Mit dieſer Ueberzeugung kam ich bei einbrechender Nacht in dem Landhauſe der Baronin an, wo ich eine glänzende Geſellſchaft verſammelt fand, um das kleine dramatiſche Feſt zur Geburtsfeier der Oberſtin mit anzuſehen.

10.

Der Salon war recht geſchickt und einfach in ein artiges kleines Theater umgeſtaltet wor-

den, und das Orchester fing, bald nachdem ich eingetreten war, die Ouverture aus Zingarelli's Romeo und Giulietta zu spielen an. Eine tiefe Stille herrschte, als sich der Vorhang erhob. Julie zeigte sich auf dem Balkon, im Nachtkleide, vom zauberhaften Lichte des Mondes umflossen. Im halbdunkeln Vorgrunde bewegte sich lauschend die Gestalt des Romeo. Seine ersten Worte schon, in gedämpftem Tone gesprochen, schienen ein Hauch von Wohllaut und Liebe. Die Innigkeit des Gefühles mäßigte den Aufschwung der begeisterten Rede, deren kühne Bilder durch den seelenvollen Vortrag sich in die einfache Sprache des Herzens verwandelten. Mit der zartesten Empfindung süßer Schwärmerei sprach Romeo die Worte:

„Wär' ich der Handschuh doch an ihrer Hand,
Daß ich die Wange so berührte! — "

Doch ein Laut aus Juliens Munde, gleich einem Anklang der Aeolsharfe, ließ sich vernehmen, und Romeo's Entzücken, die Melodie der holden Töne zu trinken, theilte sich, wie durch eine elektrische Berührung, allen Zuhörern mit. Für mich verschwand, während Julie sprach, meine und ihre Umgebung, die Erinnerung selbst,

daß, was ich hörte, jene wunderbare Dichtung sey, in welcher ich so oft, wie in einem magischen Spiegelbilde, alle Geheimnisse und Zauber der Liebe vorahnend erkannt und empfunden hatte. Es war Helmine selbst und ihr innerstes Gemüth, das sich zum erstenmal in seiner ganzen Innigkeit und Kraft vor mir zu entfalten schien; — solche Huld, solche Liebe,

»gränzenlos und tief wie das Meer,«

war in ihrer Brust verschlossen. Die tiefgefühlten Worte, die sie von den Lippen hauchte, drangen in mein Herz und weckten darin Akkorde, von denen Romeo's Antworten auf der Bühne nur das Echo waren. Daß diese mich nicht störten, bewies mir allein, wie vortrefflich Eduard seine Rolle spielte, denn darauf zu merken vermochte ich nicht.

Juliens wiederholtes Ab- und Zugehen, das Flüstern ihrer Silberstimme durch die Nacht, mit dem sie

»den edlen Falken zurücklockt,«

ihr holdseliges Zaudern und Vergessen, damit sie den Geliebten noch behalte,

»derweil sie sich besinnt;«

endlich das tausendfache:

„Gut' Nacht! gut' Nacht! — So süß ist Trennungswehe,

„Ich riefe: gute Nacht! bis ich den Morgen sähe," — Alles entzückte mich und vollendete die Täuschung, worein die wundervolle Kunst des Dichters und der Darstellerin mich versetzte. Als wäre ich, wie Romeo, durch den Haß ihres Hauses und durch die Schwerter ihrer wilden Vettern von der Geliebten getrennt, sandte ich ihr, als der Vorhang unter dem lärmendsten Beifall herabrollte, bloß den halblauten Wunsch der zärtlichsten Sehnsucht nach:

„Schlaf wohn' auf deinem Aug' und Fried' in deiner Brust!

„O, wär' ich Schlaf und Fried', und ruht' in solcher Lust!" —

Ich war noch in dieses süße Vergessen meiner selbst versunken, als der Vorhang wieder aufging, und die Baronin in der reizenden Tracht einer französischen Winzerin vor den Zuschauern erschien, um in einem witzigen Impromptu der Dame des Festes ihre Glückwünsche darzubringen. Die Schlußverse machten zugleich die Einleitung zu einer Reihe pantomimischer Gemälde, welche nun folgten, und woran, außer der Ba-

ronin, auch Helmine und Eduard Theil nahmen. Das Ganze war eine liebliche Idylle von Helminens Erfindung, die wetteifernde Bewerbung einer Städterin und eines Landmädchens um das Herz eines jungen Kriegers darstellend. Ein sehr belebter Wechsel naiver, kokettirender und leidenschaftlicher Aeußerungen der Liebe und Eifersucht, durch ein Mißverständniß veranlaßt, und mit gutmüthiger Ironie durchgeführt, machte diese kleinen Gemälde ungemein anziehend. Die Auflösung der Intrigue, welche die vermeinte Nebenbuhlerin als Schwester des Geliebten zu erkennen gab, schloß die Handlung auf eine befriedigende Weise. Mathilde entwickelte in der Rolle des eifersüchtigen Landmädchens ein Talent, das eben so sehr überraschte als ergetzte; es schien unmöglich, mehr Reiz und Wahrheit in diesen Charakter zu legen, welcher nach der Anlage des Idylls die Hauptperson vorstellte. Dennoch ward sie von der Virtuosität und Anmuth verdunkelt, womit Helmine die untergeordnete Rolle ihrer Nebenbuhlerin spielte. Diese Ueberlegenheit schien gegen den Schluß sogar störend auf die Deutlichkeit der Handlung und den Ausdruck der Mitspielenden zu wirken. In

dem Augenblick, wo die Schweſter des jungen Kriegers der Neckerei ein Ende machte, und die enttäuſchte Geliebte in die Arme des Bruders führte, ſchien ſie von dieſem noch leidenſchaftlich begehrt und von jener gefürchtet zu werden. Ja ich glaubte in Mathildens Mienen- und Geberdenſpiel eine heftige Bewegung der Eiferſucht zu bemerken, die offenbar nicht in den Plan der kleinen Dichtung gehörte, und es war Zeit, daß der Vorhang fiel, um den verſöhnenden Ausgang der Idylle nicht zweifelhaft zu machen.

Ein unaufhörlicher Beifallſturm erſchütterte den Saal. Man wünſchte die Schlußgruppe noch einmal zu ſehen; aber der Vorhang blieb verſchloſſen. Ich ſuchte mich durch das lebhafte Gewühl der Abſchied nehmenden Gäſte zu drängen, um auf die Scene zu kommen, und mich dem zauberiſchen Weſen — meiner Geliebten und Braut! — einige Augenblicke zu nähern, welches dieſen Aufruhr allgemeinen Entzückens hervorbrachte. Keines der Mitſpielenden befand ſich mehr auf der Bühne. In dem anſtoßenden Corridor, der die Verbindung zwiſchen den beiden Flügeln des Gebäudes bildete, und zugleich einen Ausgang in den Garten hatte, traf ich

auf Louis, welcher sich eben, unter einem ziemlich unfreundlichen Wortwechsel, von Mathildens Kammermädchen trennte, und mit der Entschuldigung: »sein Herr erwarte ihn,« hastig an mir vorbeischoß. — Es war mir unmöglich, in dieser Aufregung meiner Empfindungen das Haus zu verlassen. Ich stieg die Gartentreppe herab, und sah durch das Gitterthor den Hofraum nach und nach leer und still werden. Meinem Jakob, den ich im Hofe bemerkte, befahl ich, mit dem Wagen in einiger Entfernung vom Hause zu warten, bis ich kommen würde.

Die letzten Gäste fuhren weg, und ringsum ward es ganz still. Die herrliche Mondnacht verbreitete ihr magisches Helldunkel über Haus und Garten. Ich stahl mich in ein nahes Boskett, aus dem ich den Flügel des Gebäudes, worin meine Geliebte wohnte, beobachten konnte. Ein schwacher Schein von Licht erhellte die Fenster ihres Schlafzimmers. Nach einer Weile hörte ich ein Fenster öffnen und einzelne Guitarretöne ließen sich vernehmen. Ich glaubte Helminens Gestalt im weißen Nachtgewand zu sehen, wie sie es zuvor als Julie getragen; aber die Aeste eines großen Akazienbaumes, welche das Fenster

zur Hälfte bedeckten, hinderten mich, die Gestalt deutlich zu unterscheiden. Doch bald gab ihr meisterhaftes Spiel auf der Guitarre sie zu erkennen, und noch mehr der Strom ihrer Zauberstimme, der sich durch die Nacht ergoß. Sie hatte den ersten Satz eines bekannten italienischen Duetts zu singen angefangen, und präludirte auf der Guitarre, um den Uebergang zum zweiten zu bezeichnen. Da fiel unerwartet ein wohlklingender Tenor ein, und ersetzte die mangelnde zweite Stimme. Es war die Stimme Eduards, der im Erdgeschoß wohnte und seine reizende Nachbarin, wie ich, belauscht hatte. Helmine stand einen Augenblick an, ob sie fortfahren solle, that es aber doch, nur anfangs mit etwas zurückgehaltenem Tone. Ihr seelenvoller Vortrag wirkte begeisternd auf ihren Mitsänger; ich hatte das schöne Musikstück nie vollkommener ausführen hören. Der trefflich gesetzte Wechselgesang drückte den Kampf des Stolzes und der Liebe in zwei, durch Mißverständnisse und widrige Zufälle veruneinigten Gemüthern aus, und durchlief die ganze Leiter der, diesen mächtigen Leidenschaften angemessenen Tonarten. Die Wirkung der beiden klangreichen, wunderbar in

einander schmelzenden Stimmen war besonders in dem meisterhaften Schlußsatze hinreißend. — Ich wollte aus meinem Versteck hervortreten und mich dem Rittmeister zu erkennen geben; da hörte ich das Flüstern weiblicher Stimmen hinter mir, und sah, indem ich mich mehr in das Dickicht zurückzog, die Baronin, von ihrem Kammermädchen begleitet. Sie bemerkten mich nicht, sondern gingen an mir vorbei, an die Stelle, wo zuvor ich gestanden.

Das Geflüster wurde lauter und mir zum Theil verständlich. Mathilde schien äußerst erhitzt; sie zankte mit ihrem Kammermädchen, welchem sie vorwarf, an dem Schimpf, der ihr widerfahre, Schuld zu seyn. Das Mädchen schob alle Schuld auf Louis, der sie getäuscht und ihr ausdrücklich gesagt habe, es sey die Frau Baronin, und nicht Fräulein Helmine, in die sein Herr verliebt sey. — »Sieh, sieh!« flüsterte Mathilde jetzt ihrer Begleiterin zu; »welche Verwegenheit! Er steigt aus dem Fenster.« — Ich war außer mir vor Erstaunen; denn als ich, von diesen Worten heftig aufgereizt, aus meinem Dickicht hervorsah, stand Eduard wirklich im Garten, und gab, durch eine halb laut ge-

ſprochene Rede des Romeo, Helminen ein Zeichen ſeiner Gegenwart. Ich ſah ſie, zu meinem noch größeren Erſtaunen, an dem offenen Fenſter erſcheinen, und ſich mit einiger Behutſamkeit herauslehnen, indem ſie aufmerkſam horchte, um Eduards leiſes, aber eifriges Geſpräch zu verſtehen. — »Sie haben nicht wenig mit einander abzukarten,« hörte ich die Baronin ſagen; »es iſt ganz ſo wie zu E — s, wo ſie ſich ein Rendezvous hinter meinem Rücken gaben. Der doppelzüngige Verräther! und ſie, die gleißneriſche Schlange! Aber ich will nicht leben, oder mich an der Treuloſen rächen!« — Ein Zittern überfiel mich; denn ich glaubte zu ſehen, daß Eduard ſich auf den Akazienbaum zu ſchwingen ſuchte, um Helminens Fenſter zu erreichen. Mathilde, welche dieſe Bewegung ebenfalls bemerken mochte, ſtieß einen Schrei aus und ſtürzte aus ihrem Hinterhalt hervor. Helminens Geſtalt verſchwand augenblicklich am Fenſter. Eduard, der von dem Baume zurückweichend, ſich entſchloſſen umſah, blieb einige Sekunden ſtehen und ging dann langſam zum Gartenthor hinaus. Mit einer Verwünſchung, die ſie dem Rittmeiſter zurief, nachdem ſie ihm eine Weile

nachgestarrt, eilte Mathilde davon. — Ich blieb allein, betäubt, keines Gedankens fähig, keiner Entschließung. Wankend trat ich aus dem Boskett; meine Knie brachen unter mir, ich sank zu Boden. Die bitterste Empfindung, welche ich je erfahren, erfüllte mein Innerstes. Ich weinte, und schämte mich meiner Thränen. Mühsam raffte ich mich endlich auf und schleppte mich an der Gartenmauer hin, um einen Ausweg auf das Feld zu suchen. Durch eine kleine Seitenthür, die ich nur angelehnt fand, kam ich in's Freie; da sah ich von fern meinen Wagen, und eilte in wilder Hast auf ihn zu. — »Fort! fort!« rief ich meinem erschrockenen Jakob zu, der zögernd am Schlage stand. — »Nach Hause, Herr?« fragte der Mensch. — »In's Grab!« murmelte ich dumpf vor mich hin, »in das Nichts!« und schloß meine Augen, um mit meiner Umgebung mich selbst zu vergessen.

11.

Ich war in der Stadt und auf meinem Zimmer, noch immer in dumpfe Gedankenlosigkeit

verſunken, und voll von dem widerwärtigen Gefühl eines ganz verworrenen Gemüthszuſtandes. Die ſchmähliche Selbſttäuſchung, aus der ich ſo unſanft geweckt worden, umdämmerte meinen Geiſt, wie die verwickelten Nebenbilder eines ſchweren Traumes, von denen man ſich auch wachend nicht loszureißen vermag. Nach und nach verlor ſich dieſe Dumpfheit; aber mit der zurückkehrenden Deutlichkeit der Vorſtellungen erhielten auch die Leidenſchaften des Haſſes, der Scham und der Rachſucht, die bisher wildgährend in mir getobt hatten, eine beſtimmte Richtung. Der doppelte Verrath der Freundſchaft und der Liebe, der an meiner Treuherzigkeit verübt worden, ſollte nicht unbeſtraft bleiben. Ich erſtaunte jetzt über meine gutmüthige Verblendung, die mich verhindert hatte zu ſehen, was vom Anfang an klar und offen vor mir da lag. Helminens Betragen, das ihrer Mutter, die Reden und das Benehmen meines treuloſen Freundes, — Alles erſchien mir nun zuſammenhängend und abſichtlich. Sie war es, die Eduard ſuchte; ihm war ſie, vor acht Monden ſchon, mit Verläugnung der jungfräulichen Zucht, nachgegangen. Sein Leichtſinn, oder der ihrige, machte

der ersten Intrigue ein Ende. Da führte der Hang zu Abenteuern ihn auf's Neue mit ihr und einer, hier unerwarteten, Nebenbuhlerin zusammen. Meine Thorheit und die Zutraulichkeit der arglosen Rivalin bahnten schnell der zweiten Intrigue den Weg. Wir selbst beförderten ihr geheimes Einverständniß, und bauten »den schwanken Steg der Liebe,« der ihn sicher in ihre Arme führte. Ich machte ihn zu ihrem Romeo, und behielt für mich die demüthige Rolle des Paris; nicht mitleidswerth wie dieser, sondern rein lächerlich, das Spiel und Gespötte dieser lüstern verschmitzten Julie — nein! dieser Armida, dieser Circe!

Mir ward nun besser, denn ich war entrüstet. Mit raschen Schritten ging ich auf meiner Stube auf und auf, schellte dann dem Bedienten, und ließ mir Wein und neue Lichter bringen. Der Entwurf meiner juridischen Deduction fiel mir in die Hände, an der ich mit solchem Eifer gearbeitet, indeß diejenige, auf deren Dank ich dabei gerechnet, mich verrieth. Mit Hohnlachen warf ich dieß Denkmal meiner Schwäche in einen Winkel. — Der Bediente brachte jetzt den Wein. Ein Glas um das an-

dere in mich stürzend, schrieb ich eine Ausforderung an Eduard, und einen langen, von Gift und Galle überströmenden, Brief an Helminen. Je tiefer ich mich in meinen Grimm hineinschrieb, desto seltsamer ward mir zu Muthe. Meine Vorstellungen fingen auf's Neue an, sich zu verwirren; die Buchstaben tanzten auf dem Papier vor meinen Augen, und ich wurde gewahr, daß es von meinen Thränen benetzt war. Müde und erschöpft warf ich mich auf mein Bett, und schlief endlich ein.

Wilde Träume zeigten mir Helminen, bald in reizend neckender, bald in rührender Gestalt und Umgebung. Jetzt sah ich sie die Hände liebevoll nach mir ausstrecken, jetzt mich verhöhnen in den Armen meines Nebenbuhlers; zuletzt als Julie, todt im Sarge, und neben ihr Romeo mit Eduards Zügen, entseelt von meiner Hand, blutig am Boden liegend. — Ich erwachte, von diesem Anblick aufgeschreckt. Es war bereits Tag, aber meine Augen bedeckte ein schwarzer Flor, und der Kopf schmerzte mich gewaltig. Ich wollte aufstehen; meine Glieder waren wie zerschlagen und gelähmt. Mit Mühe besann ich mich auf die Vorgänge der verflossenen Nacht.

Da schlug meine Uhr sieben. Ich erhob mich mit Anstrengung aus meinem Bette, und wankte auf den Schreibtisch zu, auf dem meine Ausforderung an Eduard noch unversiegelt lag. Um neun Uhr hatte ich ihn in das Wäldchen außer der Stadt bestellt. Ich schrieb die Adresse mit zitternder Hand, klingelte, und rief nach Licht. Mein Bedienter kam und brachte das Verlangte. Seine ängstlichen Fragen um mein Befinden machten mir meine körperliche Schwäche erst fühlbar. Ich war außer Stand, das Billet selbst zu siegeln. Auf Jakobs Zureden ließ ich mich wieder zu Bette bringen; auch gab ich zu, daß er nach dem Arzt schickte.

Ein heftiger Fieberfrost schauerte mir durch Mark und Bein. Der Gedanke, daß eine tödtliche Krankheit meinem Leben schnell ein Ende machen könnte, schreckte mich nicht, vielmehr fand ich darin eine Art von Beruhigung. Ich sah den Arzt eintreten und beobachtete mit Neugierde sein Gesicht, das ernsthafte Besorgnisse ausdrückte. Gleichgültig fügte ich mich seinen Anordnungen, und erwiederte die Trostsprüche, mit denen er mich aufzurichten glaubte, mit Lächeln. Der Aufruhr der Leidenschaften, der mich

zerrüttet hatte, ward plötzlich durch das Gefühl der menschlichen Hinfälligkeit gedämpft, und was keine Gründe der Vernunft vermocht hätten, bewirkte die Abspannung meiner Lebenskraft. Der Arzt empfahl mir Ruhe und schärfte dem Bedienten ein, keine Leute zu mir herein zu lassen, selbst den Rittmeister, die Oberstin und ihre Tochter nicht, wenn sie mich zu besuchen kämen. Ich hörte ihre Namen nennen, und merkte kaum darauf. Die Schreibereien, welche auf meinem Tische lagen, wurden abgeräumt und verschlossen; ich ließ es ohne Theilnahme geschehen, obwol mir darunter mein angefangener Brief an Helminen und die Ausforderung an Eduard von ungefähr in die Augen fielen. Mit Gleichmuth betrachtete ich, was mich erst noch in die heftigste Gemüthsbewegung versetzt hatte; Liebe und Haß, Treue und Verrath, Glück und Elend klangen mir wie die Stichworte einer durchprobirten Tragödie, mit deren Aufführung ein paar Kinder sich eine Zeit lang bemüht haben, ohne damit zu Stande kommen zu können.

Der Fieberfrost, der meine Lebenskraft unterdrückt hatte, wich allmälig vor der eintretenden Hitze, mit deren Zunehmen meine Vorstel-

lungen eine veränderte, mehr und mehr heitere Gestalt und Färbung erhielten. Die Vorfälle des gestrigen Abends, die Traumbilder der verflossenen Nacht, und die Empfindungen, mit welchen ich heute erwacht war, vermengten sich in meiner schwärmenden Einbildungskraft und wurden einer seltsamen Dichtung ähnlich, worin Ernst und Scherz, Weisheit und Thorheit sich das Gleichgewicht halten, und der Humor ironisch mit den Zwecken und Triebfedern des Lebens spielt. Nach und nach verdunkelte sich mein Bewußtseyn, und ich verlor mich ganz in meinen Fieberträumen; aber sie waren nicht unangenehmer Art, und hatten, wie man mir nachher erzählte, alle den Charakter einer leidenschaftlosen Milde und Gutmüthigkeit. Die Frau des Portiers in meinem Hause ward mir von dem Arzte zur Krankenwärterin gegeben; ein noch ganz hübsches Weib von anständigem Betragen, das ich immer wohl hatte leiden mögen. Ich stutzte anfangs ein wenig über diese Gesellschaft, doch gewöhnte ich mich bald an sie. In meinen Phantasien vertrat sie häufig die Stelle meiner weiblichen Bekannten, mit denen der Wahnsinn der Krankheit mich zusammenführte. Frau Röse —

so hieß sie — fand sich sehr geschmeichelt, sich bald als Cousine Cily, bald als Frau Magisterin, bald als Fräulein Agnes oder Helmine angeredet zu sehen, und die sauersüßen Komplimente zu hören, welche ich ihr über die Annehmlichkeiten ihrer Person und ihres Umganges machte. Die unschuldigen Scherze, mit denen ich diese Artigkeiten würzte, hatten nichts Verletzendes, wie sie sagte; und Frau Röse war der Meinung, die Damen, die ich dabei nannte, würden mir meine kleinen Spöttereien um der guten Laune willen gern verziehen haben, womit ich sie vorbrachte. Auch mein Arzt versicherte, ich sey in dem Paroxismus des Fiebers oft recht vernünftig und durchaus so liebenswürdig gewesen, daß man nur wünschen möchte, manche junge Herren wären so, wenn sie gesund und klug sind.

Wie verständig oder wie toll ich in der Fieberhitze gesprochen und mich betragen, mußte ich natürlich denen auf's Wort glauben, welche mich in diesem Zustande zu beobachten Gelegenheit hatten. So viel aber ist gewiß, daß das Bischen Weisheit, welches mir durch das Leben half, seinen Ursprung aus einem Zeitpunkte herleitet, in dem ich der Verrücktheit nahe war.

Als ob während dieſer merkwürdigen Krankheit, welche durch neun Tage mein Leben bedrohte, eine allgemeine Umwälzung in meinem Inneren vorgegangen, und mein Gemüth, durch eine wohlthätige Kriſis der Natur, von den Schlacken der Leidenſchaftlichkeit gereinigt worden wäre, fühlte ich, ſo wie mich das Fieber verließ und meine körperliche Geſundheit zurückkehrte, mein geiſtiges Auge geſtärkt, und ich war fähig, auf die ſtürmiſchen Auftritte, die meiner Erkrankung vorausgegangen, mit Ruhe zurück zu ſehen. Ohne Helminens und Eduards Betragen gegen mich ganz zu entſchuldigen, fing ich doch an, es in einem weit milderen Lichte zu betrachten. Offenbar, ſagte ich mir nun ſelbſt, ahnete Eduard nichts von meinem Verhältniſſe mit ſeiner Unbekannten, als er ſie hier aufſuchte und in dem Hauſe der Baronin mit ihr zuſammentraf. Eben ſo unerwartet erſchien Helminen in meinem jungen Freunde ihre ehemalige Ballbekanntſchaft, von der ſie ſo aufrichtig war, mir unaufgefordert zu erzählen. Meine, ihr unerklärbare Zurückgezogenheit in den letzten Tagen, machte es ihr unmöglich, mir ein weiteres Geſtändniß zu thun; daß ſie dieß gewollt, bewies das räthſel-

hafte Billet, welches ich von ihr erhalten hatte. Einer Uebereilung war Helmine fähig, keines Verrathes; ich wollte mehr wissen, bevor ich sie verdammte.

Mein Arzt, der von der Lage der Dinge ziemlich genau unterrichtet war, und mich in der Fassung sah, vernünftigen Vorstellungen Gehör zu geben, sagte mir jetzt, daß er Aufträge von meinen Freunden an mich habe. Er erzählte mir, der Rittmeister sey an demselben Tage, an dem ich erkrankte, zu seinem Regiment abgereist; er habe jedoch seinen Louis zurückgelassen, um täglich Nachrichten von meinem Befinden zu erhalten, und erst, nachdem meine Herstellung entschieden gewesen, sey dieser seinem Herrn nachgefolgt. Die Baronin mache Anstalten, auf ihre Güter zurückzukehren; sie scheine übrigens mit Helminen halb und halb ausgesöhnt, nachdem sie von den Verhältnissen unterrichtet worden, welche zwischen mir und ihrer Freundin beständen. Hierauf überreichte mir der Arzt ein Schreiben von Helminens Hand, und ließ mich allein, mit dem Wunsche, daß diese stärkende Arzenei, die letzte, die er mir gebe, meine Genesung vollenden möge.

Ich hielt Helminens Brief in der Hand, die

zierliche Aufschrift betrachtend, und uneinig mit mir selbst, ob ich ihn jetzt schon öffnen solle. Frieden und Krieg, Glück und Unglück, für mein ganzes Leben vielleicht, lagen hier noch unter dem Siegel der Zauber-Chiffre, welche diesem Schreiben aufgedruckt war. Ich fühlte, daß mir das Herz schlug, und wollte wenigstens abwarten, bis mein Blut ruhiger flösse. Alle Unruhe, die sich der Mensch in dieser Welt bereitet, kommt daher, daß er nicht wartet, bis sein Puls den gewöhnlichen Takt hält. — Je länger ich bei diesem Gedanken verweilte, desto mehr ward ich mir meiner Selbstständigkeit bewußt, und ich glaubte nichts mehr zu wagen, als ich endlich das Siegel erbrach, welches Helminens Bekenntnisse und ihren Ausspruch über unsere künftigen Verhältnisse verschloß.

12.

Helminens Schreiben lautete wörtlich, wie folgt:

»Mein theurer Freund!«

»Das werden Sie in meinem Andenken seyn, auch wenn wir uns nie mehr sehen sollten. — Eine Unbesonnenheit, welche ich einst beging, hat

mich der Gefahr ausgesetzt, die Achtung des Mannes auf immer zu verlieren, den ich vor Allen hochschätzte; noch mehr, sie hätte mich beinahe mit der Schuld belastet, das Herz dieses Mannes, der mich mehr liebte, als ich wußte und verdiente, durch die empfindlichste Kränkung zu brechen. Diese allzu harte Strafe hat der Himmel von mir abgewendet. Sie leben, mein Freund, und Sie werden glücklich seyn, glücklicher vielleicht, als wenn die Wünsche, die Sie hegten, nicht durch eine Neckerei des schadenfrohen Zufalles durchkreuzt worden wären.«

»Ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig, und auch mir. Sie dürften mich leicht für noch strafbarer halten, als ich bin. Ich habe einen Irrthum zu gestehen, aber keine Falschheit; wenigstens keine gegen Sie. Nur einmal habe ich mit der Lüge gespielt, und diese Unlauterkeit oder Thorheit trifft in ihren Folgen uns Alle. — Hören Sie, in möglichster Kürze, die einfältige Geschichte.«

»Im vorigen Herbst, einige Monate nach meines Vaters Tode, brachte mich meine Mutter auf die Güter des Geheimen Rathes von R — g, und ließ mich dort zurück, während sie

eine andere dringende Reise machte. Der selige Geheime Rath war der wunderlichste und gefälligste Ehemann, den man sich denken kann. Jeder Wunsch seiner jungen Frau mußte erfüllt werden; aber dieß geschah immer unter irgend einer grillenhaften Bedingung, die ihm die Eifersucht eingab und wovon er nichts nachließ. Mathilde hatte den Einfall, mich in das Bad von E — s zu führen. Wir gingen hin, jedoch im größten Incognito. Der Herr Geheime Rath nahm den Charakter eines bloßen Landedelmannes und den Namen von einem seiner fränkischen Güter an. Im Bade sollte ich für seine Frau, und diese für seine Schwägerin gelten. Auf Promenaden erschienen wir verschleiert, bei Spazierfahrten in einem verschlossenen Wagen. Die artigen Gesellschaftsbälle durften wir nur in Maske besuchen, und zwar in Begleitung einer alternden Cousine des Geheimen Rathes, die dabei unsere Duenna vorstellte.«

»Diese drollige Mummerei zog die Aufmerksamkeit der jungen Herren um so mehr auf uns; wir waren überall von einer Schar derselben gleichsam belagert. Unter der Menge machten sich uns drei junge Männer durch die Artigkeit

ihres Betragens, und einer davon zugleich durch seine ausgezeichnet schöne Gestalt, besonders bemerklich. Der Geheime Rath, dem dieser Eindruck nicht entging, unterließ nicht, uns vor diesen gefährlichen Männern zu warnen. Aber seine Warnung schadete mehr, als sie nützte. Er wußte von dem Chevalier de ** — dem reichen Niederländer — und dessen zwei Gefährten, so viele abenteuerliche Dinge zu erzählen, daß unsere Neugierde auf's Höchste gespannt wurde. Ein Maskenball, den wir in der Gestalt von drei alten Sibyllen besuchten, gab den Fremden Gelegenheit, uns ihre Unterhaltungsgaben zuerst zu beweisen. Man konnte Witz und Galanterie nicht mit mehr Anstand und feiner Sitte verbinden, als die drei jungen Männer es thaten. Unsere Duenna war noch mehr, als ich oder Mathilde, von ihren Umgangstalenten bezaubert. Die Aehnlichkeit unserer Masken und Figuren gab Anlaß zu häufigen Verwechslungen, welche das Pikante der Unterhaltung noch vermehrten. Ich bemerkte indeß nicht ohne Vergnügen, daß der schöne junge Mann — den ich für den Chevalier hielt, weil einer seiner Gefährten ihn einige Mal so genannt, —

mich mit ziemlicher Sicherheit unter meinen verlarvten Mitschwestern herauszufinden wußte.«

»Diesem ersten Balle folgte ein zweiter, auf welchem unsere drei Verehrer ebenfalls in ganz gleichen Masken, und zwar als Kalender, erschienen. Die Konversation war nicht weniger belebt als das erste Mal; die ergetzliche Verwechslung fand nun auch von unserer Seite öfters Statt; aber mein Ritter verlor seinen sichern Takt nicht, und auch ich unterschied ihn ohne Mühe von seinen zwei Begleitern. Die Männer baten sehr um die Wiederholung dieser zweimaligen Maskenlust; sie nährten die Hoffnung, daß die guten Sibyllen sich endlich bewegen lassen würden, ihre wahren Gesichter zu zeigen. Das Erste wurde halb und halb zugesagt, und man trennte sich in einer Stimmung, welche andeutete, daß aus diesem Scherz wol auch Ernst werden könnte.«

»Am Tage des nächsten Balles klagte der Geheime Rath über Kopfweh und Schwindel, und gab zu verstehen, daß ihm die Pflege seiner lieben Frau heute ganz unentbehrlich sey. Alle Mittel und Sorgfalt, dem Uebel Einhalt zu thun, waren vergebens; der Schwindel wollte

nicht nachlassen, und Mathilde mußte sich entschließen, zu Hause zu bleiben. Ich hatte mich, selbst etwas verdrüßlich über die Vereitelung unseres Planes, schon in mein Schlafzimmer zurückgezogen, als unsere Duenna in größter Heimlichkeit zu mir kam, und mir den unerwarteten Vorschlag machte, wenn Alles im Hause schliefe, mit ihr allein auf den Ball zu gehen. Ich ließ mich bethören, ihren Vorschlag anzunehmen. Wir verließen, von Jedermann unbemerkt, das Haus, und erschienen in unseren gewöhnlichen Masken auf dem Balle, wo die drei Kalender schon mit Ungeduld uns erwarteten. Der Umstand, daß wir dießmal nur zu Zweien kamen, setzte unsere Gesellschafter anfangs in einige Verlegenheit; denn sie wußten nicht, ob sie die zwei Jüngeren von uns, oder nur eine derselben mit ihrer Ehrendame vor sich hätten. Die außerordentliche Lebhaftigkeit meiner Begleiterin und einige muthwillige Worte, die ihr entfielen, brachten sie indeß bald auf den Gedanken, daß wir uns der lästigen Aufsicht unserer Duenna entledigt hätten; wodurch sie sich ohne Zweifel berechtigt glaubten, sich größere Freiheiten, als bisher, bei uns herauszunehmen.«

„Den versuchten Talenten meiner unvergleichlichen Ehrenhüterin gelang es, die beiden Begleiter des vermeinten Chevaliers ausschließend zu beschäftigen, was diesem Gelegenheit verschaffte, sich ganz ungestört mit mir zu unterhalten. Seine Konversation war eben so geistreich, als zartsinnig; er machte mich nach und nach mein strenges Inkognito vergessen, und da er mir einige Erfrischungen anbot, legte ich im Eifer des Gespräches meine Larve ab, was er schon vorher gethan hatte. Diese Gunst — dafür hielt er meine Unvorsichtigkeit — gab seinen Gefühlen einen Schwung und seiner Sprache eine Kühnheit, die mich erschreckten. Er hielt mich für verehlicht, — denn ich spielte die Rolle, welche mir der wunderliche Einfall des Geheimen Rathes zugedacht, theils aus Gefälligkeit, theils zum Scherze fort, — und er wagte es, mir von Liebe und von Erhörung seiner Wünsche zu sprechen. Ich übersah nun alle Folgen des unüberlegten Schrittes, den ich gethan. Meine Bestürzung brachte meinen allzu warmen Verehrer selbst zur Besinnung. Er bat um Verzeihung, und behandelte mich von diesem Augenblick an mit der größten Ehrfurcht. Da ich den Ball auf der

Stelle zu verlaſſen verlangte, machte er ſelbſt alle Anſtalten dazu, zum großen Verdruſſe meiner Duenna, welche ihre doppelte Eroberung auf halbem Wege aufzugeben genöthigt war. Er begnügte ſich, meinem Tragſeſſel von fern und bloß zu meinem Schutze zu folgen, und entfernte ſich, ohne weiter eine Erkundigung nach mir zu wagen, als er mich in Sicherheit wußte. So endigte dieſes zweideutige Abenteuer, für das ich mich damals durch den Schreck und die Beſchämung, welche meine Unbeſonnenheit mir verurſachte, hinlänglich beſtraft glaubte.«

»Der Geheime Rath fühlte ſich am nächſten Morgen noch immer unwohl. Er hatte keine Ruhe, bis wir uns auf dem Rückwege nach ſeinem Stammſchloß befanden, wo wir wohlbehalten ankamen, er aber ein paar Tage nachher am Schlagfluſſe ſtarb. Die trauernde Witwe verließ, einige Wochen ſpäter, mit mir und meiner Mutter einen Aufenthalt, den ſie nie beſonders geliebt, und jetzt einen Vorwand hatte, auf längere Zeit zu vermeiden. Seitdem ſahen wir einander oft, und ſtanden, wie man zu ſagen pflegt, auf einem ſehr freundſchaftlichen Fuße

mit einander, ohne jemals Freundinnen zu werden. Mathilde behielt, wie Sie sich selbst überzeugen konnten, unsere Badereise und die drei Kalender lange in gutem Andenken. Im Grunde war sie zweifelhaft, welcher von den drei Masken sie den Vorzug der Liebenswürdigkeit zugestehen sollte; ich glaubte jedoch zu bemerken, daß sie jeder von ihnen die Gesichtszüge des schönen jungen Mannes lieh, der seine Aufmerksamkeit vornehmlich, und zuletzt ausschließend, mir geschenkt hatte. Es schien mir nicht rathsam, Mathilden über diesen Irrthum aufzuklären. Auch noch in späterer Zeit, wo ich den Chevalier de** und seine Gefährten schon ziemlich vergessen hatte, und gewiß zu seyn glaubte, wenigstens den Ersteren nie mehr zu sehen, bewahrte ich sorgfältig mein Geheimniß; es ergetzte mich, meine Nebenbuhlerin von einer Eroberung sprechen zu hören, die ich selbst gemacht hatte, ohne etwas anderes als die Erinnerung davon zu behalten.«

»Es wäre überflüssig, mein Freund, den Zusammenhang dieser Kette von Unbesonnenheiten und Eitelkeiten, mit den Mißverständnissen und Auftritten, deren Zeuge Sie waren, umständlich

nachzuweiſen. Sie werden ihn jetzt ohne Mühe ſelbſt errathen. Wie ſehr ich erſtaunte, in meinem Weſtindier einen deutſchen Officier und Ihren Freund zu finden, wie peinlich es mir war, Sie in der Täuſchung laſſen zu müſſen, worein Mathildens Verblendung auch Sie verſetzte, brauche ich Ihnen nicht zu ſagen. Ein muthwilliger Einfall des Chevalier, in deſſen Geſellſchaft Eduard zufällig gerathen war, und der die Verſchanzungen unſeres poſſierlichen Inkognito's durch eine Gegenmine ſprengen wollte, ſtiftete urſprünglich die ganze Verwirrung. Ich wollte Ihnen Alles entdecken, aber Sie vermieden mich; ja, meine Mutter meinte, daß Sie uns auffallend vernachläſſigten. — Genug, es war ein Schickſal! Ich mußte Sie verkennen, damit ich in Ihren Augen herzlos und ſtrafbar würde, zu derſelben Zeit, wo Sie mir die rührendſten Beweiſe von Liebe und Anhänglichkeit gaben.«

»Vielleicht, mein Freund, hat ſich das Herz an uns gerächt, weil wir dem Verſtande zu viel Antheil an einem Bündniſſe einräumten, welches die Natur auf die einfachſten Empfindungen gegründet zu haben ſcheint. Die Ueber-

eilungen des Urtheiles sind nicht weniger gefährlich, als die des Gefühls. Wie ich mich Ihnen gleich anfangs schilderte, so bin ich. Sie achteten meiner Warnung nicht, sondern wandten mir Ihre Neigung auf eine entschiedene Weise zu. Ich schätzte Sie wahrhaft; noch mehr, Sie gefielen mir, und ich glaubte mein Herz frei. So irrten wir uns Beide, und irrten vielleicht auch nicht. Wäre mein Unbekannter nicht so unerwartet erschienen, und hätten nicht so viele Umstände dazu beigetragen, mir ihn anziehender und werther zu machen als jemals: wir hätten ruhig unsere Verbindung geschlossen und glücklich mit einander leben können.«

»Nach diesem Geständnisse habe ich nichts mehr zu sagen, was Ihnen wichtig seyn könnte, oder wovon mein Herz zu befreien mir ein Bedürfniß wäre. Sie haben mein Wort, — ich achte mich Ihnen, mehr als jemals, verpflichtet, aber ich fühle, daß diese Verpflichtung aufgehört hat, gegenseitig zu seyn. Es wird allein von Ihnen abhängen, welche Art von Verhältniß künftig zwischen uns bestehen soll. — Eduard kennt meine ganze Gesinnung; er kennt und ehrt Ihre Rechte, und hat sich von dem Augenblicke an,

da er von dieſen unterrichtet war, Ihrer Freundſchaft würdig bezeigt. Wozu Sie ſich übrigens entſchließen mögen, laſſen Sie allmälig die Zeit, nicht die Eingebung des Moments, Ihren Entſchluß beſtimmen. Auch die Großmuth ſteht in Gefahr, ſich und Anderen durch Uebereilung zu ſchaden. Denken Sie nur an das, was Sie ſich ſelbſt ſchuldig ſind, und ich bin gewiß, das wahre Intereſſe Ihrer Geliebten und Ihres Freundes wird, wie Ihr eigenes, am beſten dabei berathen ſeyn.«

»Leben Sie wohl, mein Freund! Ich erwarte keine Antwort auf dieſen Brief, am wenigſten eine ſchriftliche. Aus Ihrem Betragen gegen mich, aus der Unbefangenheit, mit der wir einander früher oder ſpäter wieder begegnen werden, wünſchte ich zu erkennen, ob die Abſicht, in der ich Ihnen ſchrieb, erreicht iſt.«

»Helmine.«

Der Brief war Arzenei, wie der Doktor mit Recht geſagt hatte: bitter, mit einem ſüßen Beigeſchmack, aber heilſam und ſtärkend. Ich kannte

nun Helminens Geheimniß, sie selbst, ihren Irrthum und den meinigen. Der kurze Traum meiner Eitelkeit, daß ich bestimmt sey, das reizendste und vollkommenste Geschöpf als Gattin zu besitzen, war verschwunden. Nichts blieb mir übrig, als die Erinnerung an diesen schönen Traum, und die Gewißheit, daß sie mich nie verlassen werde. Helmine hörte nicht auf, die liebenswürdigste der Frauen in meinen Augen zu seyn; sie betrachtete sich als meine Verlobte, aber — sie liebte einen Andern! Ich konnte keinen Augenblick zweifelhaft seyn über mein künftiges Verhältniß zu ihr und zu ihrem ganzen Geschlechte. Die einseitige Verpflichtung, zu der sie sich bekannte, war aufgelöst, sobald ich wußte, daß ihr Herz keinen Antheil an dieser Verpflichtung hatte. Kein Weib — das fühlte ich — konnte mir seyn, was Helmine mir gewesen; ich war unfähig, je eine Andere zu lieben, und entschlossen, ohne Liebe nie meine Hand zu vergeben.

Der Arzt hatte mir das Arbeiten untersagt; auch hatte ich keine Lust dazu. Die Rechtsgelehrsamkeit, und die gerichtlichen Verhandlungen besonders, ekelten mich an; ich mochte an das

Meisterstück von juridischer Deduktion nicht erinnert seyn, wodurch ich meine Braut verdienen wollte, indeß ich sie darüber verlor. Eine kleine Reise, zu der ich Urlaub erhielt, sollte mich zerstreuen. Der Feldzug war eröffnet; mehrere glänzende Gefechte verbreiteten auf's Neue den Ruhm unserer Waffen. Man sah einer Hauptschlacht entgegen, zu welcher von beiden Seiten Anstalten getroffen wurden. Ein unwiderstehlicher Trieb zog mich in die Nähe des Kriegsschauplatzes. Das Loos derer, welche die Gefahren des Krieges theilten, schien mir beneidenswerth, meine friedliche Laufbahn reizlos und niedrig. Hätte ich nicht gefürchtet, von meinen Kollegen als ein Don Quixotte verlacht, und von den Soldaten als ein Neuling verachtet zu werden, ich hätte einen Tornister umgeschnallt und mich dem Rekrutenhaufen angeschlossen, mit dem ich auf dem Wege zum Hauptquartier zusammentraf.

Der Tag der erwarteten Schlacht war erschienen. Der Ort, wo ich übernachtete, lag in dem Umkreise des Schlachtfeldes; ich konnte weder zurück noch vorwärts, auch wenn ich gewollt hätte. Auf einer Anhöhe, unweit von mei-

ner Wohnung, sah ich von Tagesanbruch an dem hartnäckigen, lange zweifelhaften Kampfe beider Heere zu. Endlich schien ein entschlossener Angriff unserer Reiterei den linken Flügel des Feindes zum Weichen zu bringen. Ich unterschied, an der Spitze unserer vordringenden Eskadronen, eine Abtheilung Uhlanen. Es war vielleicht Eduard, der sie anführte. — Eine seltsame Unruhe befiel mich. Die feindlichen Kanonen lichteten unsere Reiterhaufen; besonders der kleine Trupp von Uhlanen schmolz sichtbar zusammen. War es Furcht, war es Hoffnung, was mich bewegte? Der Gedanke, daß eine der feindlichen Kugeln, deren unheilvolle Wirkungen ich beobachtete, mich von einem Nebenbuhler befreien könnte, ward eben so schnell, als er entstand, durch die Vorstellung verdrängt, daß dieser Nebenbuhler mein Freund sey. Ich war unvermögend, das mörderische Gefecht länger mit anzusehen. In dem Augenblicke, wo die feindlichen Reihen sich zu trennen begannen, verließ ich meinen Standpunkt, und ging eilig den Hügel herab, um mein Quartier zu erreichen.

Ich fand die Straße und den ganzen Ort

mit Verwundeten bedeckt, die man aus der Schlacht zurückbrachte. Auf einem Bauernkarren, der sich im Gedränge Raum zu machen suchte, glaubte ich Eduards Bedienten, Louis, zu bemerken. Als ich näher kam, sah ich, daß ich mich nicht geirrt hatte. Louis, der mich erkannte, sprang von dem Wagen herab und zeigte mir weinend seinen Herrn, welcher schwer verwundet darin lag. Aller Groll, der noch in irgend einem Winkel meines Herzens gegen meinen Jugendfreund versteckt seyn mochte, verschwand bei diesem Anblick. Er schien zu schlummern, oder in einer, vom Blutverlust verursachten, Ohnmacht zu liegen. Seine noch immer schönen, edlen Gesichtszüge drückten körperlichen Schmerz, mit einem leichten Anflug von Unwillen, aus. So hatte ich ihn, von meiner Hand entseelt, in den fieberhaften Träumen meiner Eifersucht gesehen. Ich begriff den Wahnsinn dieser gehässigen Leidenschaft nicht mehr; das zärtlichste Mitleid war die einzige Empfindung, von der ich mich durchdrungen fühlte.

Am Krankenbette meines dem Tode nahen Freundes — es war mein eigenes Bett, in das ich ihn hatte bringen lassen — ward die innere

Revolution vollendet, welche mir die Freiheit gab, und mich zum Herrn und Meister einer Leidenschaft machte, deren furchtbare Gewalt ich nur einmal in meinem Leben an mir selbst erfahren habe. Es gibt kein wirksameres Heilmittel für den selbstischen Trieb, als das Mitgefühl. In dem leidenschaftlichen Feuer, das ich in Eduards kranker Brust wühlen sah, läuterte sich meine eigene Empfindungsweise, und ich genas von meinen Herzenswunden, während ich meinen, an Leib und Seele schmerzlich verwundeten, Jugendfreund pflegte.

Ich überzeugte mich allgemach, daß ich der Phantasie mehr Einfluß auf meine Handlungen gestattet hatte, als zur Ruhe und Sicherheit des Lebens zuträglich ist. Die Verzauberung, in welche mich Helminens Erscheinung versetzt hatte, löste sich in meiner Reflexion nach und nach in die Bestandtheile auf, woraus sie entstanden war. Die Sinne, die Einbildungskraft, die Eitelkeit nahmen den Antheil zurück, welchen sie an dem übermächtigen Eindrucke hatten, den dieses reizende, aber gefährliche Wesen in meinem Herzen hervorgebracht hatte. Ich fing an zu zweifeln, ob die Ideale des Schönen sich

zu den Beschränkungen der wirklichen Welt herabzulassen vermögen, und ob ein allgemeines Kunstgenie die vorzüglichste Eigenschaft einer guten Hausfrau sey. Jetzt erschrak ich sogar vor dem Gedanken einer unauflöslichen Verbindung mit einem Wesen solcher Art. Ich betrachtete es als einen glücklichen Zufall, daß meine Verheirathung mit Helminen durch Eduards Dazwischenkunft verhindert worden; und wenn ich nicht schon, in meiner Freundschaft für ihn, Grund genug gehabt hätte, seine Erhaltung zu wünschen, so würde ich diesen Grund in meinem eigenen Interesse gefunden haben.

Der Stabsarzt, welcher die Wunde des Rittmeisters untersucht hatte, erklärte sie für höchst gefährlich. Eine Kugel hatte die Lunge gestreift, und steckte noch in den Weichen des Unterleibes, aus dem sie nur durch eine sehr schmerzhafte Operation gezogen werden konnte. Eduards Kameraden und Vorgesetzte theilten meine Gefühle über diesen drohenden Verlust. Er hatte sich in der letzten Schlacht mit Ruhm bedeckt, und nicht wenig zur Entscheidung des siegreichen Angriffes unserer Kavallerie beigetragen. Der Arzt verbarg ihm die Gefahr nicht, worin er schwebte;

die Erwartung eines nahen, faſt unvermeidlichen, Todes gab ſeinen Empfindungen einen Aufſchwung und zugleich eine Milde, welche die Liebenswürdigkeit ſeines Charakters noch erhöhten. Ich geſtand mir, daß, wenn Helmine durch die Liebe eines Mannes beglückt werden könne, es ein Mann wie mein junger Freund ſeyn müſſe. Eduard äußerte ſich in der Lage, worin er ſich zu befinden glaubte, ſehr offen über ſeine Verhältniſſe mit mir und mit meiner Verlobten; er leugnete nicht, daß er ihren Beſitz Niemanden als mir, und auch dieß nur nach ſeinem Tode, gönne. Die Innigkeit und Wärme ſeiner Leidenſchaft für das holde Geſchöpf hatten etwas ungemein Rührendes auch für mich, da ich ihn überzeugt ſah, daß er ſich bald auf immer von ihr werde trennen müſſen.

Es koſtete mich jetzt keinen Kampf mehr, meinem Freunde mit der Behutſamkeit, welche ſein Zuſtand erforderte, zu eröffnen, daß ich Helminen als völlig frei betrachte, ja, daß ich hoffe, ſie dereinſt mit ihm, den ſie mehr und früher geliebt als mich, in einer glücklichen Ehe verbunden zu ſehen. Dieſe Erklärung, die mir unvermeidlich und hinlänglich vorbereitet ſchien,

machte gleichwol einen außerordentlichen Eindruck auf Eduards Gemüth. Er gab keine Antwort, aber sein Schweigen war beredter, als Worte es seyn konnten. Mit Ungeduld verlangte er nun, daß die chirurgische Operation beschleunigt werde, welcher er sich unterziehen mußte. Der Arzt zögerte damit; endlich ging sie, und zwar über alle Erwartung glücklich, von Statten. Schon am zweiten Tage versicherten die Aerzte, daß für das Leben des Rittmeisters unmittelbar nichts mehr zu fürchten, seine gänzliche Herstellung aber nur von der Zeit und der sorgsamsten Pflege zu erwarten sey.

Eine unruhige Sehnsucht schien sich meines Freundes zu bemächtigen, als er sich dem erwarteten Tode entrückt sah. Ohne Helminens Namen zu nennen, deutete sein ganzes Wesen an, daß er nur mit ihr beschäftigt war. Mein Gleichmuth überzeugte ihn, daß es mein Ernst sey, seinen Wünschen kein Hinderniß in den Weg zu legen. Das alte Vertrauen unserer Jugendjahre kehrte zurück; wir verständigten uns nach und nach vollkommen. Eduard verbarg mir nicht länger, daß, da der Zustand seiner Gesundheit ihn nöthige, seinen Abschied zu neh-

men, er Willens sey, sich dem Verlangen seines Vaters auch in Bezug auf eine Heirath zu fügen. Als ich mich endlich von ihm trennte, um nach W — r zurückzukehren, und er mich bat, »den armen Invaliden« der Oberstin und ihrer Tochter zu empfehlen, drückte ich ihm lächelnd die Hand, und übernahm so stillschweigend den Auftrag, bei meiner Verlobten den Brautwerber für ihn zu machen.

Helmine und Eduard leben lange nicht mehr. Sie waren so glücklich und so unglücklich, als leidenschaftliche Liebe die Menschen machen kann. Nach einigen Jahren der erfreulichsten Eintracht störten Launen und Mißverständnisse ihre eheliche Glückseligkeit; endlich stürzte ein Fehltritt, mit seinen tragischen Folgen, Beide schnell nach einander in ein frühes Grab.

So lange ich meinen Freund für glücklich hielt, dachte ich noch einige Mal daran, seinem Beispiele zu folgen. Nach seinem und Helminens Tode täuschte ich mich selbst nicht mehr über die Ursachen, welche mir die Wahl einer Braut so sehr erschwerten. Es war immer

das zu viel oder zu wenig in den Eigenschaften der jungen Damen, und in meiner Empfindung für sie, was mich abhielt, mich für eine von ihnen zu bestimmen. Die, welche mir am meisten gefielen, fürchtete ich; bei welchen ich nichts von dieser Furcht empfand, denen mangelte auch der Reiz, der mich an sie hätte fesseln können. So kam ich allmälig in den Ruf eines Hagestolzen, und ward es endlich, aus Neigung nicht weniger als aus Grundsätzen. Mein Oheim scheint dieses Resultat meiner langen Unentschlossenheit vorausgesehen zu haben, denn als er, kurze Zeit nach der Vereitelung meines letzten Heirathsprojektes starb, fand sich ein Zusatzartikel in seinem Testamente, wodurch er den größten Theil seines Vermögens zu einer Stiftung für Waisenkinder bestimmt, und sonach für die Erhaltung des Familiennamens auf einem anderen Wege gesorgt hatte.

III.

Dialogen und Charakterſkizzen

von

Thomas West.

(1807.)

Die Karthause, oder die Neuerungen.

Eine dialogische Unterhaltung.

Westwärts von Wien, in einer Entfernung von ungefähr zehn Meilen, liegt an den Ufern der Donau die Karthause A — ch, aus deren Mauern im Jahre 1782 ihre letzten frommen Einwohner hinweg zogen, nachdem die Stiftung durch beinahe vier Jahrhunderte bestanden hatte.

Die Umgebung ist reich an malerischen Gegenständen und Ansichten; aber dem Ganzen fehlt der Ausdruck von Größe und schauerlicher Abgeschiedenheit, welcher die Anlagen dieses Ordens sonst so auffallend macht. Das Land herum ist ziemlich fleißig gebaut, der Boden von mittelmäßiger Güte. Man sieht wenig neue Häuser, aber die älteren sind von fester Bauart, geräumig, und nicht ohne Zierlichkeit. Nach allen Anzeichen zu schließen, sind einige Zweige der

Emſigkeit, die vordem hier geblühet, in Abnahme gerathen. Keine anderen ſind an ihre Stelle gekommen.

Da die Karthauſe von der Hauptſtraße abgelegen iſt, und das benachbarte Mölk die Aufmerkſamkeit mehr anzieht, ſo geſchieht es ſelten, daß der Ort von neugierigen Reiſenden beſucht wird; eine der Streifereien, die ich in unſern ſchönen Herbſtmonaten durch die Provinz zu machen gewohnt bin, führte mich jedoch auch in dieſe Gegend. Ich hatte Urſache, mit dem Zufalle zufrieden zu ſeyn, denn er verſchaffte mir eine Bekanntſchaft, die eine der vorzüglichen Annehmlichkeiten meines Lebens geworden iſt.

Der Freiherr von Sorben lebt ſeit mehreren Jahren auf dieſem einſamen Wohnſitze, wo ihm die mannigfaltigen Arbeiten des Landbaues, und die Erziehung ſeiner Kinder und Enkel, eine eben ſo abwechſelnde als nützliche Beſchäftigung gewähren. Herr von Sorben iſt früher, als es gewöhnlich geſchieht, aus dem öffentlichen Leben zurückgetreten. Zum Erſatze dafür hat er dem Staate zwei Söhne gegeben, wovon der ältere in der Armee, der jüngere in einem bürgerlichen

Amte dienet. Seine Tochter ist an einen unserer ersten Banquiers verheirathet, dessen gastfreies Haus, durch den Geist und die Liebenswürdigkeit, womit Elisa von Norberg demselben vorsteht, einer der anziehendsten Vereinigungspunkte der guten Gesellschaft geworden ist.

Das Augenmerk des Freiherrn ist gegenwärtig vornehmlich auf die Bildung eines seiner Enkel gerichtet: eines ungemein liebenswürdigen Knaben, dessen Erziehung ihm sein Sohn, der Major, mit einer wahrhaft edlen Entschlossenheit überlassen hat. Da dem Major sein Stand keinen bleibenden Aufenthalt gestattet, und die Aufmerksamkeit, welche die Erziehung der Kinder erfordert, durch seine Berufsgeschäfte häufig unterbrochen wird, so hat er geglaubt, auf das Vergnügen, das er in dem Umgange seines älteren Knaben fand, Verzicht thun zu müssen, und denselben ganz der Aufsicht und Gewalt seines trefflichen Vaters übergeben.

Als ich vor etwa dritthalb Jahren zum ersten Male in den Hof des Hauptgebäudes trat, wo ich den Freiherrn im Gespräche mit einem seiner Knechte fand, war mir, außer seinem Namen, wenig von ihm bekannt. Ich glaubte einen

Landmann von heiterer, übrigens nicht ungewöhnlicher Art in ihm zu sehen. Er grüßte mich, ohne sein Gespräch zu unterbrechen, und machte einige Anordnungen, die ihm eben beizufallen schienen. Nach einiger Zeit wandte er sich zu mir.

»Es gehört zu den Vorrechten des Alters,« sagte er, »weniger Umstände mit dem Menschen zu machen. Ich nehme mir die Freiheit, die paar Jahre, die mir noch übrig sind, nach meiner Laune einzurichten, nachdem ich mich ziemlich lange in die Laune Anderer gefügt habe. Es ist immer Raum in meinem Hause für einen Gast. Meine Leute sind angewiesen, Jedermann aufzunehmen, der ein rechtliches Aussehen hat. Sie finden ein reinliches Zimmer, und ein Couvert für sich, im Hause einige Bücher und ein paar Instrumente, hier meinen großen Garten, rund herum herrliche Spaziergänge und, sind Sie ein Weidmann, auch ein wenig Jagd. Meine Beschäftigungen und die Lebensweise, an die ich mit meinem Enkel gewohnt bin, erlauben mir selten, meine Zeit mit meinen Gästen zu theilen. Schickt es sich zuweilen, so lasse ich um ihre Gesellschaft bitten. Auf solche Weise ist

es mir möglich, Gastfreundschaft auszuüben, ohne daß sie mir oder dem, der mein Haus besucht, lästig wird.«

Ich glaubte dem Freiherrn einige Artigkeiten über seine Denkungsart sagen zu müssen. Er erwiederte sie mit einem Lächeln, dem einige scharfe Blicke, welche er auf mich fallen ließ, etwas von seiner Freundlichkeit benahmen. Man sollte nie, auch nicht bei Fremden, Höflichkeits halber seinem Charakter Gewalt anthun. Ich bin selbst kein Freund von Komplimenten, doch geschieht es mir manchmal, daß ich dergleichen mache, wo sie übel angewendet sind.

Da der Baron Miene machte, in den Garten zu treten, dessen Eingang vor uns offen stand, so sagte ich, daß ich so frei seyn würde, mich darin umzusehen. Ich bin selbst ein wenig Gärtner, und die Botanik hat sonst zu meinen Liebhabereien gehört. Einige Fragen, die ich that, schienen dem alten Herrn nicht zu mißfallen. Er zeigte mir verschiedene Beete und Felder mit wirthschaftlichen Pflanzen, deren Anbau in unseren Gegenden nicht gewöhnlich ist. — »Ich lege nicht mehr Werth auf diese Versuche,« sagte er, »als sie ungefähr haben. Die großen

Gegenstände des Feldbaues, die unserem Klima und unseren Bedürfnissen angemessen sind, scheinen keinen beträchtlichen Zuwachs erlangen zu können. Es gibt keinen Zweig der Landwirthschaft, die unsere Vorältern betrieben haben, welcher nicht vieler Verbesserungen fähig wäre: aber ich zweifle, ob man einen neuen mit Erfolg einführen könne. Das Projektmachen hat hundert Nachtheile; der größte ist, daß man das Gute darüber vergißt, oder vernachlässigt, welches schon da, und durch die Erfahrung bewährt ist. Indessen halte ich es einem denkenden Landwirthe für anständig, einige Zeit und Kosten Versuchen zu widmen, die etwas Nützliches versprechen, und die Wahrscheinlichkeit nicht gegen sich haben. Denn wenn es thöricht ist, von dem Alten abzuweichen, ehe man etwas Besseres dafür hat, so ist es nicht weniger unvernünftig, sich dem Neuen zu widersetzen, aus keiner anderen Ursache, als weil man es noch nicht kennt.«

Wir waren inzwischen auf eine Anhöhe des Gartens gekommen, von welcher es möglich war, denselben in seiner ganzen Ausbreitung zu übersehen. Ich erstaunte über den Umfang, noch mehr aber über die seltsame Zusammensetzung

dieſer weitläufigen Anlagen. Auf den erſten Anblick ſchien das Ganze das Werk einer grillenhaften Erfindungskraft zu ſeyn, ohne Geſchmack und Uebereinſtimmung, wo das Nützliche überall geſucht, aber nicht immer erreicht worden. Es war weniger ein Garten, als ein wunderlich geordneter Haufen kleiner Feld- und Fruchtſtücke, Hütten, Scheunen und Wohnhäuschen, die der Zufall vereinigt zu haben ſchien. Dem Freiherrn entging der Eindruck nicht, den dieſe ſonderbare Anſicht in mir hervorbrachte.

»Wenn wir noch etwa dreißig Schritte vorwärts gehen,« ſagte er, »ſo werden Sie einen Standpunkt finden, woraus ſich der Zuſammenhang dieſer Anlagen richtiger beurtheilen läßt. Sie ſind, wie Sie ſehen, nicht aus meinem Kopfe, ja überall nicht aus Einem Geiſte und Entwurfe entſtanden. Was in jenen alten Zeiten zwanzig Mönchsköpfe gut oder übel ausgeſonnen, und was hundert von ihren Nachfolgern an den erſten Ideen verſchönert oder verbildet haben, ſuchte ich in ein nutzbares Ganze zu vereinigen. Hier iſt kein Plan, aber auch nichts Zweckloſes; denn Sie finden nichts, woraus ich keinen Vortheil zöge, und was, wenn

Sie es jetzt wegnehmen, nicht sogar einen Uebelstand in meiner Gartenwirthschaft machte.«

Ich nannte einige große Gärten, die ich gesehen hätte, und über deren Vorzüge und Mängel ich mir einige Bemerkungen erlaubte.

»Die Schönheit eines englischen Gartens,« antwortete Herr von Sorben, »hat ohne Zweifel ihr eigenes Interesse. Ich bin vielleicht zu sehr Oekonom und Hausvater, als daß ich den rechten Sinn dafür haben könnte. Das Nutzbare — ich meine das Nutzbare von einem gewissen Belang und Werthe — sollte, nach meinem Gefühl, nicht der Gegenstand einer müßig spielenden Einbildungskraft seyn. Claude's Kunst entzückt mich. Mit ein wenig Oel und Farbe eine Welt für das Auge zu schaffen, die selbst vollkommener als die Natur erscheint, dünkt mich eines großen Geistes würdig, und das Vergnügen, das mir sein Werk einflößt, ist ganz rein. Aber ein Künstler, der zwanzig Morgen Landes und beinahe eben so viele Jahre nöthig hat, um ein Landschaftsgemälde hervor zu bringen, das, mit der Natur verglichen, doch nur eine Spielerei ist, kommt mir, aufrichtig gesagt, wie ein Stümper vor, der sich an seinem Stoffe

vergriffen hat, und deſſen nicht mächtig werden kann.«

Wenn das ein Paradox iſt, ſagte ich bei mir ſelbſt, ſo iſt wenigſtens individuelle Wahrheit darin.

Von dem Geſichtspunkte, worauf wir indeſſen angelangt waren, ſtellte ſich die ökonomiſche Gartenanlage des Herrn von Sorben wirklich in einer weniger unmaleriſchen Anſicht dar; und da ich nun den Zweck und Urſprung manches Theiles erfuhr, fing auch die Idee des Ganzen an, mir deutlicher und gefälliger zu werden. Ich glaubte jedoch einige Bemerkungen, auf Koſten der Vorfahren des Barons, nicht unterdrücken zu dürfen; denn es ſchien auffallend, daß alles Gute, was ich ſah, von ihm, alles Schlechte und Geſchmackloſe hingegen von den Mönchen herrührte, denen er nachgefolgt war.

Der Alte behielt ſeinen ſtillen Ernſt. Er machte mich, von unſerem Standpunkte aus, auf das abwechſelnde Gemälde von Hügeln, Feldern, Wieſengründen und Baumpflanzungen aufmerkſam, die ſich rings um den Garten zogen, und die, wie er ſagte, urſprünglich durchgehends Anlagen der ehrlichen Karthäuſer wä-

ren, welche er bloß erhalten und hin und wieder verbessert hätte. »Es ist,« fuhr er fort, »weniger der Karthäuser, als meine Schuld, daß Manches, was man hier sieht, mit dem Uebrigen nicht zusammenstimmt. Ich bin, als Landbauer betrachtet, ein gewaltiger Mann und eine Art von Eroberer, unter dessen Herrschaft der Gedanke und das Eigenthum Vieler zusammengedrängt worden. Das Meiste erscheint anders und zweckmäßiger, wenn man es sich als den Gesammtbesitz einer, nach besonderen Regeln bei einander wohnenden, Gemeinheit vorstellt.«

»Welche Gemeinde,« rief ich aus, »und welche Regeln!«

»Ich gebe zu,« antwortete der Baron, »daß die Herren von der Karthause Manches hätten einfacher und schicklicher einrichten können. Der Orden, von dem diese Anlagen herrühren, hat überhaupt weniger Einsicht und Klarheit in seinen Pflanzungen, als sich in den Besitzungen einiger älteren Klöster zeigt. Man sieht, die beste Zeit für die Anbauer der neueren Welt war bereits vorbei, da dieser Orden sich auszubreiten anfing. Der Boden, der schon größten Theils urbar geworden, bedurfte weniger seiner, als er

des Bodens. Es ging diesen Klosterleuten mit dem Anbaue des Landes, wie mit ihren Statuten; ihre Einrichtungen sind schon voll Künsteleien, und anstatt mit den Zeiten vorwärts zu gehen, wie es die früheren Verbesserer des Mönchthums gethan hatten, wären die Urheber dieser Verbindung gern zu der ersten Einfalt ihrer Institute zurückgekehrt. — Man ist aber sicher," setzte der Freiherr, den meine zunehmende Aufmerksamkeit gesprächiger zu machen schien, hinzu, »etwas Unnützes zu thun, oder vielmehr gar Nichts, so oft man das Veraltete herzustellen unternimmt, aus dem weisen Grunde, weil es in Umständen gut war, die lange nicht mehr sind."

Ich unterrichtete mich nun näher von den Veränderungen, welche Herr von Sorben auf seinem Gute getroffen hat. Sie sind nicht auffallend, und scheinen durchgehends mit geringen Kosten gemacht zu seyn. Bei genauerer Kenntniß verräth sich jedoch bald ein mit großem Verstande ausgeführter Plan, nach welchem kaum eine Scholle Erde, ein Baum oder eine Hecke ungenutzt geblieben, und wodurch ein, in seinem ersten Entwurfe mangelhafter, ja wider-

sinniger Anbau, zu einem überaus fruchtbaren Ganzen umgestaltet worden. Ich konnte mich nicht enthalten, dem Baron meine aufrichtige Bewunderung und mein Vergnügen über den Erfolg zu bezeugen, den so seltene Bemühungen gehabt haben.

»Wenn es mir gelungen ist,« sagte der Baron, »mit geringem Aufwande einen nicht unbedeutenden Zweck zu erreichen, so habe ich dieß keiner anderen Ursache zuzuschreiben, als der Achtung, welche ich stets für das Alterthum empfand, und dem Mißtrauen, das ich in meine eigenen Einsichten zu setzen pflege. Die Mühe, die ich mir gab, die mögliche Absicht der ersten Pflanzer zu errathen, ist mir reichlich vergolten worden. In der That, es ist selten eine Lage so verworren und verzweifelt, daß sich mit einiger Geduld und Scharfsicht nicht Mittel finden ließen, das, was in der Hauptsache schon da war, zu erhalten, zu ergänzen und besser einzurichten. Und das ist am Ende doch meist klüger, als Alles in Haufen wegzuwerfen, und eine schwierige Sache ganz von vornen anzufangen. Die Herren von der Karthause bauten etwas wunderlich, aber sie hatten doch auch ihren Sinn.

Hätte ich auf ihrem Grund und Boden gewirthschaftet, wie es mancher Andere an meiner Stelle gethan haben würde, so ſetzten wir uns jetzt nicht in den Schatten, und meine Scheunen und Keller wären leer.«

»Ich leugne übrigens nicht,« fuhr der Alte fort, »daß es mich einiges Nachdenken gekoſtet hat, in eine übel verbundene Maſſe Licht und Zuſammenhang zu bringen. Dieß zu bewirken, war wenigſtens mein Wunſch. In allen Dingen kommt auf den erſten Eindruck und auf das Ausſehen mehr an, als man gewöhnlich glaubt. Ich möchte, daß es einem verſtändigen Manne, der etwa nach mir dieſe Beſitzungen erwirbt, leichter würde, die Gründe meiner Anlagen einzuſehen, als es mir geworden iſt, die launenhafte Anordnung meiner Vorfahren zu enträthſeln. — Aber der Himmel weiß,« ſetzte er mit einem etwas verdüſterten Blicke hinzu, »welches Ereigniß bevorſteht, oder welcher rohe, übermüthige Menſch, vielleicht ehe ich's für möglich hielt, in dieſe Gegend geräth, um Alles in wenig Wochen zu zerſtören, was ich und die guten Karthäuſer in vielen Jahren, mit ſtillem Sinn und reger Sorgfalt gebaut haben.«

Die Reden des Alten, seine Gestalt, die lebhafte und sinnreiche Art seines Vortrages erhöhten den Antheil ungemein, den die musterhafte Ordnung und Reinlichkeit des Hauses, bei dem ersten Eintritte, in mir erregt hatten. Ich war begierig, die Familie eines Mannes kennen zu lernen, der sich so edel ausdrückte, und nach so vortrefflichen Grundsätzen zu handeln schien. Welch ein Hausvater, dachte ich, wenn diese Milde und diese Kraft sich in einem Geschäfte offenbart, wie die Erziehung der Kinder ist! — Ich nahm Abschied, mit der Bitte, den Freiherrn auf meiner Rückreise wieder besuchen zu dürfen, und ich hatte die Genugthuung, zu sehen, daß er mich ungern auf einige Tage entließ.

Als ich zurück kam, hatte ich das Glück, um meinen alten Baron seine Kinder und Enkel versammelt zu finden, die Frau von Norberg und deren Familie ausgenommen. Seine beiden Söhne, August und Ferdinand, nebst der Frau und den Kindern des ersteren, waren gegenwärtig. Meine Ankunft schien die Erschei-

nung eines alten Bekannten zu seyn. Ich erinnerte mich, den Major und dessen Gemahlin ein paar Mal in Gesellschaft gesehen zu haben, und beide waren so gütig, mich als einen Freund zu empfangen. Amalie — so heißt die Majorin — wird zu den Schönheiten des Mittelstandes gezählt; sie ist ein lebhaftes, unbefangenes, beinahe noch mädchenhaftes Geschöpf, und man möchte sie nur für die ältere Schwester ihrer drei liebenswürdigen Kinder halten.

Der Major von Sorben ist ein Mann von eben so festem als gemäßigten Charakter. Er wählte seinen Stand in früher Jugend aus Grundsätzen, ohne Absichten des Ehrgeizes und ohne Neigung für die Lebensart eines Soldaten. Sein Vater hatte ihn, seiner stillen Gemüthsart wegen, zu einem bürgerlichen Amte bestimmt, und sich sogar eine Zeitlang dem unerwarteten Entschlusse des Jünglings widersetzt. Aber August bestand auf der einfachen Erklärung, daß er seinem Vaterlande auf diesem Wege dienen zu müssen glaube. In den ersten Jahren des Revolutionskrieges, wo die Meinungen über die Ursachen und den wahrscheinlichen Ausgang dieser großen Begebenheit noch

sehr getheilt waren, ergriff der junge Mann die Partei der alten Verfassungen. Ohne die leidenschaftlichen Ansichten vieler Zeitgenossen zu theilen, blieb er dem Grundsatze getreu, daß man Alles daran setzen müsse, die inneren und äußeren, durch Zeit und Herkommen geheiligten Verhältnisse der Staaten aufrecht zu erhalten, auf welchen, seiner Ueberzeugung nach, die Kultur und die Wohlfahrt des menschlichen Geschlechtes beruhen.

Sein Bruder Ferdinand neigt sich hingegen zu der Meinung derjenigen, welche von der inneren Bewegung der Völker eine neue, bessere Ordnung der Dinge erwarten. Indem er das Unrecht, ja die Frevelhaftigkeit, der gewaltsamen Schritte eingesteht, wodurch die alte Verfassung von Europa gestört wurde, behauptet er doch, daß eine Veränderung unvermeidlich war, und erklärt die Versuche, die ehemaligen Einrichtungen in ihrem ganzen Umfange wieder herzustellen, für unausführbar und schädlich. Der Autorität vergangener Zeiten stellt er gern noch ältere Zeitalter entgegen, und den Beispielen der Geschichte die Ideen großer Geister, durch welche die Begebenheiten erst ihre Rich-

tung erhalten. — Ferdinand ſcheint im Beſitze zu ſeyn, die Unterhaltung der Geſellſchaft durch ſeinen Witz, und nicht ſelten durch einen faſt muthwilligen, aber immer geiſtreichen Widerſpruch zu beleben. Die große Achtung, welche der junge Mann für ſeinen Vater zu erkennen gibt, hindert ihn nicht, häufig von deſſen Meinungen abzuweichen, und ſie, mit eben ſo viel Beredſamkeit als Anſtand, ſelbſt zu beſtreiten. Nichts in dieſem Hauſe verräth die platte Familien-Aehnlichkeit, welche der enge Kopf oder der Eigendünkel des Hausherrn den Geſichtern und Manieren der Seinigen ſo oft aufdrückt. Der Grundſatz des Freiherrn in der Kinderzucht iſt: die natürliche Anlage wirken zu laſſen, und den inneren Trieb bloß auf das Gute und Nützliche zu leiten. Seine Söhne, ſeine bewunderte Tochter, ſeine Enkel ſind lauter ſelbſtſtändige, freie, aus ſich ſelbſt entwickelte Weſen, an denen die Bildung nichts verzogen und nichts vernachläſſigt hat. Ich ſah bald, wie richtig ich geurtheilt hatte, als ich ſchloß, daß ein Mann, der mit ſo vieler Seele bauet, einen nicht minder edlen Geiſt in der Erziehung zeigen werde. Es iſt eine Freude, einen ſchönen Charakter

zu beobachten, der einem Hauswesen vorsteht.

Die Gesellschaft machte einen Spaziergang durch den Garten. Es war Abend, als wir auf der äußersten Höhe desselben angekommen waren, die sich hier gegen die innere Seite des Thales herabsenkt. Der Freiherr setzte sich auf eine einzeln stehende Bank, Amalie neben ihn, mit ihrem Töchterchen am Arme. Ihr älterer Sohn, ein stiller, sinniger Knabe, lehnte sich an seinen Großvater, den er mit kindlicher Anhänglichkeit liebt. Der kleinere hüpfte leicht und fröhlich an einer etwas entfernten Hecke herum. Wir Männer lagerten uns auf den Grasboden, neben dem Sitze des Barons. Es ward stille. Uns gegenüber schien der Thurm der Karthause sich aus der Tiefe zu heben, in den letzten Strahlen der Sonne glänzend. Ein unendlicher Friede war über die Landschaft ausgebreitet. Bei einem solchen Schauspiele spricht man nicht. Die Natur hat Augenblicke, wie die Liebe, wo sie uns gleichsam beschleicht und überwältigt, und das Entzücken vereinigter Herzen keine Worte findet.

»Ich vermisse noch immer etwas in dieser Scene,« sagte der alte Freiherr nach einem län-

geren Schweigen: »Es ſind die Glocken. Eine Abendlandſchaft kann des Geläutes nicht wohl entbehren, um ſprechend zu werden. Ich vergeſſe mich ſonſt zuweilen, und merke kaum, daß ſie nicht bloß gemalt iſt.«

»Ah, meine Nachtigallen!« rief Amalie.

»Ich ziehe das Glockenſpiel einer heimkehrenden Heerde vor,« ſagte Ferdinand. »Wer den Kuhreihen in den Alpen gehört hat, auf den kann das Geläute einer Dorfkirche nur einen ſchwachen Eindruck machen.«

»Das ſind ſchöne Töne, ſanft oder erweckend,« erwiederte der Alte, »es iſt eine Muſik für Herz und Sinne. Die Glocke vom Kirchthurm tönt erhaben. Es iſt wie ein Laut aus einer andern Welt, um den ſich die Geiſter verſammeln. Vielleicht, daß meine Jahre, und die Erwartung der Zukunft, der ich entgegen ſehe, mich empfänglicher für dieſe Töne machen.«

Indem er dieſes ſprach, ſchien wirklich ein Ausdruck höherer Art auf dem Geſichte des ehrwürdigen Mannes zu ſchweben. Ferdinand neigte ſein Haupt gerührt und ernſthaft, ohne zu antworten.

»Ueberhaupt aber,« fuhr der Freiherr nach

einer Pause fort, »verlieren wir viel an dem Genusse des Landlebens, wenn die Zeichen der Andacht seltener werden. Es ist nicht zu sagen, wie unbelebt, und zum Theil wie verwildert die umliegende Gegend geworden, seitdem das Chor auf der Karthause schweigt, und die Kirche verschlossen ist. Nicht bloß das Gewerbe stockt, auch die Geselligkeit hat abgenommen. Ich thue, was ich kann, diesen Mangel in meinem Gebiete zu ersetzen, aber man sieht es den Leuten noch immer an, daß ihr Gutsherr ein halber Heide ist.«

Sie würden also rathen, sagte ich, dergleichen Stiftungen wieder einzurichten, oder doch die, welche noch bestehen, nicht eingehen zu lassen?

»Das Letztere vielleicht, das Erste niemals. Wo einmal ein Anfang gemacht, und der gemeine Mann in seiner hergebrachten Denkart irre geworden ist, wird es nicht leicht seyn, zu bestimmen, wie weit man fortschreiten, oder wo man stehen bleiben soll. Nur lasse man sich nicht einfallen, rückwärts zu gehen! Ich bin ein Feind von Neuerungen, aber von allen. Es gibt umgekehrte Neuerungen, und das sind die schlimmsten.«

Ferdinand bemerkte, wie ſchwankend und unbeſtimmt der Ausdruck Neuerungen noch häufig ſey. »Wie kommt es,« fragte er, »daß hauptſächlich nur in Staat und Kirche über dergleichen geklagt wird? In den Wiſſenſchaften, Künſten und Gewerben iſt viel Neues, aber man hört ſelten von Neuerern, in der Sprache etwa ausgenommen. Die Moden haben gar keine Neuerungen, obwol Alles an ihnen neu iſt.«

Amalie wandte ſich mit einiger Lebhaftigkeit zu ihrem Schwager, der jetzt ihren jüngſten Knaben auf dem Schooße hielt. »Mich däucht,« ſagte ſie, »ich verſtehe, was Ferdinand meint. Er legt immer die halbe Antwort in ſeine Fragen.«

»Das wäre nicht gut,« bemerkte der Baron, »denn es wäre ein Zeichen, daß es nur halbe Fragen ſind.«

»Es muß Jemand ſeyn,« fuhr Amalie fort, dem daran liegt, das Neue zu verrufen, damit von Neuerungen die Rede ſey. Ich kann mir Moden denken, welche die Hälfte meines Geſchlechtes für entſetzliche Neuerungen anſehen würde, wenn ſie aufkommen ſollten.«

»Meine Frau iſt meiſt einig mit Ferdinan=

den,« sagte der Major lächelnd, »wenn ihn der Witz etwas zu behaupten verleitet, was schwer zu vertheidigen ist. Man glaubt doch immer etwas Gewaltsames und Unzeitiges mit dem Worte Neuerung auszudrücken. Veränderungen, die aus der Natur der Sache entstehen, und daher weder unvorbereitet noch unerwartet sind, werden nie so genannt. Alle Neuerer haben den Charakter der Willkür und Eigenmächtigkeit. Es ist aber natürlich, daß in wichtigen Dingen gegen muthwillige Veränderungen sich ein Widerstand erzeugt, und daß die Versuche dieser Art, von der Partei die sich zum Alten hält, mit gehässigen Namen belegt werden.«

»Vielmehr,« erwiederte Ferdinand, »scheint es das Willkürliche in unseren Einrichtungen zu seyn, worauf hier der meiste Unterschied beruht. Wo nur irgend etwas Nothwendiges und Vernunftmäßiges in den Dingen ist, da machen sich die Verbesserungen gleichsam von selbst, und das Neue erscheint ohne Lärm und Widerspruch. Verfassungen, Künste, Wissenschaften, alle menschlichen Anstalten und Beschäftigungsarten sind darin in gleichem Fall. Die Mathematik, die gegründetste unserer Erkenntnisse, hat nur Erwei-

terungen zu erwarten; die bloße Idee von Neuerung ist hier lächerlich, aber auch die eines Stillstandes. Hingegen sind die Wissenschaften, die ganz in die Luft bauen, und in denen man wenig mehr als Worte hat, voll Neuerungen und Ketzereien, ohne jemals einen Schritt weiter zu thun.«

»Es ist etwas Wahres in dieser Bemerkung,« sagte der Alte; »aber ich sehe nicht, was Du für Deine Hauptfrage daraus schließen willst.«

»Es scheint also,« fuhr Ferdinand, gegen seinen Vater gewendet, fort, »daß es zuerst unser Stolz und dann unser Eigennutz ist, was dem Begriffe von Neuerung seinen Sinn und seine Gehässigkeit mittheilt. Die Menschen sind so eitel und eigensinnig, daß sie Alles eher umkehren und einstürzen lassen, als das, was sie selbst festgesetzt haben. Ja, man möchte behaupten, daß, je gleichgültiger und willkürlicher eine Veranstaltung ist, desto mehr Hartnäckigkeit angewendet werden wird, sie aufrecht zu erhalten. Die Mode, dieses wesenlose Ding, an dem Alles konventionell und beliebig ist, scheint allein von dieser Regel abzuweichen. Im Grunde aber ist es nur eine Satzung mehr, worauf in

diesen Tändeleien der Sinnlichkeit und die Laune sehr strenge gehalten wird, nämlich die: überall gar nichts bestehen zu lassen, und ewig Alles abzuändern, nur die Veränderlichkeit nicht.«

»Das ist ganz artig mit Worten gespielt, lieber Ferdinand,« antwortete sein Vater; »und in einer scherzhaften Synonymik würde sich so ein Artikel über die Neuerungen nicht übel ausnehmen. Ich denke jedoch, wir wissen ziemlich Alle, daß Kopernikus, Galiläi und Harley keine Neuerer waren, obwol sie von den dunkeln Köpfen ihrer Zeit dafür mögen ausgeschrieen worden seyn, und daß die Buchdruckerkunst keine Ketzerei ist, wenn der Erfinder derselben in gewissen Umständen auch dem Scheiterhaufen oder dem Pfahle kaum entgangen seyn sollte. Du so wenig, als sonst Jemand, der uns hört, ist darüber zweifelhaft, was ich unter den Neuerungen verstehe, gegen welche ich mich erklärt habe. Gerade die Einrichtungen, die, wie Du es ausdrückst, durch die Willkür festgesetzt sind, können nicht sorgfältig und strenge genug bewahrt werden, denn sie bestehen nur so lange und in so ferne, als über ihnen gehalten wird. Die Natur und der menschliche Geist, wie er sich in den

Erfindungen zeigt, haben ihre Gesetze und deren Gewährleistung in sich selbst. Die Sitten und die Verfassungen, die darauf gegründet sind, finden ihre Sicherheit in dem beharrlichen Willen allein. Die Tugend selbst hat keine andere Garantie. Ist das aber willkürlich oder gleichgültig, ist es nicht vielmehr das eigentlich Nothwendige in der moralischen Welt, ohne welches Alles zusammen fallen würde, was es Theures und Wichtiges für die Menschen gibt?«

»Ich fürchte nicht,« sagte Ferdinand, »daß mein Vater, in dessen Leben und Wandel ich eine Abbildung der Tugend erblicken würde, wenn ich sie nicht in meiner eigenen Brust erkennte, — ich fürchte nicht,« sagte er, »daß mein Vater den Verdacht auf mich laden werde, ich zweifle an der Sittlichkeit, ich wolle der Religion ihre Würde, oder dem Staate die Grundfesten entziehen, auf denen das Recht und die Wohlfahrt des menschlichen Geschlechtes beruhen. Aber ich sehe das Höchste und Heiligste unter den Menschen, durch Uebertreibung, Schwärmerei und Mißbräuche verunstaltet. Beinahe überall, wo alte Systeme und Verfassungen lange be-

standen, ist das wirklich Gute, das sie hatten, verloren gegangen, und nur die leeren Formen mit den Gebrechen, die ihnen anhängen, sind stehen geblieben. Betrachten Sie die Geschichte und den Zustand des größten und dauerhaftesten Reiches, das die Welt bis jetzt kannte; durchwandern Sie das Land, dem Confucius oder ein größerer Geist im tiefsten Alterthum unveränderliche Meinungen, Gesetze und Sitten gegeben hat; sehen Sie China und dessen Einwohner, mein Vater, und sagen Sie mir, was durch die Beharrlichkeit gewonnen ist, womit Jahrtausende hindurch ein ungeheuerer Zusammenfluß werthloser Menschen unter dem Joche von Gebräuchen und Formen niedergehalten wird, die allen edleren Zwecken unserer Natur widerstreiten? — Keine selbstständige Kraft, keine würdige Gesinnung kann da entstehen; nicht bloß der Geist und die Seele, die Individualität selbst scheint diesen Menschenbildern zu mangeln.«

»Etwas, mein Sohn, könnte doch gewonnen seyn: die Ruhe und ein weniger leidender Zustand von Millionen empfindender und bedürftiger Wesen, die ohne den Zaum jener Verfassung und Sitten, gleich den Thieren der Wüste,

von Generation zu Generation, sich bekriegt und zerfleischt haben würden. Laß uns nicht vergessen, daß, wenn die Entwickelung der Vernunft der höchste Zweck der Natur ist, die Erhaltung des Geschlechtes ihr erster sey. — Dein Beispiel, Ferdinand, entfernt uns übrigens mehr von dem Gegenstande, dessen Untersuchung Du aufgeworfen hast, als es uns dessen Erörterung nahe bringt. Niemand leugnet, daß es Verfassungen gibt, deren ursprüngliche Verkehrtheit im Widerspruche mit den Zwecken der Menschheit ist, und denen selbst die Dauer, die ihre Urheber ihnen aufzuzwingen wußten, zum Vorwurfe gereicht. Man muß es sagen, und es hilft nicht, es, um der Schwachen willen, verheimlichen zu wollen: die Natur hat ihre Absichten, die nicht überall die unsrigen sind, und ihr Gesetz ist stärker, als unsere Verabredungen. In allen menschlichen Einrichtungen ist die Anlage zu ihrem Verfall, wenn auch Einigen das unglückliche Kunststück gelungen seyn sollte, den Keim aller Verbesserung in sich zu ersticken. Aber, mein Sohn, wir leben weder in Peking, noch in Sparta; und in den liberalen Verfassungen Europa's ist es nicht das Uebergewicht alter, stren-

ger Formen, dessen Druck wir zu fürchten haben: die Tendenz des Zeitalters, aus aller Form, und durch alle Schranken der Gewohnheit zu brechen, muß uns mit Furcht erfüllen. Was kann die Uebertreibung der Religiosität und Tugend für Besorgnisse erwecken, wo die Tugend selbst ein leerer Schall und das Gespötte der Menge geworden ist? Darf von Mißbräuchen im Staate die Rede seyn, wenn alle Staaten in ihren Grundfesten wanken, und das losgewordene Schwert die Rechte und die Wohlfahrt der Völker verschlingt?«

Nach einigem Besinnen erwiederte Ferdinand: »Ich wage es, mein Vater, auf diese ernsten Fragen: ja! zu antworten; denn jene Uebertreibung, jene Mißbräuche sind es, welche das trostlose Unglück, dessen Sie erwähnen, mittelbar oder unmittelbar über uns gebracht haben. Und das ist und wird überall geschehen, wo die Zeit der Verbesserung versäumt wird, und wo die Trägheit, oder ein falsches System die Mißbräuche, und die Ausartung ursprünglich wohlthätiger Einrichtungen, überhand nehmen läßt. Das Gute sollte erhalten, das Schlechte muß hinweg geräumt werden. Wo aber ist die Gränz-

linie zwiſchen dem, was gut und was böſe, was weſentlich und was zufällig, deſſen Erhaltung heilſam und deſſen Fortdauer verderblich iſt? Oder ſollen wir das Schädliche um ſich greifen laſſen, aus Furcht, etwas Nützliches damit auszurotten?«

»In der Theorie,« verſetzte der Alte, »iſt die Antwort auf Deine Fragen bald gegeben; in der Ausübung halte ich die Auflöſung derſelben für das größte Wageſtück, dem ſich ein Menſch unterziehen kann. So viel begreife ich, daß diejenigen weniger irren, welche, mit einer Art von religiöſer Scheu, ſelbſt die Gebrechen wichtiger, durch ihren Zweck und ihre Dauer ehrwürdiger Einrichtungen anzutaſten vermeiden, als die, welche, von einem Geiſte des Leichtſinnes und der Unruhe getrieben, an die Fundamente veralteter, den Menſchen unentbehrlicher Anſtalten, Hand legen, und durch die Verbeſſerungen, die ſie beabſichtigen, das Ganze der Gefahr eines jähen Einſturzes ausſetzen. Wir ſind in eine Zeit gekommen, wo Reformen unvermeidlich geworden zu ſeyn ſcheinen. Aber nicht ſowol die Nothwendigkeit der Reformen, als der wilde, unreife und ſchwache Geiſt des Reformators iſt

es, was ich fürchte. Die Anmaßlichkeit der mittelmäßigen Köpfe erfüllt mich mit Unwillen und Grauen, die, mit zufälliger Macht bekleidet, heute das Alte umkehren, morgen das Neue verwerfen, Fehler, die sie begangen haben, durch Machtstreiche auszulöschen glauben, immer irren, und über nichts zweifelhaft sind, am wenigsten aber über ihre Fähigkeit, das Schiff der öffentlichen Wohlfahrt durch die Klippen und Stürme der Zeiten zu führen.«

Ferdinand schwieg, mit mehr Ernst in seinem Gesichte, als ich vorher an ihm gesehen hatte. Sein Bruder machte die Bemerkung, daß, wenn es schwer sey, das rechte Maß in solchen Dingen zu finden, die Unentschlossenheit, die sich ganz leidend dabei verhält, doch auch nicht gebilligt werden könne. Er gebe zu, sagte er, daß die Unfähigkeit und das blinde Selbstvertrauen halbreifer Köpfe unendlich viel Böses in der Welt gestiftet haben. Aber er frage, ob Männer, welche die Erfahrung, oder ihr besserer Verstand, über die Gefahren der Zeit belehrt haben, nicht eben dadurch aufgefordert seyen, den öffentlichen Angelegenheiten ihren Rath und Beistand zu widmen?« — »Sie wissen, mein Va-

ter,« fuhr er fort, »daß ich mit den Gründen Ihrer Entfernung von den Geschäften nie ganz einverstanden war. Wenn ein Mann von Ihrem Geiste und Charakter sich dem öffentlichen Dienste entzieht, weil seine Bescheidenheit ihm nicht erlaubt, seine Kräfte den Umständen für angemessen zu halten, wer soll es wagen, an der Stelle zu bleiben, die seine Neigung oder das Bedürfniß des Staates ihm angewiesen hat? Die Angelegenheiten des Publikums müssen, gut oder schlecht, besorgt werden. Wo sich die Verständigen und Rechtschaffenen zurückziehen, fängt das Reich der Thorheit und der Nichtswürdigkeit an.«

»Ich würde sagen,« erwiederte der Alte, »daß mein Sohn August ein Schmeichler sey, wenn ich nicht wüßte, er denke zu gut von mir, um mich eitel machen zu wollen. Glücklicherweise ist der Posten, den ich verlassen habe, nicht von solcher Wichtigkeit, daß ein beträchtlicher Nachtheil für das gemeine Wesen daraus hätte entstehen können, gesetzt auch, er wäre nach mir von einem weniger brauchbaren Manne, als ich bin, eingenommen worden. Uebrigens bin ich überzeugt, daß, wenn es uns in irgend einer

Sache gestattet ist, unserem inneren Gefühle und Antriebe zu folgen, dieß in der Wahl und Behauptung unseres Berufes seyn müsse. Es ist ein Unterschied zwischen den Eigenschaften, die den guten Hausvater ausmachen, und den Talenten, welche die Geschäfte des Staates in außerordentlichen Zeitläufen erfordern. Daß ich diese Talente nicht besitze, bin ich mir bewußt. Vielleicht habe ich es nur einem Mangel meines Temperaments und derjenigen Unentschlossenheit, deren August erwähnte, zu danken, daß ich früher, als mancher Andere, auf den Geist und die gefährliche Tendenz des Zeitalters aufmerksam geworden bin. Einen Beobachter zu bilden, ist eine gewisse äußere Ruhe und Unthätigkeit nöthig: aber das Handeln auf einem öffentlichen Schauplatze erheischt eine Gegenwart und Entschiedenheit des Urtheils, und eine instinktmäßige Energie des Willens, welche die Natur, vielleicht zu meinem Glücke, mir versagt hat.«

»Indessen darf ich hoffen,« fuhr der Alte fort, »kein ganz unnützes Leben geführt zu haben. Es sind zwanzig Jahre und darüber, daß ich zu ahnen anfing, das Glück, welches ich

ſuche und meinen Kindern zu bereiten wünſche, könne nur in meinem Hauſe und in ihren eigenen Herzen gegründet werden. Die Begebenheiten, deren Zeugen wir waren, und deren Ausgang noch entfernt iſt, hat, allem Anſehen nach, keine menſchliche Macht und Klugheit abwenden können. Eine neue, vielleicht beſſere, Weltordnung ſcheint ſich zu geſtalten; was aber auch geſchehen mag, das dauerhafte Wohl der Generationen und Völker kann nur auf der feſten Grundlage der häuslichen und bürgerlichen Tugenden erbaut und geſichert werden. Meine Denkart und meinen Charakter dem Ernſte der Ereigniſſe anzupaſſen, und in meinen Kindern ſtarke Seelen zu bilden, die fähig wären, die Laſt derſelben zu ertragen, — das war die Aufgabe meines Lebens. Ob ſie glücklich aufgelöſt ſey, muß Euer eigenes Gemüth Euch ſagen, und« — ſetzte er hinzu, indem er ſeinen Enkel, der noch immer an ſeiner Seite ſtand, an ſich zog — »werden dieſe beantworten, wenn ich lange nicht mehr bin.«

Auguſt und Ferdinand waren von ihren Sitzen aufgeſprungen, um ſich ihrem edlen Vater zu nähern. Amalie ſchlang ihre Arme um ihn,

und küßte mit Innigkeit die ehrwürdige Hand des Alten. — Die Sonne war indeſſen untergegangen. Den Oſten umzog die aufſteigende Nacht; die nähern Gegenſtände fingen an, ihre Deutlichkeit zu verlieren, und der Thurm der Karthauſe ſchien in das ſtille Thal zu verſinken.

Der Alte ſtand auf. »Es fängt an, dunkel zu werden,« ſagte er; »ich bin eine Zeit her empfindlicher gegen die Kühle des Abends, als gut iſt.« — Er machte eine Bewegung, gegen das Haus zu gehen. Amalie hing ſich in ſeinen Arm; der kleine Wilhelm blieb an ſeiner rechten Hand. Auguſt und Ferdinand führten die zwei jüngeren Kinder. Ich folgte ihnen.

Als wir im Hauſe angekommen waren, trennte ſich die kleine Geſellſchaft. Amalie nahm die Kinder zu ſich; uns Männer führte der alte Freiherr in ſein Bibliothekzimmer, mit deſſen wohlgeordneter Einrichtung ich mich ſchon früher bekannt gemacht hatte. Die Bücherſammlung mochte aus ein paar tauſend Bänden beſtehen, denen man es anſah, daß ſie nach und

nach zum unmittelbaren Gebrauche angeschafft und vielfältig genützt worden. Auch hier war der Grundsatz des Hausherrn sichtbar, daß man in den meisten Fällen besser thue, das schon Vorhandene zu erhalten, nach Bedürfniß zu erweitern und allmälig zu ergänzen, als nach einem willkürlich ausgesonnenen Plane etwas ganz Neues herzustellen. Ein Theil der Bücher, welche die Sammlung enthielt, schrieb sich noch aus der Jugendzeit des Besitzers her, ein anderer aus seinem Geschäftsleben; den größten Theil hatte er nach und nach angekauft, seitdem er sich in die Einsamkeit zurückgezogen, und sich mit dem Unterrichte seiner Kinder und Enkel selbst zu beschäftigen angefangen. Der praktische Sinn des Freiherrn zeigte sich in der Auswahl der einzelnen Werke, wie in der Entstehung und allmäligen Vervollständigung des Ganzen. Das Fach der Geschichte, mit ihren verschiedenen Abtheilungen, war besonders reich besetzt; über Gesetzgebung, Politik und Moral vermißte ich keines der mir bekannten Hauptwerke. Die schöne Literatur schien dagegen mit einiger Strenge behandelt; außer den alten Klassikern fand ich nur die Engländer ziemlich zahlreich, und unter

dieſen ein paar vorzügliche Ausgaben von Shakſpeare. Die deutſchen Dichter nahmen verhältnißmäßig einen geringen Raum ein; einen neueren Autor als Göthe und Schiller, ſah ich nicht darunter.

Zwei Bände eines biographiſchen Werkes, das Leben der römiſchen Kaiſer enthaltend, lagen geöffnet auf dem Tiſche. Ich fand, daß es die Lebensbeſchreibungen des Kaiſers Julian und Joſephs des Zweiten waren, die aufgeſchlagen neben einander lagen, und bemerkte dieſes — wie ich vermuthete — nicht zufällige Zuſammentreffen. — »Ich habe mit meinem Enkel geſtern und heute die Geſchichte Julian's geleſen,« ſagte der Alte, »und denke morgen das Leben des deutſchen Kaiſers mit ihm durchzugehen. Dieſe Art von Parallelen zwiſchen den großen und denkwürdigen Männern der alten und der neuen Zeit ſcheint mir nützlich. Die hohen Bilder des Alterthums werden uns dadurch näher gerückt, und ein edler Charakter unſerer Zeit nimmt dagegen etwas von der antiken Würde der griechiſchen und römiſchen Helden an, mit denen wir ihn zugleich kennen lernen. Die Jugend kann nicht früh genug überzeugt werden, daß

die Geschichte der menschlichen Tugenden kein hochfliegender Roman ist.«

»Ist aber nicht jeder historische Charakter, der aus dem großen Gemälde eines Zeitalters herausgenommen und einzeln als Muster aufgestellt wird, gewissermaßen eine romanhafte Gestalt?« fragte Ferdinand. »Ein Mensch, auch der größte, ist wenig durch sich selbst, das Meiste durch das Glück und durch andere Menschen, diese seyen nun seine Freunde, Gehülfen, Gegner oder Nebenbuhler. Wer uns einen Mann und dessen Thaten außer dem Zusammenhange mit der allgemeinen Geschichte darstellen will, muß zur Dichtkunst seine Zuflucht nehmen, und seinen Helden nothwendig besser oder schlimmer machen, als er wirklich war.«

»Sie zweifeln also an dem Nutzen der Biographien überhaupt?« sagte ich.

»Keineswegs,« erwiederte Ferdinand; »für das Privatleben, besonders in gewöhnlichen, bürgerlichen Verhältnissen, kann eigentlich nur diese Gattung historischer Werke fruchtbare Vorbilder zur Nachfolge aufstellen. Ich wollte mit meiner Bemerkung bloß so viel sagen, daß die allgemeine Geschichte im Ganzen mehr Wahr-

heit enthalte, und also auch lehrreicher sey, als die besondere, oder vielmehr die individuelle.«

»Für den Staatsmann vielleicht,« sagte der Major, »für den Menschen gewiß nicht.«

»Auch für den Menschen,« fiel ihm Ferdinand in's Wort, »nur nicht in streng morclischer Hinsicht. Klugheit muß uns die wirkliche Welt lehren, Tugend die idealische. Und dieß eben ist das große Verdienst von Plutarch's Lebensbeschreibungen; ein Verdienst, worin nie ein anderer Schriftsteller ihm gleichgekommen ist. Seine biographischen Gemälde sind um so moralischer, je mehr sie sich über die gemeine historische Wahrheit erheben. Es ist die Idee, nicht das Beispiel des Guten, wodurch unser sittliches Gefühl eigentlich angeregt und geläutert wird.«

»Was den Plutarch in meinen Augen zu einem der moralischsten Schriftsteller macht,« sagte der alte Freiherr, »ist seine eigene sittliche Gesinnung, die, von Ueberspannung und Indolenz gleich weit entfernt, ihm stets das richtige Maß des Rechten und Pflichtmäßigen an die Hand gibt, und welche, indem sie uns ihn selbst als einen weisen und tugendhaften Mann ken-

nen lehrt, für die Wahrheit und den Nutzen der großen Beispiele, welche er aufstellt, die sicherste Gewähr leistet. Ich habe alle Achtung für die Ideen des Guten; in wissenschaftlichem Betracht stehen sie oben an, und können, zu spekulativem Gebrauche, nie zu streng von aller Beimischung empirischer Sätze geschieden werden. Aber damit das Gute in's Leben trete, bedarf es der That; darum ist, in praktischer Hinsicht, Ein Beispiel mehr werth, als ein ganzes Kompendium der reinen Sittenlehre, von dem der Kopf angefüllt seyn und der Mund überfließen kann, ohne daß das Herz von einer sittlichen Regung erhoben und der Mensch zu einer guten Handlung angetrieben wird.«

Ferdinand hatte, während dieser Zwischenreden, einen Band von den erwähnten Lebensbeschreibungen nach dem andern von dem Tische genommen und, mehr mechanisch, als mit deutlichem Bewußtseyn, darin geblättert. Jetzt schärfte er, wie von ungefähr aufmerksam gemacht, den Blick, und hielt ihn mehrere Sekunden auf eine Stelle gerichtet, die ihm aufgefallen zu seyn schien. »Es ist besonders!« sagte er lächelnd, indem er das Buch wieder an seinen Ort legte:

Sie dachten gewiß nicht daran, mein Vater, als Sie für den kleinen Wilhelm diese Lektüre wählten, Beispiele zu der Unterredung bereit zu halten, die wir so eben hatten; aber es trifft zum Bewundern zu. Beide Kaiser, der Deutsche wie der Römer, waren Reformatoren, wenn auch in entgegengesetztem Sinne, und zwar keine glücklichen. Julian erscheint recht eigentlich als das, was Sie einen umgekehrten Neuerer nannten; er ging in dem Versuche unter, Gebräuche, Sitten und einen Volksglauben wieder herzustellen, welche die Zeit gestürzt hatte, und die keinen Bestand und Stützpunkt mehr in der öffentlichen Meinung fanden.«

»Du hast den Mann und den Fall, die zu Deinem Satze passen, glücklich genug ausgespürt,« antwortete Ferdinands Vater; »doch erwarteſt Du wohl nicht, daß ich Julian's Irrthum und verdientes Mißgeschick als einen Beweis gegen meine Behauptung werde gelten lassen? Das fanatische Unternehmen des Wiederherstellers der alten Götzenbilder und ihres in Verachtung versunkenen Dienstes, war in der That eine Neuerung für jene Zeiten, und zwar eine der wildesten, welche je aus dem Kopfe ei-

nes schwärmerischen Schulweisen hervorgingen. Die alten Einrichtungen und Gewohnheiten, die der Zögling der Grammatiker und Sophisten zum Heile Roms erhalten zu müssen glaubte, bestanden nur mehr in den Büchern und in dem Munde der heimlichen Götzenpriester (seiner Lehrer), von denen der grübelnde Jüngling sich umgeben sah. Er kannte die Welt und sein Zeitalter nicht, in welchem der Glaube und die Einrichtungen, für die er kämpfte, bereits besseren Lehren und mächtigeren Triebfedern Raum gemacht hatten, und diese schon ihren segenvollen Einfluß überall offenbarten.«

Ferdinand unterdrückte ein neues Lächeln, und der Major, der es bemerkte, unterließ nicht, die Auslegung davon zu machen. »Bruder Ferdinand,« sagte er, »gibt schwerlich zu, daß ein so großer Unterschied zwischen jenen alten und den jetzigen Zeiten Statt finde. Er hält vermuthlich, mit den Philosophen dieses und des vorigen Jahrhunderts, die bürgerlichen und kirchlichen Einrichtungen des heutigen Europa für nicht weniger wankend und hinfällig, als die morschen Grundfesten des römischen Staats- und Priester-Regiments in Julian's Zeitalter.

Die öffentliche Meinung, auf die er sich beruft, hat ja schon in den Schriften Voltaire's und der Encyklopädisten, den unvermeidlichen Umsturz jener veralteten Doktrinen und Einrichtungen angekündigt. Unsere philosophischen Zeitgenossen sehen das große Werk ihrer Wünsche bereits als verwirklicht und vollendet an. Das Bedürfniß und die Ueberzeugung der unerleuchteten Menge wird hierbei für nichts gerechnet. Hat man doch selbst den Helden der Revolution und des Zeitalters, wegen der Rückschritte zu den erhaltenden Principien, die er um seines eigenen Vortheils willen thun zu müssen glaubte, für einen Abtrünnigen erklärt; ja, wer weiß, ob der Wiederhersteller der Throne und Altäre — wie der Held des Tages sich von der Schmeichelei am liebsten nennen hört, — in Ferdinands Augen nicht eben so gut ein umgekehrter Neuerer ist, als Julian der Apostat?«

Eine dunkle Röthe färbte plötzlich Ferdinands Wangen, und er erhob sich mit einiger Heftigkeit, um seinem Bruder zu antworten. Der alte Freiherr fiel ihm besänftigend in's Wort, und indem er sich mit mildem Ernste zu dem Major wandte, sagte er: »Du verkennst Deinen

Bruder, mehr als billig und schicklich ist. Seine Gesinnung hat mit den thörichten und strafbaren Menschen nichts gemein, welche Deine allzu gehässige Rede bezeichnet. Nie wird Ferdinand von den seichten und gefährlichen Sophismen der Partei sich im Ernste täuschen lassen, deren Meinungen er, mehr aus einem Geiste des Widerspruches, als aus Vorliebe, zuweilen vertheidigt.. Ich halte ihn sogar für unbefangener in seinen Urtheilen, als Dich, mein Sohn August, dessen herbe Weise in der Behauptung lobenswerther Grundsätze nicht durch die gute Absicht gerechtfertigt wird. Die Wahrheit, die wir Alle suchen, oder suchen sollten, ist nur auszumitteln, wenn wir auch das Gegentheil unserer liebsten Ueberzeugungen für möglich halten, und den Gründen der Andersdenkenden eine so ruhige Aufmerksamkeit leihen, als ob wir dadurch überführt werden könnten.«

Der Major betheuerte, an der innern Gesinnung seines edlen Bruders nie gezweifelt zu haben, gestand aber, daß auch der bloße Schein des Indifferentismus in so hochwichtigen Angelegenheiten ihn leicht um die Geduld bringe, und ihn oft verleite, die skeptischen Aeußerungen

Ferdinands mit mehr Bitterkeit zu empfinden und zu beantworten, als vielleicht recht sey. So habe ihn jetzt die Art von Leichtsinn wahrhaft verletzt, womit der Bruder die Zeiten Julian's und dessen Versuch, den alten Wust des Heidenthums gegen die siegende Uebermacht der christlichen Religion aufrecht zu erhalten, mit unserer Zeit und mit den Bemühungen aller Gutgesinnten zusammenstellte, Europa's ehrwürdige Staats- und Kirchen-Verfassungen gegen das Anstürmen des Unglaubens und des Gleichheitsschwindels zu beschützen. Schon aus dem Standpunkte einer bloß vernünftigen Weltbeobachtung sey doch an sich klar, sagte er, daß die Einführung der reinen Christuslehre, an der Stelle der Vielgötterei, ein unendlich folgenreicher Fortschritt der Menschengattung auf der Bahn ihrer geistigen und moralischen Entwicklung gewesen sey, wogegen das Verdrängen dieser göttlichen Lehre, durch den trostlosen Unglauben des modernen Materialismus und Pantheismus, der furchtbarste Rücksturz der Menschheit in alles Elend der Rohheit und Unsittlichkeit seyn würde.«

Ferdinand ergriff seines Bruders Hand, und,

wieder völlig heiter, ſagte er gutmüthig: »Wahrlich, Bruder! ich bin ſo ſchlimm nicht, als ich Dir manchmal vorkomme. — Laſſen wir das Heidenthum, an dem Du Dich ärgerſt, und den Schwärmer Julian, der übrigens auch beſſer war, als die Sache, die er vertheidigte. Aber hat die heilige Religion, deren ſegenvoller Einfluß auf die Kultur und die Wohlfahrt der Menſchheit nie zu hoch angeſchlagen werden kann, dem Fanatismus und der Herrſchſucht nicht ſelbſt oft genug den Vorwand leihen müſſen, alle Fortſchritte des menſchlichen Geſchlechtes in ſeiner Vervollkommnung zu hemmen? War nicht ſie es, in deren Namen finſtere Gewalthaber ganzen Generationen und Himmelsſtrichen das Licht der Wahrheit und die Freiheit der Gewiſſen entzogen? Kannte Philipp II. ſeine Zeit und ſeine Unterthanen etwa beſſer, als Kaiſer Julian die ſeinigen? Und wenn jenem ſtarrköpfigen Gegner aller Neuerungen das unſelige Kunſtſtück gelang, in Spanien und der neuen Welt jeden Aufſchwung zum Beſſeren auf Jahrhunderte zu unterdrücken, ward ſeiner kurzſichtigen Politik darum weniger in den Niederlanden die Schmach bereitet, alle ſeine Macht und Willkür an dem

festen Willen einer Handvoll armer Fischer und Leinweber scheitern zu sehen?«

»Das ist alles ganz richtig,« unterbrach der alte Baron den Fluß von Ferdinands Rede, »aber diese Zeiten sind, dem Himmel sey Dank, vorüber. Kein Philipp II., wenn auch noch einer erschiene, wird der Gewissensfreiheit, den Fortschritten der Aufklärung und der allgemeinen Civilisation in Europa mehr gefährlich werden. Das Gegengewicht der verschiedenen, in einem System unabhängiger Staaten eingeführten Verfassungen und Glaubensbekenntnisse sichert uns davor. Ein Regent, der heut zu Tage Philipps Verwaltungs-Maximen befolgen wollte, würde es nur auf die Gefahr seiner eigenen Macht und seines Ansehens in dem europäischen Völkerbunde thun.«

»Und wodurch erlangten wir diese Sicherheit?« fiel Ferdinand lebhaft ein. »Welchen Geschicken, Begebenheiten oder Thaten verdankt die jetzige Zeit einen Vorzug, der alles aufwiegt, was frühere Jahrhunderte ihr entgegen setzen können?«

»Den Neuerern ohne Zweifel,« erwiederte Ferdinands Vater mit einem ironischen Lächeln;

»denn das wollteſt Du doch ſagen, und ich muß geſtehen, daß Du in einem gewiſſen Sinne die Wahrheit geſagt hätteſt.«

»Den Männern wenigſtens,« fuhr Ferdinand ernſthaft fort, »verdanken wir jenen unſchätzbaren Vorzug, welche die Kraft und den Muth hatten, ihrer Zeit und ihrem Lande das Gepräge ihres Geiſtes zu geben, und die Ideen, von denen ſie begeiſtert waren, in das Leben einzuführen. Iſt dieſes bewundernswürdige Syſtem verſchiedenartiger Staats- und Kirchen-Verfaſſungen, auf welchem bisher die Unabhängigkeit der Völker und die bürgerliche Freiheit von Europa beruhten, nicht großen Theils das Werk von Entſchlüſſen, Handlungen und Begebenheiten, welche zur Zeit, als ſie entſtanden, mit den Namen von Neuerungen, Ketzereien, und mit noch weit gehäſſigeren Benennungen belegt wurden? — Ich laſſe den Werth der diſſentirenden Glaubensbekenntniſſe und der repräſentativen Verfaſſungen hier ganz unbeachtet, auch fühle ich keinen Beruf, den Urhebern derſelben Lob oder Tadel auszuſpenden: aber die, unermeßlich nützliche, Folge hat das Entſtehen jener neuen kirchlichen und Staats-Formen un-

ſtreitig gehabt, daß wir nicht mehr in Gefahr ſind, unter das Joch eines blinden Glaubenszwanges niedergebeugt, und der Zuchtruthe einer geſetz- und rückſichtsloſen Tyrannei unterworfen zu werden.«

»Du folgerſt etwas zu viel aus meinen Zugeſtändniſſen,« antwortete der alte Freiherr. »Die glückliche Miſchung der europäiſchen Staats- und Kirchen-Verfaſſungen, auf welcher die Sicherheit der gebildeten Welt beruht, iſt nicht die Wirkung der Urſachen allein, welche Du anführteſt. Das Gleichgewicht der politiſchen und kirchlichen Macht in Europa ging nicht — wie die bewaffnete Minerva aus dem Haupte Jupiter's — in vollendeter Geſtalt und Kraft aus den Köpfen der Reformatoren hervor. Nur aus dem Konflikt ſtreitender Elemente und Kräfte konnte dieß Wunderwerk der neueren Zeit entſpringen. Der Widerſtand, welchen die Freunde des alten Glaubens und Herkommens den ſtaatsrechtlichen und religiöſen Neuerungen entgegenſetzten, hatte einen ſehr wichtigen Antheil an der Feſtſtellung jenes beſchützenden Gleichgewichtes. Hätte die, aus dem Feudalſyſtem hervorgegangene Ariſtokratie und die römiſche Kirche ſich ge-

gen die anstürmenden Glaubensverbesserer und politischen Gleichmacher nicht aufrecht und in mehreren Staaten im Vollbesitze ihrer Macht erhalten, es wäre um die bürgerliche und religiöse Freiheit in Europa eben so gewiß geschehen gewesen, als wenn Philipp der Zweite und die heilige Ligue allen ihren Gegnern obgesiegt, und die seelentödtende Lehre vom leidenden Gehorsam und von der Gefangennehmung des Verstandes und Willens unter die Aussprüche einer, in menschlichen und göttlichen Dingen unbegränzten, Autorität über den ganzen Erdkreis verbreitet hätten.«

»Ich gebe dieß in der Hauptsache zu,« erwiederte Ferdinand. »Keine Partei beschränkt sich selbst, wenn sie aller Furcht einer Einschränkung von außen enthoben ist. Die kaum noch verfolgte Lehre wird selbst unduldsam und verfolgend, sobald sie zum Besitze der Macht gelangt; ja, die freisinnigste in ihrem Ursprunge und ihren Grundsätzen verleugnet den Hang nicht, in ein leeres, lästiges Formelwerk auszuarten, nicht weniger ertödtend für den Geist, als der Köhlerglaube, den sie verdrängt hat, so bald, mit dem Widerstande von außen, die Triebfe-

dern in ihr zu erschlaffen beginnen, deren jede menschliche Doktrin und Einrichtung bedarf, um das Lebensprincip der inneren Selbstentwickelung und des Fortschreitens zum Besseren in sich zu erhalten.«

»Sehr wohl, mein Sohn!« sagte mit sanftem Kopfnicken der Alte. »Du erkennst also, daß der edelste Aufschwung des Geistes der Gegenwirkung äußerer Antriebe, und sogar der Hemmketten nicht entbehren kann, die ihn mehr hindern, sich selbst zu überspringen, als das Ziel, dem er nachstrebt, zu erreichen, wenn das Gute, welches dabei beabsichtigt wird, in Erfüllung gehen soll. Das ist ohne Zweifel die wahre Ansicht, denn sie stimmt mit der Natur überein, und mit dem Gange, welchen die höchste Weisheit dem Menschengeschlecht in dem Entwicklungsgeschäfte seiner Anlagen vorgezeichnet hat. Nur versuchend, oft irrend, sollen wir den Weg zum Heile finden lernen; und jeder einzelne Mensch soll ihn selbst finden, durch eigenes Versuchen und Irregehen, damit ihm auch das Verdienst nicht fehle, zu seiner und der allgemeinen Vervollkommnung mitgewirkt zu haben. Hätte die ewige Weisheit die höchsten Güter des Da-

seyns: richtiges Erkennen und Wollen, sammt dem Genusse ungestörten Glückes, dem Menschen ohne Einschränkung, wie ohne sein Zuthun, verleihen wollen, stand es nicht in ihrer Macht, sie ihm als ein freies Geschenk zu gewähren? Aber wir sollten jene Güter durch Arbeit erringen, sollten selbstschaffend, nach dem Maß unserer beschränkten Naturanlagen, das wundervolle Werk des Schöpfers, als seine demüthigen Werkzeuge, ergänzen. Nicht im Fluge, nicht sprungweise, nur durch beharrliches, überlegtes Fortschreiten, ist es dem Menschen vergönnt, sich der Lösung dieser großen Aufgabe zu nähern.«

»Das wollen aber die Philosophen und Staatsmänner der neuen Schule nicht,« entgegnete der Major lebhaft, »sie können das Reifen der Früchte nicht erwarten, die der verhängnißvolle Baum der Erkenntniß trägt. Ohne langes Zögern und vielfaches Bemühen soll wirklich werden, was sich ihre Phantasie als das Ideal des Vollkommenen in allen menschlichen Verhältnissen vorstellt. Was sie nicht sogleich und vollständig haben können, verlangen sie lieber gar nicht.«

»Daß diese Hast und Ungeduld, der Welt,

und selbst denen, die sich davon hinreißen lassen, nicht unwiederbringlich verderblich werden,« erwiederte der Alte, »dafür hat die Natur, oder vielmehr die Vorsehung gesorgt. Sie setzte dem Trieb zur Veränderung und zum vorschnellen Ergreifen eines noch zweifelhaften Gutes, mit weiser Abwägung der von ihr in die Brust des Menschen gelegten Kräfte, den Hang zur Ruhe und zum Festhalten eines gewohnten Zustandes entgegen. Und damit der Erfolg dieser bewundernswürdigen Naturanstalt im Ganzen sicher, ja unvermeidlich sey, traf sie schon in dem körperlichen Organismus der Menschengattung — mit einer beinahe nicht minderen Gesetzmäßigkeit, als sich in dem Verhältniß der beiden Geschlechter zeiget — die folgenreiche Einrichtung, daß die entgegengesetzten Temperamente und Gemüthsarten, wovon die Einen zur Thätigkeit, die Andern zur Ruhe sich mehr geneigt fühlen, selbst der Zahl nach sich ungefähr die Wage halten. Mögen daher die zu Veränderungen aufgelegten Geister immerhin ihrem Zwecke mit zu vieler Hast und Uebereilung nachstreben, die zur Ruhe und Bequemlichkeit geneigten Gemüther werden es, in gewöhnlichen Zeiten und Umstän-

den wenigstens, schon zu machen wissen, daß die Absichten ihrer unruhigen Gegner nicht zu bald und zu leicht in Erfüllung gehen. Am Ende aber geschieht dennoch das, was — nicht in der Absicht der streitenden, oft auf gleiche Weise irrenden Parteien, sondern — in dem Plane der Vorsehung liegt, welche die Weisen und Thoren, die Thätigen und Trägen, die Guten und Bösen, ihnen selber unbewußt, zur Vollziehung ihrer ewigen Rathschläge zu führen weiß.«

»Die schließliche Antwort auf unsere Streitfrage,« sagte Ferdinand nach einer kurzen Pause, »wäre also unvermerkt näher gerückt. Das Fortschreiten zum Besseren ist den Naturgesetzen und dem, was wir von den Absichten des höchsten Wesens mit der Menschheit vermuthen können, durchaus angemessen. Es ist Pflicht, diesem Besseren nachzustreben. Neuerungen, d. i. Abweichungen von dem unvollkommen befundenen Alten sind nothwendig: das Gehässige, welches dem Worte Neuerung anhängt, verschwindet nach dieser Ansicht. Nur Mißbrauch und Uebertreibung können einem gerechten Tadel unterliegen; dieser Tadel aber trifft auch den Mißbrauch und die Uebertreibung der entgegengesetz-

ten Partei und Meinung. — Auf wessen Seite ist nun der größere Antheil von Recht und Wahrheit? Sollen wir mehr fürchten, uns dem einen oder dem andern Extrem zu nähern? und ist es schimpflicher, ein schwindelköpfiger Anhänger des Neuen, oder ein träger Nachbeter des Alten und Herkömmlichen gescholten zu werden?«

»Wir stehen wieder auf dem Punkte,« versetzte der alte Freiherr, »auf dem wir schon einmal waren. Die Frage, wie Du sie jetzt stelltest, ist übrigens rein praktisch, und kann nur mit Berücksichtigung aller Umstände der Zeit und des Landes beantwortet werden, in welchen derjenige, der sie aufwirft, sich befindet. In Zeiten eines allgemeinen, hinlänglich gesicherten Friedens, in einem, den Beschäftigungen und dem Genusse des Lebens sich ruhig hingebenden Lande, sind Verbesserungsversuche aller Art recht eigentlich an ihrer Stelle; sie werden dann am sichersten gedeihen, und unter der Aufsicht einer aufgeklärten und kraftvollen Regierung, selbst im Falle des Mißlingens, keinen bedeutenden Schaden stiften. Unter solchen Verhältnissen halte ich es für die Pflicht jedes redlichen und vernünftigen Mannes, zu allen, einigermaßen

begründeten Verbesserungs-Vorschlägen bereitwillig die Hand zu bieten, ja, die Ausfindung neuer Verbesserungsmittel sich selbst zum angelegenen Geschäfte zu machen. Die eigensinnige Anhänglichkeit an das Alte erscheint in solchen Umständen immer als verdächtig, und deutet in der Regel auf irgend einen verborgenen Beweggrund in dem Kopfe oder dem Charakter des Widerstrebenden, welchen einzugestehen ihm schwerlich zum Ruhme gereichen dürfte. — In einer so allgemein und gewaltsam bewegten Zeit hingegen, wie die unsrige, sind selbst nützliche Reformen stets bedenklich, es ist gefährlich, an den Grundfesten der aufgeregten Gesellschaft zu rütteln, und man muß fürchten, den ganzen Bau einstürzen zu sehen, während man beschäftigt ist, Verbesserungen daran vorzunehmen. Ich bekenne daher, daß ich gegen die Urtheilskraft oder den guten Willen der Menschen starke Zweifel habe, welche mitten unter den Gefahren und Stürmen, die uns umgeben, nicht aufhören, allgemeine Verbesserungsplane zu entwerfen, und mit großem Geschrei weitaussehende Reformen in Staat und Kirche, als das Eine, was Noth thut, zu verlangen. Dagegen däucht

mir eine, selbst etwas weit getriebene Vorliebe für alles Bestehende, in einer Zeit, wie die gegenwärtige, gar sehr an ihrer Stelle; ich bin geneigt, diese Vorliebe wohlmeinenden Gesinnungen und einer richtigen Schätzung der unermeßlichen Vortheile zuzuschreiben, welche wir den Gesetzen, der Religion und den ehrbaren Sitten unserer Vorältern zu danken haben. Wie ein alter Freund, ja, ein geringer treuer Diener uns lieber wird, wenn wir in Gefahr sind, ihn zu verlieren; so erscheint mir mancher alte Gebrauch, manche sonst wenig geachtete Anstalt jetzt erst werthvoll, da man sie uns entreißen will, ohne uns dafür etwas anbieten zu können, dessen praktische Nutzbarkeit irgend wodurch verbürgt wäre. Bei dieser Gestalt und Lage der Dinge, mein Sohn, halte ich es für weiser und rühmlicher, die Partei der alten Verfassungen und Gewohnheiten entschieden zu ergreifen, als mich den Beförderern bedenklicher Neuerungen beizugesellen, und in der Reihe theoretischer Staatskünstler und Gesetzgeber Platz zu nehmen, mit denen unsere Zeit bis zur Ungebühr überhäuft ist.«

Nach diesen Worten erhob sich der alte Herr,

um einer Unterredung ein Ende zu machen, bei der wir uns, wie er ſagte, ſchon allzu lange verweilt hätten. Er lud mich ein, ihm in den Speiſeſaal zu folgen, wo Amalie indeß ein leichtes Abendeſſen für uns hatte bereiten laſſen. Der heiterſte Witz, die gemüthlichſte Laune würzten unſer kleines Mahl, von dem uns der Alte ziemlich ſpät, und doch zu früh für mich, entließ. — »Nein,« ſagte ich zu mir ſelbſt, als ich am nächſten Morgen aus dem Thor der Karthauſe fuhr, um in die Stadt zurückzukehren: »nein! die öffentlichen Angelegenheiten können in einem Lande und Zeitalter nicht verloren ſeyn, wo es noch ſolche Menſchen gibt. In der Tugend und dem Glücke der Familien liegt die Bürgſchaft für die Erhaltung und die Wiedergeburt der Staaten.«

Norberg und Elisa.

Eine Charakterskizze.

Herr von Norberg ist einer der ersten Geschäftsmänner Wiens. Sein Haus gehört zu den reichsten der Stadt; sein Kredit ist so weit verbreitet, als Oesterreichs Handlungsverbindungen reichen. Der Ruf seiner Rechtschaffenheit ist nicht weniger entschieden, als das Ansehen, welches ihm seine Talente und Kenntnisse verschaffen. Er ist ein strenger Arbeiter, mäßig, klug, bescheiden. Die Ueberlegenheit seiner Einsichten nicht minder, als der natürliche Adel seiner Gesinnungen, setzt ihn über die kleinliche Eifersucht gewöhnlicher Kaufleute hinweg. Er ist der allgemeine Rathgeber seiner Standesgenossen; sein Urtheil und sein Giro stehen in gleich hohem Werthe auf der Börse.

Vielleicht gibt es keinen selbstständigeren Mann, als Norberg ist; und doch scheint Elisa

unumschränkt in seinem Hause zu gebieten. In keiner andern Ehe habe ich so viel Freiheit mit so wahrer Achtung, so viel Delikatesse mit so besonnenen Absichten vereinigt gesehen. »Eine Frau ist gar nichts,« hörte ich Norberg einmal sagen, »wenn sie nicht die Königin ihres Hauses ist. Die ganze Welt ist unser: das Haus gehört den Frauen; sie schmücken es nur, wenn sie fähig sind, es zu regieren.«

In allen wichtigen Dingen scheint Elisens Entschließung den Wünschen und Absichten Norberg's zuvor zu eilen. Er hat selten einer Anordnung, welche die Oekonomie, oder die Erziehung der Kinder betrifft, etwas beizufügen, als seine Billigung und sein Lob. »Der Mann ist unglücklich,« sagt Norberg, »und für die Geschäfte verloren, der den Vormund seiner Frau, und den Zuchtmeister ihrer Kinder machen muß.« — Nur bei Gegenständen von geringerem Belange ist eine Verschiedenheit ihres Geschmackes und ihrer Urtheile wahrzunehmen. Nichts ist anmuthiger, als Elisen in solchen Fällen mit ihrem Manne im Widerspruch zu sehen. Er treibt sie scherzend aus ihrer Meinung heraus, und behält am Ende meistens Recht. »Bei diesen Gelegen-

heiten,« sagt Elisa, »kommt es an den Tag, daß ich einen Herrn habe.« -- Dagegen versichert Norberg: seine Frau mache ihm den Stand des Hausvaters so leicht, daß er sich gewöhnlich nur als ihren Gast betrachte.

In der That erheitert Norberg's Eintritt Elisens Besuchzimmer, wie die Ankunft eines lieben Gastes. Nie ist sie aufgeweckter und liebenswürdiger, als in ihres Mannes Gegenwart. Ihn hörte ich sagen: »er habe einen sehr interessanten Umgang, und das sey der mit seiner Frau.« So lange ich Norberg kenne, bemerke ich eine kluge Falte auf seiner Stirne, die sich selten verliert, als an dem Theetische seiner Frau, oder in ihrer Kinderstube. Hier muß man den festen Mann sehen, um die liebenswürdige Weichheit seines Charakters kennen zu lernen. Mit seinen Kindern überläßt er sich ganz dem natürlichen Hange seines Temperaments. Die Kleinen nehmen sich daher leicht etwas heraus, wenn der Vater da ist. Elisa sagt dann in gutmüthigem Scherze, und nicht ohne Wahrheit: »daß er ihr die Kinder verziehe.« — »Deine Weisheit bringt das schon wieder in Ordnung,« antwortet er lächelnd, nicht mit weniger Wahrheit.

Elisa liebt die Geselligkeit, Norberg, wie die meisten Männer von großem Verstande, hat mehr Neigung für die Stille der Einsamkeit. Indessen ergetzt er sich zuweilen gern an dem bunten Gewühle von Menschen aller Klassen, die sich an bestimmten Tagen der Woche bei der Frau von Norberg versammeln. Die Einförmigkeit der weiblichen Beschäftigungen scheint des Reizes eines mannigfaltigen Umganges, als einer Erholung, zu bedürfen. Dieser Umgang macht außerdem einen nicht unwichtigen Theil der Bestimmung der Frauen aus. Schöne Sitten können nur da entstehen und sich ausbreiten, wo die ausgezeichnetsten Personen dieses Geschlechtes einen Einfluß auf die Gesellschaften behaupten. Dem geselligen Umgange die Talente und Liebenswürdigkeit einer Elisa entziehen wollen, würde keine geringere Ungerechtigkeit gegen die Welt seyn, als die Geschäfte der Einsicht und Thätigkeit eines Mannes, wie Norberg ist, zu berauben.

Die Vollkommenheit dieser beiden Charaktere, und die äußere Würde, die sie umgibt, machen den gegenseitigen Einfluß weniger sichtbar, den sie auf einander haben. Man muß,

wie ich, in ihrem vertrautesten Zirkel leben, um die Innigkeit des Verhältnisses beurtheilen zu können, worauf das Glück dieser Ehe gegründet ist. Das Gefühl, das Elisens und Norberg's Herzen vereinigt, ist eben so entfernt von dem Taumel der Leidenschaft, als von dem nüchternen Interesse der Konvenienz: es ist das Gefühl der reinsten Freundschaft und Zärtlichkeit, und gleichsam das Bewußtseyn eines verdoppelten Selbstes, woran Neigung, Vernunft und Gewohnheit den eigentlichen Reiz und den erhöhten Werth des Lebens geknüpft haben. Elisa und Norberg sind unfähig, sich als getrennte Wesen zu betrachten. Die Einheit ihres häuslichen Willens ist das Resultat der zartesten Aufmerksamkeit und der großmüthigsten Ergebung. Wie die vollkommene Tugend, nach der Bemerkung des Shaftesbury, eine Wirkung der Selbsterziehung, der Kunst, und gleichsam des Zwanges und der Gewalt ist, die man der Natur anthut; so ist die vollkommene Ehe die Wirkung einer wechselseitigen Erziehung der Geschlechter, und des freiwilligen Zwanges, den die Liebe über die selbstischen Neigungen ausübt.

Der alte Freiherr von Sorben ist ein er-

klärter Bewunderer seines Schwiegersohnes, dem er das Glück seines liebsten Kindes gern und laut verdankt. »Man sollte meinen,« bemerkte er einmal gegen mich, »diese zwei Leute hätten überflüssig Verstand, um ein Dutzend Haushaltungen damit auszustatten. Nehmen Sie aber dem Einen oder dem Andern nur Etwas von seinem Gewichte, so schlägt die Wagschale um, und es gibt eine mißvergnügte Ehe. Da ich den Geist und die Seele meiner Tochter sich entwickeln sah, dachte ich oft mit Unruhe an die Zeit, wo ich ihr Geschick in die Hand eines Mannes legen sollte. Jeder vorzügliche Charakter ist größeren Gefahren ausgesetzt, als Menschen von gewöhnlicher Art. Ein Weib insbesondere, das sich mehr als gemeiner Anlagen bewußt ist, wird leicht verleitet, seine eigentliche Bestimmung zu verkennen. Es hat eines Mannes bedurft, wie Norberg, um Elisen in dem Kreise, für den sie geboren ist, festzuhalten, und ihr Achtung gegen ein Geschlecht einzuflößen, dem das ihrige, nach den Gesetzen der Natur und der Gesellschaft, untergeordnet seyn muß. Von der anderen Seite weiß ich kaum, wie Norberg mit einer Frau leben würde, die weni-

ger Kraft und Selbstständigkeit besäße, als ich meiner Tochter zutrauen darf. Die Liebenswürdigkeit allein wird einen Mann von seinem Geiste und Charakter schwerlich fesseln, gewiß nicht glücklich machen. Er sucht Erholung in dem Inneren seines Hauses; und er findet sie nur da, wo die Sicherheit und Ordnung, die er in seinen Geschäften gewohnt ist, ihm, ohne sein Erinnern und Zuthun, entgegen kommt. Ein Geschäftsmann seiner Art sollte keine andere, als zärtliche Sorgen, mit seiner Hausfrau zu theilen haben.«

Paradoxien über die Ehe.

Als Einleitung zur Geschichte einiger Hagestolzen.

Obwol ich, wie die Umstände jetzt sind, meine Tage als ein standhafter Junggeselle zu beschließen gedenke, so habe ich doch immer einen sehr hohen Begriff von dem ehelichen Leben gehabt, und ich bin hierin dem System des Herrn Kapitäns von Solms stets mehr geneigt gewesen, als dem entgegengesetzten meines Freundes Brink. Der Kapitän pflegt zu sagen, daß ein Mann, der unbeweibt und kinderlos stirbt, nur als ein angefangener Mensch zu betrachten sey; weßhalb er auch glaubt, daß die Hagestolzen, wie Brink, ich und er selbst, sich nur in einem Vorbereitungszustande auf dieser Erde befinden, und, ehe sie zu der Ruhe der Seligen gelangen, erst noch des Lebens auf einem anderen Planeten froh seyn werden, den sie zu bevölkern bestimmt sind.

Was mich betrifft, so hat mich die Natur durch die sympathetischen Freuden, deren sie mich fähig machte, für die Entbehrungen, welche das Schicksal mir auferlegt, schon zum Voraus schadlos gehalten; und meiner eigenen Glückseligkeit mangelt nichts, da meinen Freunden Norberg und Sorben, in dieser Rücksicht, der ganze Segen des Himmels zu Theil geworden. Mir selbst bewußt, die Eigenschaften nicht zu besitzen, wodurch die Vollkommenheiten, die ich von einer Hausfrau verlange, aufgewogen werden könnten, habe ich, in diesem Betracht, alle meine Wünsche und Hoffnungen gleichsam auf zwei befreundete Herzen übertragen, in deren häuslichem Glücke ich mein eigenes finde.

Herr Brink, dem es ein Vergnügen macht, in vielen Dingen anderer Meinung zu seyn, als seine Freunde, bietet dagegen gern seinen Witz auf, um das, was er das zweideutige Glück der Ehe, und (nach seiner drolligen Sprache) den Präparanden-Kursus des Kapitäns nennt, in ein auffallend komisches Licht zu stellen. Er gesteht, daß die meisten Ehemänner Gelegenheit haben, sich den Himmel auf der Erde zu verdienen. In diesem Sinne, sagt er,

sey das System des Herrn von Solms nur ein wenig ketzerisch, aber der Vernunft und den guten Sitten nicht gerade zuwider laufend. Brink schreibt die Weisheit und Selbstverleugnung des Sokrates großen Theils den Tugendübungen zu, worin ihn die strenge Zucht der Xantippe bis an sein Ende erhielt; und von Luther behauptet er, daß er die Lehre vom Fegefeuer zu bestreiten angefangen und endlich für schriftwidrig erklärt habe, nachdem er den Ehestand aus eigener Erfahrung kennen gelernt.

So oft der Kapitän um eine Antwort auf Brink's Einfälle verlegen ist, unterläßt er nicht, sich auf das Beispiel des Norbergischen Hauses zu berufen; eine Instanz, wogegen Brink nichts einzuwenden hat, als daß sie die einzige in ihrer Art sey. Die Erinnerung an das vollkommene Glück dieser Ehe verwandelt selbst die sarkastische Laune unseres Freundes in herzliche Bewunderung und Theilnahme. »Zeige mir einen zweiten Norberg,« sagte er einmal zu dem Kapitän, »so will ich Dein tolles System blindlings beschwören, und über meine verlorene Jugend Thränen vergießen, wie eine alte Spröde, die ihre Tugend bereut, wenn Niemand sie mehr ansieht.«

Neulich hatte Herr Brink den Muthwillen, dieſen Gegenſtand in der Geſellſchaft der Majorin von Sorben zur Sprache zu bringen. Der Kapitän iſt ein großer Verehrer dieſer Dame, und Brink zieht den guten Mann öfter damit auf, daß er ſterblich in ſie verliebt ſey.

Solms ſaß auf dem Fußboden unter Amaliens Kindern, die ein großes Gejauchze mit ihm trieben; denn er iſt ein Liebling der Kleinen, und, wenn er da iſt, geben ſie ſich nicht leicht mit Jemand Anderem ab. Das Geſicht des Kapitäns leuchtete von unſchuldiger Freude; er herzte die Kinder, und ich bemerkte, wie ſeine wohlwollenden Blicke von Zeit zu Zeit auf die ſchöne Mutter fielen, die ihm gegenüber an einem Blumentiſche ſtand.

»Fragen Sie doch unſern Solms, gnädige Frau,« ſagte Brink, »warum er es ſich nicht ſo gut werden ließ, ſelbſt Familie zu haben, da er ein ſo außerordentlicher Kinderfreund iſt?«

»Das iſt eine Frage,« antwortete Amalie, »die ich an Sie alle Drei thun möchte. Jeder von Ihnen könnte ein Haus glücklich machen. Aber vermuthlich ſind Sie unverheirathet geblieben, weil es ſo wenige Frauenzimmer gibt,

deren Werth Ihren eigenen Verdienſten angemeſſen wäre.«

»Vielmehr deßhalb,« erwiederte Brink, »weil wir uns des Beſitzes ſo vollkommener Geſchöpfe, als die meiſten Damen ſind, für unwürdig halten.«

»Das iſt eine boshafte Antwort, Herr Brink!« ſagte Amalie. »Allein im Ganzen, glaube ich, ſind die Weiber der Männer ziemlich werth.«

»Wenn Sie die Sache ernſthaft nehmen, Frau Baronin,« fuhr Brink fort, »ganz gewiß! Was mich betrifft, ſo habe ich genug gekannt, die ungefähr ſo viel werth ſeyn mochten, als ich; Einige, die noch ein Bischen ſchlimmer, und Andere, die über alle Vergleichung beſſer waren. Bei der erſten Klaſſe von Damen dachte ich gar nicht an's Heirathen; bei der zweiten ſchlug ich mir die Gedanken dazu um meiner ſelbſt willen aus, bei der letzten, den Damen und der Ehrlichkeit zu Liebe.«

»Es iſt wahr,« ſeufzte der Kapitän, »ein beſcheidener Mann findet nicht viele Frauenzimmer, mit denen er glücklich ſeyn könnte.«

»Nicht viele?« ſagte Brink. »Wenn Du

Eine fändeſt, hätteſt Du genug Dein Leben lang.«

»Seht doch!« rief Amalie. »Was hätten Sie zum Beiſpiele gegen mich einzuwenden, Herr von Solms?« — Und bei dieſen Worten ſtellte ſie ſich in Poſitur vor dem Kapitän, gleichſam um ſich beſehen zu laſſen.

Solms wurde feuerroth und ſtarrte Amalien in's Geſicht, als ob ihm ein Kompliment in der Kehle ſteckte, das er nicht herausbrächte.

»Ich will nicht fürchten, Kapitän,« ſagte Brink mit einem Schalksgeſichte, »daß Du einen Widerwillen gegen die Baronin haſt?«

Der Kapitän ſtockte noch immer, und machte eine Bewegung mit dem Kopfe, wie wenn man zwiſchen Ja und Nein zweifelhaft iſt.

»Ei, ei, Solms!« ſagte Brink ſehr ernſthaft.

»Hole Dich! —« fuhr der Kapitän endlich heraus. — »Ich bitte tauſend Mal um Verzeihung, gnädige Frau.« —

Die Baronin reichte dem Kapitän lächelnd die Hand. »Herr Brink iſt bei Laune,« ſagte ſie. »Er hätte wol Luſt, auch mich in Verwirrung zu bringen. Laſſen wir es gut ſeyn, Herr Kapi-

tän. Ich irre mich sehr, oder Sie sind einer der besten Menschen, die es in der Welt gibt.«

»Ob ich das bin, weiß ich nicht,« erwiederte Solms, indem er Amalien herzhaft die Hand küßte; »aber das versichere ich Ihnen, gnädige Frau, hätte die junge Person, die mir vor zwanzig Jahren, mit einer ähnlichen Frage, Besinnung und Sprache raubte, Geduld mit mir gehabt, ich wäre, nächst dem Herrn Major und unserm Freunde Norberg, der glücklichste Ehemann unter der Sonne geworden.«

»Ich glaube es selbst,« sagte Brink. »Du hast alle Eigenschaften dazu. Es ist wirklich Schade, daß so viele Zärtlichkeit für diese sublunarische Welt verloren gehen, und erst auf einem anderen Planeten Dach und Fach finden soll. Aber sage uns einmal, Kapitän, was aus der jungen Person geworden ist, die so wenig Geduld mit Dir hatte? — Eine Alte vermuthlich, wenn die Jahre recht gezählt sind.«

»Erinnere mich nicht daran,« antwortete der Kapitän. »Was meine Braut einst war, hat sie aufgehört in einer übel gerathenen Verbindung zu seyn. Sie ist weder glücklich, noch liebenswürdig.«

»Das iſt's!« rief Brink aus. Unter tauſend Ehen ſind kaum drei, an denen die Kopula etwas taugt. Die Frau war vielleicht ein Engel, der Mann ein rechtlicher, geſcheidter Menſch; aber gerade, weil ſie ſo gepaart ſind, wird Sie eine abgeſchmackte Märterin, und Er ein abſurder Tyrann. — Wenn ich Dir, außer den zwei glorreichen Beiſpielen, die wir vor uns ſehen, noch Dein eigenes Heirathsprojekt unangefochten laſſe, ſo hoffe ich, wirſt Du der glücklichen Ehen genug haben, und mir einräumen, daß der ganze Ueberreſt von Eheſtandsgeſchichten, gedruckten und ungedruckten, weiter nichts iſt, als ein Pack voll Langerweile, Jammer und Zwietracht, worüber mich nach Gebühr luſtig zu machen, ich bei Weitem noch nicht menſchenfeindlich und ſchadenfroh genug bin.«

»Uebertreibung!« ſagte der Kapitän. »Ich kenne hundert Ehen, die ſo glücklich ſind, als man es, nach den Umſtänden, nur wünſchen kann. Unter den Bauern meines kleinen Gutes iſt vielleicht ein einziges Paar, das Dich in Deinem häßlichen Glauben beſtärken dürfte.«

»Haſt Du den Leuten zur Beichte geſeſſen?« erwiederte Brink. »Ich ſetze mein Reitpferd ge-

gen Deine Nachtmütze, die Geschichte lautet anders, wenn ich Deine Bauern ausfrage.«

»Armer Herr Brink!« sagte Amalie, »Sie haben keine erfreuliche Erfahrungen über die Ehen angestellt. Aber möchten Sie uns wol sagen, wie glücklich Sie sich in Ihrem eigenen Stande finden?«

»Gerade so glücklich,« erwiederte Brink, »als nöthig ist, um mich nicht aufzuhängen. — Wissen Sie die Antwort, Frau Baronin, die ein alter Murrkopf von Philosophen einem jungen Menschen gab, der ihn fragte: was besser sey, eine Frau zu nehmen, oder ledig zu bleiben?«

»Nun?«

»Thue, was Du willst,« antwortete der Philosoph, »so wird es Dich gereuen. — Und so ist es, schöne Frau! Die alten Junggesellen reuet es, daß sie ledig geblieben, die Ehemänner (und zwar nicht bloß die alten), daß sie geheirathet haben. Das Geheimniß aber liegt vermuthlich weder in dem Ehestande, noch in dem Cölibat, sondern in der Thorheit und Inkonsequenz der menschlichen Natur selbst. Kein Zustand däucht uns erträglich, als der, den wir noch nicht aus eigener Erfahrung kennen. Im

Grunde ist nichts unleidlich, als das Leben selber. Die Braut, nach der ich mich mit geheimen Grauen sehne, ist keine andere, als die Mutter Erde, welche ihre Alles beruhigenden Arme ausstreckt, uns darin aufzunehmen.« —

»Ist Ihr Freund öfter so?« fragte Amalie, als Brink nach dieser Rede seinen Hut ergriff, und mit einer stummen Verbeugung aus dem Zimmer ging.

»Es sind Erinnerungen aus seiner Jugend,« erwiederte ich, »die ihn zuweilen so verstimmen. Dieser herbe Gegner der Ehe liebte einst wahrhaft, und machte Anstalten, sich zu vermählen, als eine Entdeckung der außerordentlichsten Art ihm seine Braut und den Ehestand für immer verleidete.«

»Die Geschichte muß ich erfahren!« rief Amalie; »wenn ich unsers launischen Freundes gute Stunde treffe, schlägt er mir nicht leicht etwas ab.«

»Das können Sie gleich versuchen, gnädige Frau,« bemerkte Solms, »denn ich sehe Brink hier unten in Ihrem Garten, und, wie es scheint, schon wieder in besserem Humor.«

Amalie trat geschwind an's Fenster, und

lachte hell auf, denn Brink ſpielte ſehr gemüthlich mit einer jungen Katze, die, auf einem Gartengeländer ſitzend, ihm ihre Künſte vormachte. Da wir am Fenſter laut wurden, ſah er herauf, und kam nach einer Weile, mit dem Kätzchen auf dem Arme, näher.

»Es gibt nichts Artigeres, als ſo ein Thier,« ſagte er, die Katze ſtreichelnd und liebkoſend. »Man kann den niedlichen Geſchöpfen nicht gram ſeyn, wenn man auch manchmal von ihnen gekratzt wurde.«

Ein wunderliches Geſpräch entſpann ſich nun zwiſchen Brink und der Baronin, welche die Schmeicheleien und Stachelreden auf ihr Geſchlecht, die unſer Freund ihr wie Fangbälle zuwarf, mit gewandter Sicherheit, theils ſcherzend ablehnte, theils verſchärft auf den Angreifenden zurückſandte. Nach und nach zog ſie mich und die Gouvernante mit in dieſes Spiel, und verließ ſelbſt unmerklich das Fenſter, um in den Garten hinab zu eilen, wo ſie plötzlich vor Brink ſtand, der ihr verwundert, aber mit wohlgefälligem Schmunzeln, in die ſchalkhaften Augen ſah.

Als ich mit Solms zu ihnen in den Garten

kam, hatte Amalie das Gespräch bereits auf den Punkt gebracht, auf dem sie es haben wollte. Es war von den ersten Liebschaften die Rede, von denen Brink gestand, daß sie das unterhaltendste Kapitel in dem langweiligen Roman des menschlichen Lebens seyen.

»Es müßte in der That interessant seyn,« sagte die Baronin, die Geschichte dieser Liebschaften von Männern erzählen zu hören, wie Sie und die übrigen Mitglieder der stillen Gesellschaft *) sind. Ein Umstand würde diese Bekenntnisse besonders lehrreich machen: so viel ich weiß, ist keiner von den Herren, welche zu der erwähnten Gesellschaft gehören, jemals verheirathet gewesen.«

Der Kapitän seufzte, und Brink sah mich mit dem satyrischen Lächeln an, womit er gewöhnlich die kleinen Tücken begleitet, die er im Schilde führt. »Ja, ja!« sagte er, »Einige von uns haben in diesem Fache Erfahrungen ge-

*) Einige Nachrichten von dieser Gesellschaft findet man in dem ersten Theile der kritischen und satyrischen Streifzüge von Th. West und dessen Freunden, welche die zweite Abtheilung der gesammelten Schriften des Verfassers ausmachen.

macht, die der Rede werth sind. Lassen Sie sich zum Beispiel von unserem Freunde Thomas die Geschichte der schönen Helmine erzählen, die er, glaube ich, sogar zu Papier gebracht hat, und zum Besten heirathslustiger Jünglinge dereinst bekannt machen wird.«

»Ich rechne auf seine, wie auf Ihre Gefälligkeit,« erwiederte Amalie, »und hoffe, daß der Kapitän sich nicht weigern wird, den Reihen zu beschließen.«

»Da kommen noch ein Paar, die mit zum Tanz gehören!« rief Brink in der besten Laune, als er unsern Reisenden, Herrn Robert Morfeld, und den alten Freund des berühmten Ruhnkenius, Herrn Friedrich Ernst, durch die Gartenthür hereintreten sah.

»Was ist die Sache?« fragte Morfeld hastig, und hinkte, so geschwind er konnte, auf die Baronin zu, vor der er sich, seinem Podagra zum Trotz, in einer tänzerhaften Stellung hinpflanzte.

»Du sollst der gnädigen Frau erzählen,« antwortete Brink ernsthaft, »wie es zuging, daß Du ein Hagestolz wurdest.«

»Das ging ganz natürlich zu,« erwiederte

Morfeld; »ich hatte wol sehr oft Lust, eine Frau zu nehmen, aber nie besonders viel, eine davon zu behalten; und da man nach unserem Gesetz die Eine behält, die man nimmt, schlug ich mir die Sache lieber ganz aus dem Sinn.«

»Das ist ja echt türkisch!« sagte die Baronin, das Wort etwas scharf betonend.

»Weltbürgerlich,« versetzte Morfeld mit trokkener Höflichkeit. »Die Türken behalten die Frauen, die sie nehmen, wenn sie im Stande sind, sie zu nähren; und das geht auch gar wohl an, denn sie sind eine sitzende Nation. Aber ein Mann, der sich in der Welt umsehen will, und keine bleibende Stätte hat, wäre bei dem Gesetze des Korans übler daran, als bei dem christlichen. Stellen Sie sich z. B. die Verlegenheit vor, worin sich mein Freund, Ali Nasis, der Perser, befände, wenn er auf einer Fußreise von funfzehn oder achtzehn hundert Meilen, wie ich deren mehrere gemacht habe, seine 37 Frauen mitschleppen wollte; — denn so viele hatte er in seinem Harem, als ich ihn zum letzten Male in Teheran besuchte.«

»Herr Morfeld ist für die Tibetanische Ehe-

verfassung,« bemerkte Ernst ein wenig spöttisch, »wonach in Ansehung der Geschlechter das umgekehrte Verhältniß, von dem des muhamedanischen Gesetzes, Statt findet.«

»Ich halte sie wenigstens für naturgemäßer,« antwortete Morfeld, »als die platonische *), welcher die Freunde des klassischen Alterthums den Vorzug zu geben scheinen. Unter einem kriegerischen und handeltreibenden Volke, wo die Männer oft und lange vom Hause entfernt sind, ist es natürlich, daß die Weiber nach und nach das Uebergewicht erlangen, und endlich als die Häupter und eigentlichen Stammhalter der Familien betrachtet werden. Ich kannte eine Frau in Lhasse, die, während vier ihrer Männer mit den Karavanen von Peking und Sibirien, und zwei andere im Kriege abwesend waren, ihrem ansehnlichen Haushalt mit vieler Würde vorstand, und nicht abgeneigt war, mich zu ihrem siebenten Manne zu wählen.«

»Genug, Herr Morfeld, genug!« fiel Amalie erröthend ein, »wir wollen es bei den ehe-

*) In der Republik vermuthlich.

lichen Einrichtungen der Europäer bewenden lassen.«

»Ich könnte Ihnen auch von ein paar Liebschaften erzählen,« fuhr Morfeld fort, »die ich in Ländern hatte, wo die Monogamie so rein beobachtet wird, als im alten Deutschland; unter den Creeks in Nordamerika z. B., oder bei einem kleinen Negerstamme am oberen Niger, wo die schöne Gambu mich beinahe verleitet hätte, meinen weltbürgerlichen Grundsätzen untreu zu werden, und mich auf immer in die Blumenketten einer reizenden Schwarzen zu schmiegen.«

»Nun wohl!« erwiederte die Baronin lächelnd, »ich bitte um die Geschichte der schönen Gambu. — Herr Ernst ist dann wol auch so gefällig, uns Etwas von seinen Erfahrungen in diesem Punkte mitzutheilen, damit wir das Klassische in der Liebe ebenfalls nicht entbehren.«

»Ein kleines Geschichtchen aus meiner Jugendzeit,« entgegnete der alte Philolog, »kann ich zur Unterhaltung beitragen; aber es ist durchaus nicht im klassischen oder antiken Styl, sondern vielmehr so modern als möglich. Die nied-

liche kleine Person, die mir den Kopf verrückte, war eine hübsche Putzmacherin unter den Linden in Berlin, wo ich sie kennen lernte, als ich von der hohen Schule zu Leiden nach Deutschland zurückkehrte.«

»Sieh, sieh, was unser amicissimus Ernstius für allerliebste Geständnisse zu thun hat!« sagte Brink. »Das Ding fängt an mir Spaß zu machen. Es kann eine artige Gallerie von Thorheiten geben, und die Liebschaften der stillen Gesellschaft kommen vielleicht noch in der Leute Mund. Wohlan, ich bin dabei; unter der Bedingung, daß der Kapitän — — Aber wo ist Solms denn hingekommen?«

»Er hat sich in aller Stille weggeschlichen,« sagte Amalie, »während uns Herr Morfeld die Vortheile der Tibetanischen Eheverfassung erklärte.«

»Dacht' ich's doch!« rief Brink lachend. »Unser tapferer Freund hält eher das Feuer einer Batterie von zwanzig Kanonen aus, als die schalkhaften Blicke einer Dame, denen die unschuldigen Geheimnisse seines Herzens bloßgestellt sind. Aber seine strategischen Künste sollen dem guten Kapitän dießmal nichts helfen. Er

muß daran, wie jeder Andere von uns; denn die Geschichte der Hagestolzen, die wir der Baronin zum Besten geben wollen, darf keine Lücke haben. Was mich betrifft, so bin ich bereit, den Anfang zu machen. Das nächste Mal, wenn wir wieder so beisammen sind, sollen Sie die Geschichte von Brink's erster Brautfahrt hören, die aber nicht der Beschluß seiner verliebten Thorheiten ist, und vermuthlich noch mehr als eine Fortsetzung haben wird.«

Verbesserungen.

Bilder aus dem Leben, zweiter Theil.

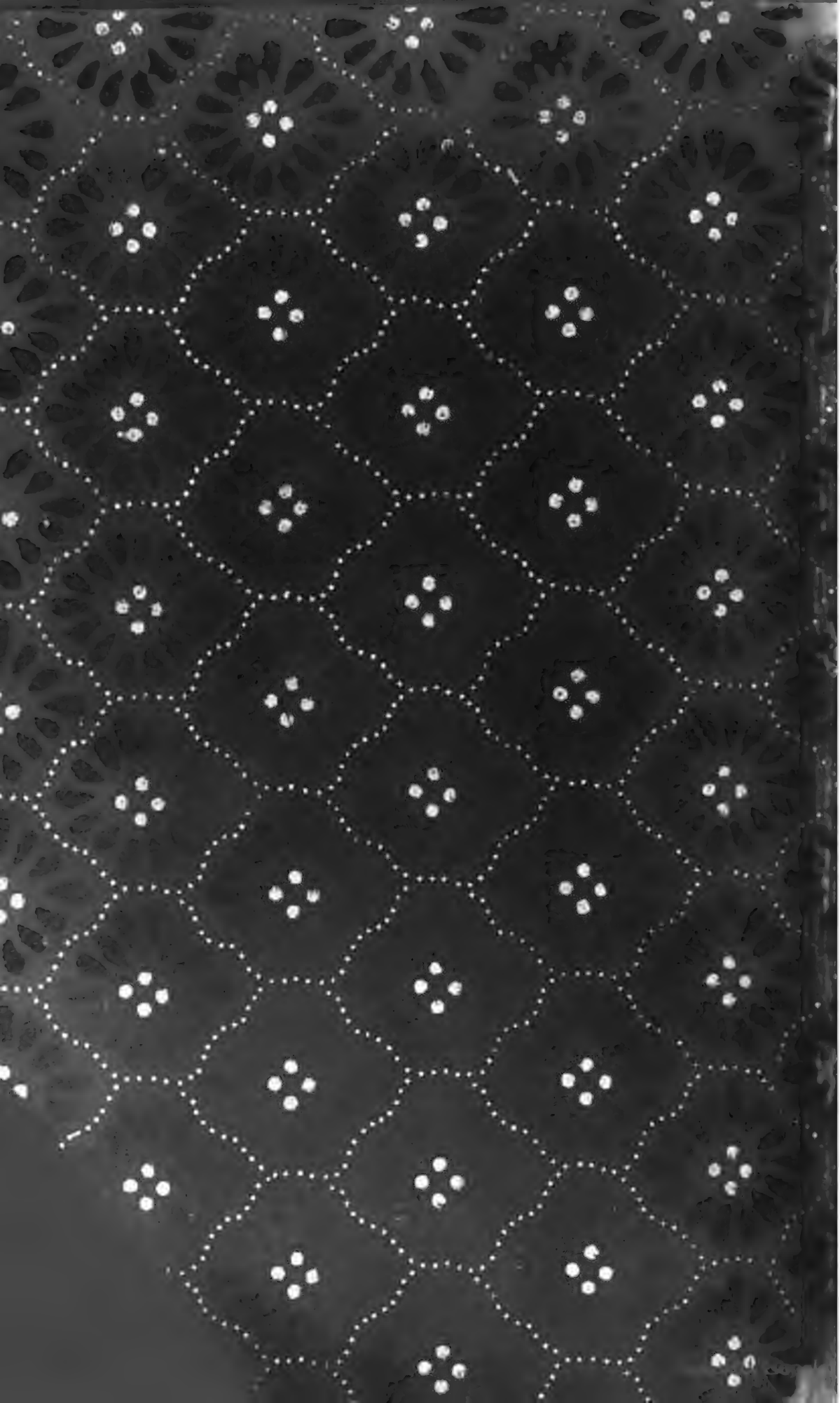
Seite 8 Zeile 11 von oben, lies: Plane, statt: Pläne.
— 10 Z. 7 von unten, l. Fabriksunternehmungen, st. Fabrikunternehmungen.
— 20 Z. 8 v. u. l. Nachbarn, st. Nachbaren.
— 21 Z. 3. v. u. l. Ansicht, st. Absicht.
— 38 Z. 3 v. u. l. Fond, st. Fonds.
— 44 Z. 6 v. u. l. schärfere Ahndung, st. Ahnung.
— 44 Z. 5 v. u. l. verdienten, st. verdienen.
— 53 Z. 2 v. u. l. suchte, st. suche.
— 72 Z. 7 v. o. nach den Worten: seines Briefes, setze hinzu: an mich.
— 135 Z. 11 v. o. l. anträte, st. antrete.
— 184 Z. 9 v. o. l. wüßte, st. wüsse.
— 186 Z. 2 v. o. l. eines, st. ihres.
— 201 Z. 5 v. o. l. Nebelbilder, st. Nebenbilder.
— 238 Z. 8 v. o. l. den, st. dem.
— 238 Z. 12 v. o. l. Launen, st. Laune.
— 258 Z. 1 v. o. l. der, st. die.
— 275 Z. 12 v. o. l. und worin diese, st. und diese.

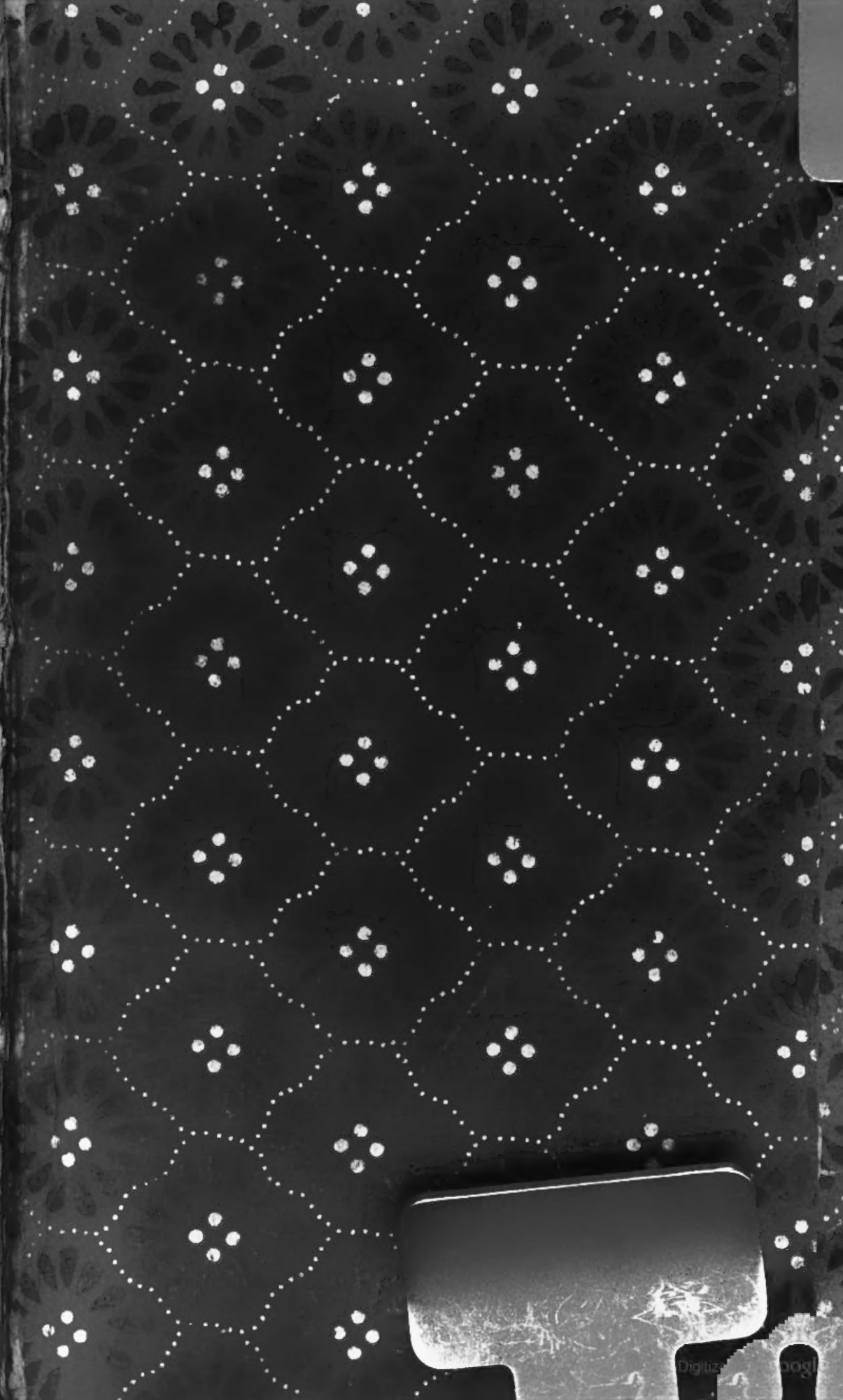
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

+Z168267507





tized by Google